

Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **37 (1978)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen – Comptes rendus

Modèles logiques et niveaux d'analyse linguistique. Colloque organisé par le Centre d'analyse syntaxique de l'Université de Metz (7–9 novembre 1974). Actes p. p. JEAN DAVID et ROBERT MARTIN, Paris (Klincksieck) 1976, 307 p. (*Recherches linguistiques 2*).

Die Beziehungen zwischen Logik und Linguistik im 20. Jh. stellen sich im wesentlichen als eine Abfolge von Mißverständnissen dar. Während die strukturelle Linguistik sich noch abrackerte, ihre Disziplin von den Schlacken der alten aristotelischen Logik zu reinigen, war es ihr offenbar völlig entgangen, daß die Logik selber unterdessen einen entscheidenden Wandel durchgemacht hatte. Wenn es in den letzten zehn Jahren zu einer grundlegenden Wende kam, so ist das weniger das Verdienst Chomskys als dasjenige gewisser seiner abtrünnigen Anhänger. Auch die vorliegenden Akten legen Zeugnis für das wiedererwachte Interesse an der formalen Logik ab. Ob freilich diese späte Liebe der «modernen» Linguistik für die «moderne» Logik zu einer dauerhaften Ehe führen wird, muß sich noch zeigen. Jedenfalls ist das Verhältnis zwischen beiden «Partnern» nicht unproblematisch.

Die erste Überraschung, welche der um ein *aggiornamento* bemühte Linguist beim Studium der Logik erfährt, betrifft zumeist die logischen Operatoren, welche durchaus nicht die gleichen Eigenschaften aufweisen wie jene sprachlichen Ausdrücke, mit denen sie im eigenartigen «sibir» der Logiker gleichgesetzt werden. Mehrere Referate an diesem Kolloquium gingen denn auch auf dieses grundlegende Problem ein.

Der Beitrag von Ryszard Zuber (*Conditionnelle: sémantique ou pragmatique ?*, p. 103–112) befaßte sich mit der Implikation. Zuber glaubt, daß sich die grammatikalische Konstruktion *si... alors* mit Hilfe einer semantischen Präsupposition durchaus auf die materielle Implikation der Logiker zurückführen lasse. Allerdings muß Zuber am Ende seines Referats selber zugeben, daß er nur eine Teillösung vorschlagen kann. Dabei geht er erst noch von zwei Beispielsätzen aus, die mir recht ausgefallen erscheinen:

- (1) Si elle est venue, elle est seule à être venue.
- (2) S'il a commencé sa thèse, il l'a achevée.

Es ist klar, daß in diesen beiden Fällen der Hauptsatz den Nebensatz präsupponiert. Allzu häufig dürfte ähnliches jedoch nicht anzutreffen sein.

Christian Rohrer (*Comment analyser «depuis»?*¹, p. 293–305) geht seinerseits von einer zeitlogischen Definition aus, welche H. Kamp für *depuis (que)* beziehungsweise *since* vorgeschlagen hat. Er weist dann aber gleich deren Unzulänglichkeit nach und beschränkt sich auf eine (im besten Sinne) strukturalistische Untersuchung. Er weist nach, daß sich *depuis (que)* immer auf den zeitlichen Referenzpunkt der Darstellung bezieht. Da man keine Texte

¹ In der Liste der Referate (p. 10/11) und im Inhaltsverzeichnis (p. 307) lautet der Titel dieses Referats dagegen *Logique temporelle et temps linguistique*. Auch sonst sind bei der Drucklegung gelegentlich Ungereimtheiten vorgekommen. Auf p. 47 wird in der Diskussion von CULIOLIS Beitrag auf Dinge repliziert, die im gedruckten Text des Referats gar nicht vorkommen. Offenbar ist eine Anzahl von Texten (und Diskussionsvoten) nachträglich geändert worden; J.-M. ZEMB bestätigt dies auf p. 165 und 188.

im Futur schreibt, kann *depuis (que)*, ähnlich wie *maintenant*, auch nie mit einem Futur gebraucht werden.

Mit einem weit spezielleren Problem befaßt sich Yves Gentilhomme (*La proportion langagière*, p. 69–94). Es geht um Satzgefüge wie

- (3) La course à pied est aux autres sports ce que la géométrie est aux autres sciences (Giraudoux).

Diese können mit einer mathematischen Proportionsgleichung $\frac{a}{b} = \frac{c}{d}$ verglichen werden,

wobei auch hier die Übereinstimmung nicht vollständig ist. Das Interesse dieser Untersuchung liegt darin, daß die Proportionsgleichung auch in der linguistischen Komponentialanalyse eine wichtige Rolle spielt. Schon Trubetzkoy hat den Begriff der proportionalen

Opposition für Fälle wie $\frac{p}{b} = \frac{t}{d} = \frac{k}{g}$ eingeführt.

G. van Hout (*Barbara, etc. Formalisation de la langue naturelle et modèle mathématique*, p. 141–163) dreht dagegen den Spieß um. Am Beispiel des aristotelischen Syllogismus will er nachweisen, daß Aristoteles die meisten Syllogismen schlichthin übersehen hat, weil er in der Ausdrucksweise seiner griechischen Muttersprache befangen war. Versteht jedoch van Hout das gleiche unter einem Syllogismus wie Aristoteles, wenn er auch Tautologien in sein System einbezieht? J.-M. Zemb bestreitet dies in einem außerordentlich scharfen Diskussionsvotum wohl zu Recht.

Daß im Gegenteil die mathematische Logik für die Linguistik nicht ausreicht, auch wenn sie durch zahlreiche Operatoren erweitert wird, und daß deshalb ein völlig neues logisch-linguistisches System gefunden werden muß, ist die Überzeugung Antoine Culiolis und seiner Anhänger, die in Frankreich schon recht zahlreich zu sein scheinen². Culiolis Modell, das sich noch in Entwicklung befindet, baut auf einer Dialektik zwischen *langage* und *langues* auf, d. h. auf dem Gegensatz zwischen der Sprechaktivität als doppeltem Vorgang des Produzierens und Wiedererkennens auf der einen Seite und der Vielzahl der natürlichen Sprachen auf der andern Seite. In der Praxis befaßt sich die Richtung Culiolis in erster Linie mit den Situationen, in denen Sprache erzeugt und auch verstanden wird. Es läßt sich meines Erachtens durchaus darüber streiten, ob man diesen Gesichtspunkt als primär betrachten will.

Culiolis eigener Beitrag zu diesem Kolloquium (*Comment tenter de construire un modèle logique adéquat à la description des langues naturelles?*, p. 35–47) setzt sich kritisch mit gewissen Praktiken der generativen Grammatik auseinander und stellt einige recht anspruchsvolle methodische Forderungen auf.

Ebenfalls von der Notwendigkeit einer «natürlichen» Logik, welche nicht auf die mathematische Logik reduzierbar, aber mit ihr kompatibel ist, erklärt sich Jean-Blaise Grize überzeugt (*Logique et organisation du discours*, p. 95–102). Er gibt eine leider sehr summarische Einführung in die Forschung seines Neuenburger *Centre de recherches sémiologiques*.

Konkrete Vorschläge trägt dagegen J. -P. Desclés vor (*Description de quelques opérations énonciatives*, p. 213–242). Der erste Teil seines Referats gibt zunächst einen nützlichen Überblick über die verschiedenen Anknüpfungspunkte zwischen Logik und Linguistik, wie sie in der Forschung vertreten sind. Der zweite Teil ist dem Versuch einer «linguistique de l'énonciation» gewidmet. Es geht dabei um ein explizites logisches System, mit welchem sich

² Eine knappe Einführung in die Theorien CULIOLIS geben CATHERINE FUCHS/PIERRE LE GOFFIC, *Initiation aux problèmes des linguistiques contemporaines*, Paris 1975, p. 120–127.

der Sprecher, oder besser die verschiedenen Sprecher, in der Gesprächssituation «situieren» (*repérer*). Das Modell ist noch unvollständig, aber ausbaufähig. Immerhin fällt mir auf, daß gewisse Lücken kaum zufällig sein dürften. So beschränkt sich Desclés bei den Personen etwa auf das Verhältnis von *je*, *tu* und *il*, welches ja kaum problematisch ist. Man wäre neugierig zu erfahren, wie er *nous*, *vous* oder gar *on* in ihrer schillernden Vieldeutigkeit zu erfassen gedenkt.

Im Gegensatz zur Richtung Culiolis verteidigte niemand an diesem Kolloquium die Position der generativen Semantik, nicht einmal Christian Rohrer, der diese Theorie seinerzeit in die deutsche Romanistik eingeführt hatte³. Auch die *Montague-grammar*, die in den letzten Jahren eine gewisse Verbreitung gefunden hat, war eigentlich nur negativ vertreten durch das kritische Referat von A. Lecomte und J. Rouault (*Sur les rapports entre la logique et la sémantique*⁴, p. 49–68), die ebenfalls von den theoretischen Positionen Culiolis ausgehen.

Die Richtung Richard Montagues setzt es sich bekanntlich zur Aufgabe, eine logisch-semantische Beschreibung direkt der sprachlichen Oberflächenstruktur zuzuordnen. Von den Einwänden, welche Lecomte und Rouault gegen diese Theorie vorbringen, haben mir die folgenden beiden am meisten eingeleuchtet. Die Aufgabe einer logischen Semantik und damit auch der *Montague-grammar* ist es, Äußerungen einen Wahrheitswert in der außerlinguistischen Realität zuzuordnen. Dies ist jedoch kaum der entscheidende Gesichtspunkt in der Linguistik, besonders etwa, wo es sich um Texte literarischer Fiktion handelt. Ebenso dürfte sich bei aller Achtung vor Frege die Auffassung, wonach der Sinn eines Satzes allein aus dem Sinn seiner Bestandteile ergebe, im Zeitalter der Textgrammatik und der Pragmatik wohl doch überholt sein.

Bei den Beiträgen von Ch. Boitet und J. Chauche (*Approches sémantiques pour les modèles d'analyse automatique de langues naturelles*, p. 243–260) sowie von G. Veillon (*La notion de niveau dans les systèmes d'analyse automatique des langues naturelles. Une approche informatique*, p. 261–272) handelt es sich um die Referate von Informatikern der Universität Grenoble-I.

Der außerordentlich abstrakte Artikel von Boitet und Chauche ist dem Vergleich verschiedener Systeme der automatischen Übersetzung gewidmet und dürfte wohl nur demjenigen etwas bringen, der diese Systeme bereits kennt. Demgegenüber liest sich der Artikel von Veillon recht leicht. Der Autor zeigt darin, warum es vorteilhaft ist, verschiedene Analysemodule parallel zu schalten statt, wie üblich, in hierarchischer Ordnung (z. B. Morphologie – Syntax – Semantik).

Stark mathematischen Charakter hatte auch das Referat von Véronique Huynh-Armanet (*Les profils paradigmatiques du verbe*, p. 277–291), das sich mit linguistischer Statistik befaßt und damit kaum in den Themenkreis des Kolloquiums gehört.

Zwei weitere Beiträge befaßten sich mit der Negation. Vom Referat J. E. Tyvaerts (*Sur la nature logique de la négation*, p. 272–276) liegt leider nur eine dürftige Zusammenfassung vor. Es geht um die Anwendung der intuitiven Logik auf die Linguistik. In dieser Form der Logik läßt sich die Äquivalenz von doppelter Negation und Affirmation nicht beweisen, jedoch diejenige von dreifacher und einfacher Negation. Tyvaerts eigene Beispiele überzeugen wenig, doch gibt es im Französischen durchaus Anwendungsbeispiele. So gilt beispielweise für *impoli*:

³ Cf. CHRISTIAN ROHRER, *Funktionelle Sprachwissenschaft und transformationelle Grammatik*. Die Verwandlung von Sätzen zu Satzteilen im Französischen, München 1971 (*Internationale Bibliothek für allgemeine Linguistik 10*).

⁴ Auch dieses Referat trägt auf p. 10 und 307 einen andern Titel, nämlich *Les théories logiques existantes sont surtout un obstacle à la formation des théories linguistiques*.

- (4) Il n'est pas impoli \neq Il est poli.
 (5) Il n'est pas vrai qu'il ne soit pas impoli \equiv Il est impoli.

Andererseits gilt aber auch die Äquivalenz:

- (6) Il n'est pas vrai qu'il ne soit pas poli \equiv Il est poli.

Im Sinne der Diskussionsvoten von Zemb und Culioli wird man wohl nicht um die Annahme herumkommen, daß wir es bei *impoli* und bei *pas poli* mit zwei verschiedenen Negationen zu tun haben.

Robert Martin (*La paraphrase par double antonymie en français*, p. 112–129) beruft sich auf den theoretischen Rahmen einer – wenig orthodoxen – generativen Transformationsgrammatik. Die Probleme der doppelten Negation und der Paraphrase, welche Martin mit der logischen Äquivalenz gleichsetzt, sind jedoch von großem allgemeinem Interesse. Im übrigen handelt es sich bei diesem Beitrag um eine Vorarbeit zu Robert Martins letztem Buch, das unterdessen erschienen ist⁵.

Eine letzte Gruppe von Aufsätzen befaßt sich schließlich mit der Satzanalyse, die man ja auch als «logische Analyse des Satzes» zu bezeichnen pflegt. Den zweispältigsten Eindruck hinterließ mir der Beitrag von J.-M. Zemb (*L'analyse de la proposition et le calcul des prédicats*, p. 165–191) schon rein formal, da der Autor ständig vom gegebenen Thema abschweift. Zemb geht auf p. 170 von fünf deutschen Nebensätzen aus, die alle einen «Modalisator» (M) wie *nicht*, *vielleicht*, *offensichtlich* aufweisen. Die Satzglieder links vom «Modalisator» nennt er dann Thema (T) und rechts davon Rhema (R).

- (7) [daß] der Präsident die Zeit nicht überwacht

hätte demnach die Struktur: T T M R. Wie man jedoch den entsprechenden Hauptsatz

- (7') Der Präsident überwacht die Zeit nicht

mit dem «Modalisator» am Schluß zu analysieren hätte, erfährt man leider nirgends. Tatsächlich hat im Deutschen die Stellung der Negation *nicht* einen erheblichen Einfluß auf die Satzbedeutung; daraus läßt sich aber schwerlich eine allgemeine Theorie ableiten.

Jean David (*Sur quelques approches logiques de la distinction actants/circonstants*, p. 193–211) wirft erneut das hängige Problem der Unterscheidung zwischen *actants* und *circonstants* auf. Meines Erachtens hatte Tesnière im wesentlichen bloß im Sinn, mit den Begriffen *prime actant*, *second actant* und *tiers actant* eine neue Terminologie für Subjekt, direktes und indirektes Objekt zu schaffen, eine Haltung, welche sich durchaus verteidigen läßt⁶. Demgegenüber arbeitet die deutsche Dependenzgrammatik mit einer mehr logisch-semantisch fundierten Unterscheidung. David setzt sich hier kritisch mit der Theorie auseinander, wonach das *circonstant* ein reduzierter Satz wäre. Dieses Kriterium führt zum gewünschten Resultat in Helbig's Beispielpaar:

- (8) Er wohnte in Leipzig.
 (9) Er starb in Leipzig.

Nur im Satz (9) kann *in Leipzig* für einen Nebensatz stehen:

- (8') * Er wohnte, als er in Leipzig war.
 (9') Er starb, als er in Leipzig war.

⁵ ROBERT MARTIN, *Inférence, antonymie et paraphrase*. Eléments pour une théorie sémantique, Paris 1976 (*BFR A/39*).

⁶ Cf. JAKOB WÜEST, *Les expansions du verbe et leur classification*, in: *Mélanges offerts à Carl Theodor Gossen*, Bern-Liège 1976, p. 925–943.

Wendet man dieses Kriterium jedoch durchgehend an, so schmilzt die Kategorie der *circumstants* «wie Schnee an der Sonne». Auch die Adverbien in *Er protestierte energisch, Sie seufzte tief, Es regnete ununterbrochen* usw. wären dann *actants*, da sie unmöglich durch einen Nebensatz ersetzt werden können. Aus unerfindlichen Gründen versucht dies Jean David aber gerade am ausgefallenen Beispielpaar *die Türe schnell schließen ~ schnell die Türe schließen* zu exemplifizieren.

Bernard Pottier (*Théorie des cas: logique et linguistique*, p. 131–140) stellt seinerseits eine eigene Version einer Kasusgrammatik vor, die er selbst als revidierbar bezeichnet. Im Zusammenhang mit dem Ergativproblem stößt er dabei auf die Möglichkeit, daß eine Kasusopposition auch neutralisiert werden kann. Diese Feststellung scheint mir wichtig, denn ich möchte meinen, daß dies nicht der einzige Fall einer solchen Neutralisation ist⁷.

Was bleibt somit an gemeinsamen Berührungspunkten zwischen Linguistik und formaler Logik übrig? Eugenio Coseriu versucht dies in seinem inhaltsschweren Einleitungsreferat darzustellen (*Logique du langage et logique de la grammaire*, p. 15–33). Vor Jahren hat Coseriu eine Unterscheidung zwischen dem Objekt der Grammatik und der Grammatik als Wissenschaft vorgenommen. Während die Grammatik natürlicher Sprachen durchaus unlogisch sein kann, hat die Grammatik, soll sie als Wissenschaft gelten, unbedingt den Gesetzen der Logik zu gehorchen. Von dieser Auffassung rückt Coseriu nicht ab, räumt aber zusätzlich ein, daß die Logik auch Vergleichszwecken dienen kann. In diesem Fall sei sie allerdings nicht mehr als eine «forme raffinée de la méthode onomasiologique» (p. 26).

Coseriu unterscheidet zwischen einer Logik im landläufigen Sinn, die auch der Sprache zugrundeliegt, und der formalen oder, wie er sie nennt, *apophantischen Logik*. Im weiteren untersucht er die Beziehungen zwischen der apophantischen Logik und den natürlichen Sprachen auf drei verschiedenen Ebenen: auf derjenigen der «parole en général», d. h. der «activité de parler en tant que telle», auf derjenigen der historischen Sprache und auf derjenigen des *discours*, womit er die *parole* im Saussure'schen Sinne meint. Einen Zusammenhang akzeptiert er einzig auf der Ebene des *discours*, insofern gewisse Sätze (assertive Sätze ohne Metaphern und dergleichen) sowohl den natürlichen Sprachen wie der formalen Logik angehören können.

Neu ist eine Ebene der «parole en général». Sie würde die Regeln der Logik im landläufigen Sinn beinhalten, welche uns beispielsweise sagen, daß folgender Satz nicht akzeptabel ist:

(10) * Les cinq continents sont quatre: l'Europe, l'Asie et l'Afrique.

Ich bin insoweit mit Coseriu einverstanden, als daß dieser Satz nicht auf Grund der Regeln einer bestimmten Sprache inakzeptabel ist. Er ist es in allen Sprachen! Für einen belesenen Franzosen ist dagegen folgender Satz durchaus akzeptabel, obwohl der gleiche Vorstoß gegen die «Logik» vorliegt:

(11) Les trois Mousquetaires étaient quatre.

Coseriu bezeichnet es deshalb als besondere Eigenschaft der natürlichen Sprachen, die Prinzipien der «allgemeinen Logik» wieder aufheben zu können. Mir scheint es freilich etwas verfrüht, Regelverstöße zu diskutieren, bevor die entsprechenden Regeln überhaupt aufgestellt sind. Mir scheint das hier entworfene System nicht unproblematisch. Nach meinem Dafürhalten sind es zwei Faktoren, welche über die Akzeptierbarkeit eines Satzes entscheiden:

⁷ Cf. WÜEST, *op. cit.*, p. 939–942. -

a) seine Grammatikalität (auch *Colorless green ideas sleep furiously* ist grammatikalisch!),
 b) die Frage, ob sich der Hörer etwas darunter vorstellen kann: das ist aber ein subjektiver Gesichtspunkt, der sich nicht in allgemeine Regeln fassen läßt.

Jakob Wüest

★

ROBERT MARTIN, *Inférence, antonymie et paraphrase*. Eléments pour une théorie sémantique, Paris (Klincksieck) 1976, 174 p. (*Bibliothèque française et romane A/39*).

In der Logik geht es bekanntlich um Wahrheitswerte. Gottlob Frege setzte den Wahrheitswert eines Satzes mit dessen Bedeutung, d.h. mit dessen Bezugsgegenstand gleich¹. Dieser Auffassung kann jedoch diejenige der Stoa gegenübergestellt werden, die den Wahrheitswert auf der Ebene des Lektors, also vielmehr auf der Seite des Sinnes als der Bedeutung (im Sinne Freges) suchte². Beide Auffassungen entsprechen verschiedenen philosophischen Grundhaltungen, obwohl wir es nicht einfach mit dem Gegensatz zwischen Idealismus und Materialismus zu tun haben. Die Vertreter der modernen Logik haben vielmehr die philosophische Grundposition des Konventionalismus entwickelt, bei der keine «objektive Wahrheit» vorausgesetzt wird, sondern es vom Willen des Logikers abhängt, was er als wahr und was er als falsch betrachten will.

Da auch diese Lösung nicht recht zu überzeugen vermag³, verdient der von Robert Martin vorgeschlagene Neuansatz besondere Beachtung. Martin weist die Wahrheitswerte der linguistisch-semantischen Struktur zu, anerkennt jedoch nur relative Wahrheitswerte: «L'idée centrale – exposée en détail dans le premier chapitre – est que l'une des fonctions d'une théorie sémantique est de définir les relations de vérité qui unissent les phrases. Ainsi la théorie devrait dire par exemple si deux phrases P_1 et P_2 (...) sont des phrases logiquement équivalentes; elle le sont si $P_1 = \text{Pierre a enlevé son manteau}$ et si $P_2 = \text{Pierre a ôté son manteau}$: que l'une soit vraie et l'autre sera vraie; que l'une soit fausse et l'autre sera fausse» (p. 10). Dieses Projekt einer «wahrheitsrelationalen» Semantik scheint mir außerordentlich einleuchtend und läßt mich an Saussures Konzept eines rein relationalen Sprachsystems denken.

Allerdings bekennt sich Martin vielmehr zu einem Sprachkonzept, das sich an die generative Semantik anlehnt. Sein eigenes Sprachmodell entwickelt der Autor im fünften Kapitel. Wir wollen es hier nicht im einzelnen erörtern⁴; positiv aufgefallen ist mir daran vor allem das Bemühen des Autors, die einzelnen Komponenten genau zu trennen. So weist er beispielsweise der transformationellen Komponente einzig die Funktion zu, einzelne Satzglieder in eine andere lineare Ordnung zu bringen. Die Passivtransformation erscheint dagegen auf

¹ «So werden wir dahin gedrängt, den *Wahrheitswert* eines Satzes als seine Bedeutung anzuerkennen (...) Ein Wahrheitswert kann nicht Teil eines Gedankens sein, sowenig wie etwa die Sonne, weil er kein Sinn ist, sondern ein Gegenstand» (GOTTLob FREGE, *Über Sinn und Bedeutung*, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, N. F. 100 [1892], 25–50, Zitate p. 34–35).

² Wir haben den entscheidenden Text des SEXTUS EMPIRICUS p. 114 dieses Bandes in Original und Übersetzung wiedergegeben.

³ Cf. besonders die Kritik von ADAM SCHAFF, *Langage et connaissance*, trad. fr., Paris 1969, 1^{re} partie, chapitre 2.

⁴ Ich möchte trotzdem nicht unerwähnt lassen, daß ich mich mit der (guillauministischen) Interpretation von *il* in *il pleut* (p. 150 ss.) als «personne d'univers» schwerlich befreunden kann.

einem «tiefern» Niveau, in der «Topikalisierungskomponente». Was uns hier interessiert, das ist dagegen, daß zuoberst in diesem Modell als erste Eingabe die semantisch-logische Komponente steht, innerhalb welcher sich auch die Wahrheitsrelationen zwischen verschiedenen Sätzen bestimmen lassen.

Soll nun aber diese Komponente wie in der generativen Semantik die Form eines Prädikatenkalküls haben? Martins Antwort ist ausweichend. Nachdem er die Notwendigkeit einer logischen Komponente verteidigt hat, fügt er hinzu: «Que cette 'logique' ne coïncide avec aucune des formes logiques développées par les logiciens philosophes ou mathématiciens, c'est assez vraisemblable» (p. 131). Im weiteren geht Martin dann auf die einzelnen Bestandteile dieser Komponente ein, welche aus Modalisatoren, einem System semantischer Bausteine und einem System syntaktischer Funktionen bestehen würde. Das alles ist recht einleuchtend, nur wird mir nicht recht klar, welchen Stellenwert die zahlreichen Prädikatenkalküle der vorangehenden Kapitel in diesem linguistischen System einnehmen sollen, und dieses Problem scheint mir in keiner Weise nebensächlich.

Wie man diese Frage auch immer beurteilt, so wird man doch der Methode Robert Martins ihren heuristischen Wert nicht absprechen können. Nehmen wir das bereits zitierte Beispiel der beiden Sätze P_1 (*Pierre a ôté son manteau*) und P_2 (*Pierre a enlevé son manteau*). Beide Sätze sind logisch äquivalent, was sich durch die Formel $P_1 \iff P_2$ darstellen läßt. Das bedeutet, daß P_1 dann und nur dann wahr ist, wenn P_2 wahr ist, und umgekehrt. Diese logische Äquivalenz muß sich aus der semantischen Struktur der beiden Verben erklären lassen. Nimmt man den theoretischen Rahmen der Semanalyse an, so bedeutet dies, daß mindestens ein Semem von *ôter* und *enlever* identisch sein muß. Ist dies nicht der Fall, so wird die gegebene Semanalyse durch die Äquivalenz von P_1 und P_2 falsifiziert. Generell erhalten wir damit ein Mittel zur Verifizierung und Falsifizierung semantischer Hypothesen.

Dies allein sichert dem zu besprechenden Werk seine hervorragende Bedeutung. Daneben ist anzunehmen, daß zumindest gewisse semantische Relationen der Logik und der Linguistik gemeinsam sind. Die Schwierigkeit dürfte ohnehin eher darin bestehen, daß für bestimmte linguistische Relationen kein adäquates logisches Modell besteht, als daß die Logik grundsätzlich andere Strukturen aufwiese als die natürlichen Sprachen. Die Präsuppositionstheorie ist wohl das Musterbeispiel dafür, wie logische Theorien für die Linguistik fruchtbar gemacht werden können. Mit Präsupposition und Implikation befaßt sich Robert Martin denn auch im zweiten Kapitel seines Buches unter dem Titel «La relation d'inférence». Er hält sich dabei an Oswald Ducrots⁵ restriktive Definition der Präsupposition als Teil des Satzinhaltes, welcher sich weder verneinen noch in Frage stellen läßt.

Martin unterscheidet strikte zwischen Präsupposition und (notwendiger) Implikation, für die er folgende modallogische Definitionen vorschlägt (\square 'notwendig', \diamond 'möglich', \sim 'nicht', \wedge 'und', \Rightarrow 'wenn ... dann'):

Implikation: Df. $\square (p \Rightarrow q)$ oder auf Grund der Definition von \square und \Rightarrow :
 $\sim \diamond (p \wedge \sim q)$.

Präsupposition: Df. $\square (p \Rightarrow q) \wedge (\sim p \Rightarrow q)$, d. h. q ist immer der Fall, ob p der Fall sei oder nicht, also: $\sim \diamond \sim q$.

Die Implikation kann beispielsweise eine wichtige Rolle spielen bei der Identifikation von Hyper- und Hyponymen:

⁵ OSWALD DUCROT, *Dire et ne pas dire*. Principes de sémantique linguistique, Paris 1972, der allerdings im zweiten Kapitel nicht zitiert wird.

Une Matra a été incendiée \Rightarrow une voiture de course a été incendiée \Rightarrow une voiture a été incendiée \Rightarrow un véhicule a été incendié.

Gewisse Aspekte der Quantifikation, welche noch genauer zu untersuchen wären, stören zwar das Spiel der Implikationen, doch mindert dies den heuristischen Wert dieser Methode nicht grundsätzlich.

Wozu Präsuppositionen in der Linguistik taugen, dürfte eher bekannt sein. Martin unternimmt hier einen interessanten Versuch, die verschiedenen Arten linguistischer Präsuppositionen zu klassifizieren. Einige Einzelheiten geben dabei allerdings zur Kritik Anlaß. Unser Verfasser glaubt beispielsweise, die Ortsadverbiale würden als Prädikationen zweiten Ranges die Prädikation ersten Ranges präsupponieren, z. B.:

Catherine a acheté son vison à Paris \rightarrow Catherine a acheté un vison (cf. p. 51).

Tatsächlich muß die genannte Präsupposition vom Possessivpronomen ausgehen und keineswegs vom Ortsadverbiale. Um dies festzustellen, genügt es, das Possessivum etwa durch ein Indefinitum zu ersetzen:

Catherine n'a pas acheté de vison à Paris

präsupponiert nicht *Catherine a acheté un vison*.

Ebenso haben *se souvenir que p* und *nier que p* meines Erachtens nichts in der Liste derjenigen Verben zu suchen, die präsupponieren, daß *p* (cf. p. 56). Das würde sonst bedeuten, daß derjenige, der etwas bestreitet (*nier*), notgedrungenmaßen immer unrecht hat. Ebenso bedeutet für mich

Je ne me souviens pas de l'avoir rencontré

nicht, daß ich dem Genannten unbedingt schon begegnet bin, sondern vielmehr, daß ich ihm vielleicht begegnet bin, vielleicht auch nicht, mich aber jedenfalls nicht mehr daran erinnere. Das macht den Unterschied aus zwischen *oublier que p* und *ne pas se souvenir que p*.

Im dritten Kapitel befaßt sich Martin mit der «relation d'antonymie», besonders mit der lexikalischen Antonymie. Gleich zu Beginn des Kapitels unterscheidet er zwei Arten der Negation oder, wie er sich ausdrückt, zwischen Negation und «Inversion». Nur in Fällen wie *possible/impossible* haben wir es mit der logischen Negation zu tun, welche neben wahr und falsch keine dritte Möglichkeit zuläßt. Im Falle von *heureux/malheureux* gibt es jedoch auch eine dritte Möglichkeit: *ni heureux ni malheureux*. Man kann deshalb sagen, *heureux* und *malheureux* seien logisch inkompatibel ($p \mid q$), während *possible* und *impossible* zueinander im Verhältnis einer exklusiven Disjunktion stehen ($p \vee q$). Diese einleuchtende Unterscheidung leidet nur unter dem Fehler, daß der Verfasser für seinen «Inversionsoperator» keine einschlägige logische Formalisierung vorschlagen kann.

Im weitem zeigt Martin, daß die Antonymie nicht das ganze Semem, sondern nur ein einzelnes Sem betrifft. Wörter, die nichts miteinander gemeinsam haben, können keine Antonyme sein. So gilt beispielsweise *acheter* 'obtenir une chose pour de l'argent' als Antonym von *vendre* 'céder une chose pour de l'argent'. Eine genauere Untersuchung des Phänomens hängt damit allerdings von weiteren Fortschritten der Semanalyse ab. Daß hier noch vieles im argen liegt, zeigt des Verfassers eigene Analyse von *entrer* auf p. 65. Meines Erachtens handelt es sich hier um eines jener Verben der Zustandsänderung, welche immer einen vorangehenden Zustand präsupponieren, hier denjenigen des Draussenseins. Da die Negation in der Regel die Präsupposition nicht anfight, ist

Pierre n'est pas entré

so gut wie gleichbedeutend mit

Pierre est resté au dehors.

Gewiß kann in bestimmten Kontexten *ne pas entrer* auch «mit dem Sinn von *sortir* kompatibel sein», doch handelt es sich dann um die «polemische» Negation, mit der man die Wahl des Verbs und damit auch dessen Präsuppositionen anfecht. *Sortir* ist ein Antonym von *entrer* und keineswegs mit der negativen Form *ne pas entrer* gleichzusetzen. Es kommt zwar vor, daß Antonymie und Negation äquivalent sind (*ce n'est pas possible* \iff *c'est impossible*), doch ist das offenbar die Ausnahme.

Bleibt das letzte der drei mittleren Kapitel, das vierte, das annähernd den gleichen Umfang hat, wie das zweite und dritte Kapitel zusammen. Es geht darin auch um ein besonders wichtiges Problem, vor allem im Zusammenhang mit der generativen Transformationsgrammatik, nämlich um die «relation de paraphrase». Martin unterscheidet zunächst zwischen der pragmatischen und der linguistischen Paraphrase. In einer Situation, wo sich einzig ein grüner Farbstift in Reichweite der Gesprächsteilnehmer befindet, sind die beiden Sätze *Donnez-moi le crayon vert* und *Donnez-moi le crayon* durchaus synonym. Solche Situationen zu erfassen ist allerdings nicht Aufgabe der Linguistik im engeren Sinne, sondern der Pragmatik, sofern man den Versuch, alle möglichen Sprechsituationen zu erfassen, nicht von vornherein für utopisch hält.

Die linguistische Paraphrase definiert Martin (p. 85) dagegen als (notwendige) Äquivalenz zweier Sätze P_i und P_j nach der Formel $\square (P_i \iff P_j)$. Dies scheint mir eine sehr glückliche Definition zu sein. Allerdings müßte diese Äquivalenz dann wirklich in allen Kontexten gegeben sein, was sich recht schwer nachprüfen läßt. Insofern erscheint mir Martins Argumentation gelegentlich etwas summarisch, zumal er sich in diesem Kapitel auf drei wenig problematische Sonderfälle beschränkt:

- la paraphrase par variation connotative
- la paraphrase par double antonymie
- la paraphrase par substitution synonymique.

Ich kann mich hier kurz fassen, da ich im einzelnen kaum Einwände vorzubringen habe. Was die Konnotation betrifft, so verwirft Martin eine Reihe von Definitionen, darunter auch diejenige Hjelmsevs, um die Konnotation schließlich als Ausdruck der Haltung des Sprechers zum Gesagten zu werten⁶. Im zweiten Abschnitt werden dagegen einige Paraphrasen eher komplexer Natur wie *je veux partir* \iff *Il n'est pas nécessaire que je reste* oder *X est à gauche de Y* \iff *Y est à droite de X* besprochen. Im letzten Abschnitt interessiert dagegen vor allem die Definition der Synonymie: «On dira (...) de deux unités a et b qu'(elles) sont synonymes, si la substitution de a à b dans p conduit à une paraphrase q de p» (p. 113)⁷.

⁶ Für eine ähnliche Auffassung cf. LUIS J. PRIETO, *Pertinence et pratique*. Essai de sémiologie, Paris 1975, p. 61 ss.

⁷ Eine letzte Bemerkung muß leider der völlig unausgeglichene Zitiertechnik ROBERT MARTINS gelten. Hier nur einige Beispiele:

p. 64: J. POHL, 1970, p. 186.

p. 88: G. MOUNIN 1963, chap. X.

p. 89: H. G. SCHOGT (1972), p. 20.

p. 92: M.-N. GARY-PRIEUR (1971, p. 97, n. 4).

Wenn man übrigens schon in dieser abgekürzten Art zitiert, so sollte man die Autoren in der Bibliographie dann auch in durchlaufender alphabetischer Folge aufführen, damit dem Leser zusätzliche Sucharbeit erspart bleibt.

Es ist schwer, auf wenigen Seiten einen Eindruck vom inhaltlichen Reichtum dieses vielleicht etwas heteroklitischen Buches zu vermitteln. Nicht unerwähnt lassen möchte ich immerhin jenen meisterhaften Abschnitt (p. 22–25), wo Martin die Konzeption einer Semantik, welche auf dem Prinzip der Akzeptabilität aufbaut, *ad absurdum* führt. Gewiß erscheint einiges in diesem Buch noch recht skizzenhaft, doch sollte man sich nicht zu sehr bei Einzelheiten aufhalten, wenn man dem eigenständigen Charakter dieser persönlichen Standortbestimmung gerecht werden will. Die wesentlichen Fragen lauten für mich vielmehr, ob die Sicht des Autors kohärent ist, und ob der hier vorgetragene Entwurf einer wahrheitsrelationalen Semantik der Wissenschaft neue Horizonte eröffnet. Ich wage es, beide Fragen mit einem eindeutigen Ja zu beantworten.

Jakob Wüest

★

WILHELM PÖTTERS, ANNEGRET ALSDORF-BOLLÉE, *Sprachwissenschaftlicher Grundkurs für Studienanfänger: Französisch*. Materialien zur Einführung in die französische Sprachwissenschaft. 2. verbesserte und um ein Sachregister erweiterte Auflage, Tübingen 1975, 185 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 19).

«Im sprachwissenschaftlichen Teil des Philologiestudiums ist, wie die Erfahrungen der Lehrenden und Lernenden zeigen, der allseits beklagte 'Bruch' zwischen Wirklichkeit des Schulabschlusses und Anspruch der Universität besonders groß» (p. III). Im Bestreben, diese Informationslücke der Studienanfänger zu schließen, haben die Verfasser in mehreren Semestern erprobte Materialien zu einem als Orientierungshilfe gedachten «Grundkurs Französisch» systematisch zusammengestellt. «Die in den Kapitelüberschriften genannten Themen werden nur in ihren elementaren Grundlagen und am Beispiel einer Einzelfrage behandelt. Das gilt besonders für die Ausführungen zur wissenschaftlichen Arbeitstechnik, zur allgemeinen Sprachwissenschaft und zur Romanistik ... Die einzelnen Kapitel gliedern sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – jeweils in vier Teile: Terminologische Erläuterungen, Titel, Text(e) und Aufgaben. Die terminologischen Erläuterungen sind so kurz gefaßt, wie es die wissenschaftliche Problematik der behandelten Themen erlaubt. Die bibliographischen Angaben sind nach folgenden Kriterien ausgewählt: wichtige Handbücher, neuere Forschungsbeiträge, Vorschläge für eine eigene Handbibliothek. Die Texte sind kurze Dokumente der französischen Sprache und Sprachwissenschaft; sie sollen die thematische und methodische Auffächerung des Faches an überschaubaren Einzelproblemen verdeutlichen. Mit den Fragen schließlich können die in den einzelnen Kapiteln gewonnenen Erkenntnisse vertieft werden» (p. III). Ich gebe Konzeption und Intention der Verfasser bewußt im Wortlaut wieder. Die getroffene Auswahl der Texte und bibliographischen Hilfsmittel ist somit subjektiv bestimmt und beschränkt. Es wäre daher ebenso leicht wie unbillig, den Verfassern am Zeug herumzuflicken, nur weil ich mir in manchen Sektoren einen solchen Grundkurs anders vorstellen könnte. Ich möchte mich deshalb nur zu den Abschnitten äußern, wo ich die vorgeschlagene Orientierungshilfe aus irgendeinem Grund für ungenügend, methodisch ungeschickt, sogar für eventuell irreführend halte. Da das Manuskript im August 1974 abgeschlossen wurde, hat es auch wenig Sinn, bibliographische Lücken für die letzten vier Jahre (ich schreibe diese Zeilen im August 1978) bedauernd festzustellen. Anders liegt die Sache freilich für die Zeit vor August 1974.

1. *Zur Technik des wissenschaftlichen Arbeitens* (p. 1–12). Empfiehlt man Studienbibliographien dem Studenten zum Kauf (p. 2), so müssen diese unbedingt charakterisiert werden: zwei in Umfang, Präsentation und auch Zuverlässigkeit derart verschiedene Werke wie Peter Ronge's überbordende *Studienbibliographie Französisch* (Frankfurt M. 1971), die einen Anfänger zweifellos überfordert, und Gustav Ineichens knapp und klar gezeichnete *Bibliographische Einführung in die französische Sprachwissenschaft* (Berlin 1974) können nicht kommentarlos und gewissermaßen im gleichen Atemzug genannt werden. Als Muster einer Rezension wurde Ludwig Sölls Besprechung der 2. Auflage von Wartburgs *Einführung in NS 12* (1963), 387 ss. ausgewählt. Dagegen ist gewiß nichts einzuwenden. Doch ist darin von «Galloromania» und «galloromanisch» die Rede, u.a. p. 4, N 1, wo das *FEW* kurz vorgestellt wird, als ein Werk, «das den gesamten galloromanischen Wortschatz aller Landschaften und aller Jahrhunderte mit allen lautlichen Spielarten der einzelnen Mundarten zusammenfaßt». Der Anfänger wird hier also mit einer Bezeichnung konfrontiert, die noch nicht definiert wurde. Aus der Legende zur Karte auf p. 34/35 geht hervor, daß «norditalienisch (außer ven. und ligur. [sic])» zu Recht unter «galloromanisch» subsumiert ist. Die galloromanischen Dialekte Norditaliens werden jedoch vom *FEW* nicht erfaßt, und sein Untertitel ist bekanntlich «cum grano salis» zu verstehen. Ein Studienanfänger kann das aber nicht wissen!

2. *Allgemeine Sprachwissenschaft* (p. 13–28). In einem Grundkurs für Französischstudenten müßte p. 13 unbedingt erwähnt werden, daß dt. *Philologie* und fr. *philologie* nicht dasselbe meinen. Ob man p. 14 den Studierenden mit der Empfehlung von Jean Perrot, *La linguistique (Que sais-je? 570)* etwas Gutes tut, möchte ich bezweifeln. Hingegen sollte unbedingt das unter der Leitung von Bernard Pottier entstandene Übersichtswerk *Le langage* (Centre d'Etude et de Promotion de la Lecture, Paris 1973) zitiert und empfohlen werden. Saussure's *Cours* sollte besser in der von Tullio de Mauro besorgten kritischen Ausgabe genannt werden (französische Übersetzung von L.-J. Calvet, Paris 1972); so auch p. 19. Die verschiedenen Tendenzen der Forschung werden im übrigen durch gut gewählte Texte anschaulich präsentiert.

3. *Romanische Sprachwissenschaft* (p. 29–37). Die alphabetisch geordnete Liste der «Arbeitsbücher für Studienanfänger» wie auch diejenige der «Darstellungen der romanischen Sprachen und der Romanistik (für Fortgeschrittene)» (p. 30) erheischte unter allen Umständen einen Kommentar. Es ist nicht anzunehmen, daß der Durchschnittsstudent von sich aus alle diese verschiedenen Werke vergleicht; dazu fehlen ihm in der Regel die Zeit, die Neugier und vor allem die wissenschaftliche Kritikfähigkeit. Er wird sich daher auf den Titel verlassen und das Buch wählen, dessen Überschrift ihm die meistversprechende scheint, und das ist nicht unbedingt der beste Weg. Die Verfasser hätten bei einer Charakterisierung der einzelnen Werke allerdings auch den Mut zur Wertung aufbringen müssen. – «Die Mundart von Paris, das Französische», von der p. 31–32 die Rede ist, als vornehmliche Basis der französischen Schriftsprache «aller drei Epochen» (= afr., mfr., nfr.) in dieser Form hinzustellen, ist eine gefährliche «terrible simplification». – P. 33: Unter «Rätoromanisch» werden traditionsgemäß die drei Gruppen Bündnerromanisch, Zentralladinisch und Friaulich aufgezählt. Im Lichte des heutigen Standes der Forschung ist dies kaum mehr so ohne weiteres zulässig. Die völlig verfehlt Bezeichnung «Alpenromanisch» sollte endlich und endgültig aus den Handbüchern verschwinden.

4. *Französische Sprachwissenschaft: Überblick über Methoden und Teildisziplinen.* – 4.1. *Lautlehre: Phonetik/Phonologie; Orthoepie/Orthographie* (p. 38–50). – 4.2. *Wortlehre:*

4.2.1. *Das «Wort»* (p. 51–53). – 4.2.2. *Morphologie* (p. 54–58): p. 58 wird das von Jean Dubois aufgestellte Schema der sieben Konjugationen des gesprochenen Französisch wiedergegeben; bei *joindre* ist der Anlautskonsonant der drei Formentypen von *j* in *ɟ* zu verbessern. – 4.2.3. *Wortbildung* (p. 59–66): hier fehlt unter den angeführten Titeln die p. 168 im Literaturverzeichnis zitierte Arbeit von Jean Dubois, *Etude sur la dérivation suffixale en français moderne et contemporain* (Paris 1962). – 4.2.4. *Lexikographie und Lexikologie* (p. 67–78). P. 78, Aufgabe a): hier sollte statt der Ausgabe von 1960 (so auch p. 168) die Neubearbeitung von J. Dubois, R. Lagane, A. Lerond, *Dictionnaire du français classique*, Paris 1971, angeführt werden. Aufgabe b) und d) nehmen Bezug auf Littré. Ohne diese bedeutendste Leistung der französischen Lexikographie des 19. Jahrhunderts herabwürdigen zu wollen, glaube ich nicht, daß man einem Studienanfänger einen guten Dienst leistet, wenn man ihn zu Übungen mit diesem heute gänzlich veralteten Werk, das den Wortschatz bis etwa 1830 erfaßt, auffordert. – 4.2.5. *Semantik* (p. 79–88). P. 88, Aufgabe c) «Suchen Sie in der *Bibliographie Linguistique* zehn Titel monographischer Forschungsarbeiten zur französischen Semantik, und zwar je fünf semasiologischer und onomasiologischer Orientierung» dürfte etwas viel von einem Anfänger verlangen, denn alles, was er bislang von Semasiologie *stricto sensu* – es ist sonst immer von «Semantik», «sémantique» die Rede – und von Onomasiologie erfahren hat, erschöpft sich in sieben Zeilen eines Zitates (p. 80) aus Georges Mounin, *Clefs pour la sémantique* (Paris 1972). Ich glaube nicht, daß ein Anfänger aufgrund des Selbststudiums allein und ohne jegliche weitere Anleitung fähig ist, diese Aufgabe befriedigend zu lösen. Damit stellt sich eine Frage, die ich schon anlässlich der früheren Abschnitte hätte stellen können: Inwieweit kommt der Studierende bei diesem «Grundkurs» ohne äußere Hilfe aus? Da es sich nicht um einen Reader im engeren Sinn des Wortes handelt, welcher das Walten einer Lehrperson naturgemäß voraussetzt, sondern die Verfasser in mehr oder weniger starkem Ausmaß in die Darstellung eingreifen, entsteht eine Doppelgleisigkeit, die ich nicht für glücklich halte. Ich möchte diesen Einwand am folgenden Abschnitt 4.2.6. *Etymologie* (p. 89–96) illustrieren. Die terminologische Erläuterung wird mit einem Passus aus Pierre Guiraud, *L'étymologie (Que sais-je? 1122)* gegeben; als Text figuriert ein ansehnlicher Passus aus der Préface zu Bloch/Wartburg von Antoine Meillet. Zur Exemplifizierung haben die Verfasser fr. *brûler* bzw. lat. *USTULARE* gewählt. Die betreffenden Artikel aus dem *REW*, dem *EWFS*, aus Dauzat/Dubois/Mitterand und Bloch/Wartburg werden in Fotokopie reproduziert, nicht aber der *FEW*-Artikel (14, 75b–82b); zumindest die Diskussion p. 81 dieses Artikels hätte abgedruckt werden müssen, da sie um einiges mehr aussagt als die Kurzfassung in *Bl/Wtbg*. Der Zweck der Übung ist für die Verfasser ganz eindeutig, nämlich nachzuweisen, daß die alte Etymologie **PERUSTULARE*, die auch Diez akzeptiert hatte, die richtige ist. Damit wird dem Studierenden jede diesbezügliche Überlegung aufgrund der Angaben der etymologischen Wörterbücher – den Artikel des *FEW* bekommt er ja gar nicht zu Gesicht – abgenommen. Weit nützlicher wäre es für ihn, daß ihm die Unterschiede in Konzeption und Methode der Etymologie, beispielsweise anhand von *REW* und *FEW*, durch die Gegenüberstellung von Artikeln klargemacht würden.

4.3 *Satzlehre: Morphosyntax, Syntax, Makrosyntax* (p. 97–106). Nach den terminologischen Erläuterungen werden einige Werke zur Syntax, diesmal mit allerdings ziemlich summarischem Kommentar vorgestellt. Wartburg/Zumthor als Vertreter der traditionellen normativen Satzlehre (was man darunter genau zu verstehen hat, wird nicht präzisiert), Jean Dubois (*Grammaire structurale | Nom et pronom*) als Vertreter des distributionellen und Lucien Tesnière (*Éléments*) als Vertreter des funktionellen Strukturalismus. Für die GTG werden Maurice Gross (*Gramm. transformationnelle: Syntaxe du verbe*), Jean Dubois (*Gramm.*

struct. / La phrase et les transformations), Jean Dubois et Françoise Dubois-Charlier (*Éléments*) und Jürgen M. Meisel (*Einführung in die transformationelle Syntax*, Tübingen 1973) genannt und die Methode wird kurz charakterisiert. Als Text wurde der in *VRom. 25* (1966), 82–89, veröffentlichte Aufsatz von Harald Weinrich, *La place de l'adjectif en français*, abgedruckt, auf den sich auch Aufgabe a) p. 106 bezieht: «Worin unterscheidet sich Weinrichs Analyse methodisch von der Darstellung in normativen Grammatiken?». An sich als Denkansatz gut geeignet. Aber woher kennt der Anfänger normative Grammatiken? Das Literaturverzeichnis bietet ihm in dieser Beziehung recht wenig (Grevisse, Klein/Strohmeyer [Mittelschulstufe]). Aufgabe c) «Stellen Sie eine chronologisch geordnete Bibliographie... zum Problem der Stellung des französischen Adjektivs zusammen» kann ein findiger Student leicht lösen, wenn er Erwin Reiners Arbeit *La place de l'adjectif épithète en français (théories traditionnelles et essai de solution)*, Wien–Stuttgart 1968¹, in der Bibliothek seines Romanischen Seminars entdecken sollte. – Alles in allem ein verunglückter Abschnitt. Die französische Syntax ist denn doch ein zu großes und zu schwieriges Gebiet, als daß man sie auf 10 Seiten (wovon 6½ Seiten auf den Aufsatz Weinrichs fallen) präsentieren könnte, selbst wenn man optimistischerweise annehmen sollte, sie sei das Gebiet, auf dem der Student von der Mittelschule relativ gute Kenntnisse mitbringt.

4.4. *Textlehre: Rhetorik, Stilistik, Textlinguistik* (p. 107–110). – 4.5. *Sprachtypologie: Zur Charakteristik des Französischen* (p. 111–116).

4.6. *Sprachgeschichte: Epochen der Entwicklung der französischen Sprache* (p. 117–127). Als Text wurde der Coup d'œil d'ensemble (p. 404–409) der *Histoire d'une langue: le français* von Marcel Cohen gewählt. Dazu werden als Dokumente gestellt: der Anfang der *Strasbourg-er Eide* in einer graphisch-phonetisch manipulierten Fassung, was ich als Skandal bezeichnen möchte; die Verse 30–44 aus dem Prooemium des *Cligés*; den Artikel 111 der *Ordonnance de Villers-Cotterêts*; anschließend Auszüge aus Wartburgs *Evolution* oder aus J.-P. Caput, *La langue française*, t. I (Paris 1972), für die Zeit von Calvin, über die Klassiker und Victor Hugo, bis zu Raymond Queneau's eher pessimistischen Prognose über die heute drohende oder bereits herrschende Diglossie.

4.7. *Sprachgeographie und Dialektologie: Die sprachliche Gliederung Frankreichs* (p. 128–135). Die Übersichtskarte der dialektalen Gliederung, entnommen dem recht diskutablen Werklein von Pierre Guiraud, *Patois et dialectes français (Que sais-je? 1285)*, ist zu grob und teilweise falsch skizziert. Man vergleiche die Grenzziehung zwischen Pikardisch, Wallonisch und Lothringisch. Mit den terminologischen Erläuterungen (Abgrenzung Sprache/Dialekt, dialecte/patois, Regionalsprache) und dieser Karte ist für die Verfasser offenbar das mitgeteilt, was ein Studienanfänger ihrer Meinung nach von der sprachlichen Gliederung Frankreichs wissen muß! Als Text wird ein Aufsatz von Werner Bökenkamp, Pariser Kulturkorrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, «*Sprache der Troubadoure*», vom 16. Dezember 1972, abgedruckt, anschließend der Protestsong *Lo dreit de viure* von Patric mit französischer Übersetzung. Unwissenschaftlicher geht's nimmer! – Unter dem Untertitel «Die Sprachatlanten» wird der *ALF* vor- und dem *AIS*, der ausführlich charakterisiert wird, gegenübergestellt. Es folgen aus Vidos, *Handbuch*, p. 105s., Ausführungen zur Bezeichnung der 'Schürze' in Frankreich und Italien, und auch in der Aufgabe wird der Studierende ein-

¹ Cf. auch vom gleichen Autor: *Studie zur Stellung des attributiven Adjektivs im neueren Französisch*, Wien 1976.

geladen, *ALF* 1274 und *AIS* 1573 'Schürze' zu vergleichen. Das mag ja nützlich und lehrreich sein. Daß man es darob aber unterläßt, wenigstens ein Sterbenswörtlein über die zahlreichen, großartigen Unternehmungen im Rahmen der französischen Regionalatlanten zu sagen, ist unverständlich.

4.8 *Sprachsoziologie und Soziolinguistik: Die sozial bedingte Differenzierung des Französischen* (p. 136–145). – 4.9. *Sprachwissenschaft und Übersetzung* (p. 146–153): in der Spezialbibliographie b) fehlt das sehr brauchbare Werk von Katharina Reiß, *Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik* (München 1971).

Das 5., abschließende Kapitel trägt den Titel «*Sprachwissenschaft und Sprachlehre*» (p. 154–165) und schneidet das recht umstrittene Thema vom Nutzen der Linguistik für den praktischen Sprachunterricht an. In meinen Augen ein gut gelungener Abschluß dieses Buches, dem ich diese Qualifikation in manch anderen Abschnitten leider nicht zu geben vermag. Es stellt sich die prinzipielle Frage, ob derartige praktische Einführungen in die französische Sprachwissenschaft, welche aus den spezifischen personellen Gegebenheiten – sowohl was die Dozenten als auch was die Studierenden betrifft – der einzelnen Romanischen Seminare des deutschen Sprachraums heraus entstehen, durch die Drucklegung gewissermaßen auch interuniversitär und international in Szene gesetzt werden sollen. Wie die Akzente in Forschung und Lehre in den verschiedenen Disziplinen gesetzt werden, differiert von Universität zu Universität und ist diktiert – zumindest in erster Linie – von den Interessengebieten der Lehrpersonen. Deshalb ist es eine Utopie, eine alle und überall und in allem befriedigende Studienanleitung zu publizieren.

C. Th. G.

★

ROBERT A. HALL, JR., *Comparative Romance Grammar*, vol. II.: *Proto-Romance Phonology*, New York – Oxford – Amsterdam (American Elsevier Publishing Company) 1976, 297 p. (*Foundations of linguistics series*).

Cet ouvrage est le deuxième volume d'une série, dont nous avons présenté le premier volume ici-même (*VRom.* 35, 144–145). Il est entièrement consacré aux faits phoniques.

La préface renvoie au volume I pour ce qui concerne les vues fondamentales de l'auteur sur le langage; elle explique brièvement que l'ouvrage est conçu selon la méthode comparative et puis donne la liste des sources où l'auteur a puisé les matériaux; parmi ces sources, on relève notamment le *REW*, l'*ALF* et l'*AIS*.

Dans l'introduction (I.), l'auteur passe en revue les principaux aspects de la méthode comparative historico-génétique appliquée aux sons: la reconstruction du phonétisme du roman commun, qu'il appelle «Proto-Romance», les facteurs qui interfèrent avec l'évolution phonétique régulière et dont il y a lieu de tenir compte (les changements phonétiques irréguliers ou sporadiques tels que dissimilation, assimilation, haplogogie, l'étymologie populaire, les hyperurbanismes et l'influence de l'orthographe), la nature du roman commun reconstruit, toujours sujet à révision en fonction de découvertes nouvelles, le problème de son unité et de certaines fragmentations (comme le traitement de la diphtongue latine *au*, par exemple dans *áyuru* et *kó'da*).

Suit, sous 2., un inventaire phonologique du roman commun («Phonemic inventory of Proto-Romance»). Dans ce chapitre, le plus étendu du livre, sont réunis 1018 mots reconstruits du roman commun, assortis de la forme latine correspondante, des formes qui en sont dérivées dans les principales langues romanes, pour autant que ces formes existent, de la traduction anglaise et d'un texte bref résumant l'évolution phonétique à partir du roman commun. Référence systématique est faite aux articles du *REW*. Une numérotation continue des exemples facilite les renvois. Les mots du roman commun, fonctionnant comme illustrations de données phoniques, sont classés selon des principes phonétiques en éléments simples et groupes, dans chacune de ces catégories en voyelles et consonnes; au besoin, pour les voyelles, une distinction est faite, naturellement, entre les atones et les toniques; enfin, les principales positions de l'élément phonique dans le mot sont représentées. Il importe de noter que le classement des exemples est fait en fonction du mot dans sa forme proto-romane et non dans sa forme latine, de sorte que le mot pour 'miroir', par exemple, illustre le groupe consonantique *kl* (roman commun *ispéklu*) et que le *m* final n'est pas illustré. Une série complémentaire d'exemples, au nombre 469, classés par ordre alphabétique, et numérotés à la suite de ceux de l'inventaire, est donnée dans l'appendice I. Ainsi, nous disposons d'un corpus d'unités lexicales du roman commun, en transcription phonologique, illustrant non seulement tous les phonèmes mais également les principaux groupes de phonèmes (diphthongues, «clusters», etc.). L'auteur donne les traditionnels schémas du système phonologique (p. 18 pour les voyelles, p. 61 pour les consonnes); il ne présente pas d'analyse phonologique proprement dite, mais rien n'empêche le lecteur de procéder à cette analyse à partir de paires minimales, qu'il puisera ici à foison (comme *kálle* 'path, road, street', 661 / *kállu* 'callus', 1179; *kúmmu* 'female genitals', 655 / *kúnju* 'wedge', 893).

Les chapitres 3 et 4, assez brefs, apportent des commentaires, complément indispensable de la longue série d'exemples. Dans 3.1., l'auteur examine les rapports entre roman commun et latin classique, expliquant que le roman commun n'est pas une langue fille du latin classique mais une langue soeur, que donc les parlers romans sont des langues nièces du latin classique, qu'entre le roman commun et le latin classique il n'y a pas de rupture socio-linguistique, l'un étant l'aspect vulgaire, l'autre l'aspect cultivé, artificiel et sophistiqué d'un même parler. Il relève toutefois leur différence foncière, qui résulte, pour l'observateur moderne, du fait que d'une part la reconstruction du roman commun est une abstraction «which is slightly out-of-focus» (p. 178) et que d'autre part ce que nous connaissons du latin est «a quite limited and by no means wholly representative sample of one end of what must have been a much more extensive range of usage» (p. 178). Suivent quelques remarques sur les principales différences phoniques entre le latin et le roman commun. Dans 4., l'auteur, ayant dans ses exemples précédents posé le roman commun au sens absolu du terme, donnant par exemple pour le latin *CENTUM* la forme *kéntu*, présente les évolutions subséquentes les plus anciennes. Sous 4.1., il montre comment la fusion successive de /i/ avec /e/ et de /u/ avec /o/ permet de dégager ce qu'il appelle respectivement «Proto-Continental Romance» et «Proto-Italo-Western Romance», mais aussi que d'autres évolutions phonétiques, par exemple la syncope, ne sont pas de nature à permettre un clivage aussi rigoureux. Il aborde également (4.2.) d'autres phénomènes anciens (métaphonie, diphthongaison, etc.), en signalant spécialement ceux qui, comme la diphthongaison, n'ont pas encore été décrits et expliqués de manière satisfaisante. Sous le titre de «Systemic amplifications» (4.23.), il mentionne des développements du système roman qui sont relativement tardifs et appartiennent en propre à des parlers romans particuliers (par exemple, la nasalisation en français et en portugais); et, à propos de certaines convergences typologiques (la formation indépendante de systèmes vocaliques à cinq termes en sarde et en espagnol), il arrive à une conclusion qui nous paraît importante

pour la méthode: «The fact that in these, as in so many other, instances the same pattern has been reached by diverse routes demonstrates the invalidity of typological considerations for the classification of languages or language-groups on an historical basis» (p. 194). Il illustre enfin (4.5., 4.6., 4.7.) les éléments perturbateurs de l'évolution phonétique présentés au chapitre 1.

L'appendice II est une liste alphabétique des mots du roman commun qui ont été mentionnés dans les exemples du chapitre 2 et dans l'appendice I.

Toutes les références à la littérature spécialisée sont reléguées dans des notes, à la fin de chaque chapitre, lesquelles notes renvoient à une bibliographie qui figure en fin de volume.

Nous ne nous arrêterons pas à quelques défauts mineurs, des «Schönheitsfehler» en somme, et ne mentionnerons qu'en passant deux lacunes de la théorie: R. A. Hall ne dit pas qu'en principe la comparaison livre des phonèmes de la langue mère la forme mais pas forcément la substance (témoin les difficultés qu'ont éprouvées les comparatistes à reconstituer la substance des phonèmes de l'indo-européen), et il n'est guère explicite sur la question de savoir pour quelles raisons des éléments phoniques des mots reconstruits du roman commun peuvent être considérés comme des phonèmes plutôt que simplement comme des sons.

Nous voudrions nous arrêter plus longuement à un autre problème qui touche à la théorie. Dans notre compte rendu du volume I (p. 145), nous avons critiqué le schématisme de la représentation arborescente de la filiation des langues romanes, où les embranchements sont désignés par des termes comme «proto-roman continental», «proto-italo-roman occidental», etc.; nous avons motivé notre point de vue par ces mots: «Cet arbre reflète sans doute la fragmentation spatiale et temporelle du roman commun pour un certain nombre d'éléments de sa structure, voire pour un grand nombre, mais en tout cas pas pour tous». Il se trouve que dans le volume II, où R. A. Hall aborde plus en détail les problèmes théoriques de la comparaison, une explication au moins partielle est fournie pour les faits que nous critiquions. En effet, dans l'introduction au chapitre 4 (p. 185), l'auteur aborde le problème des critères à appliquer à la classification des membres d'une famille linguistique; un critère valable serait la fréquence: les phonèmes, étant moins nombreux que les unités de première articulation, sont plus fréquents que celles-ci, et, parmi les phonèmes, en vertu du même raisonnement, les voyelles sont plus fréquentes que les consonnes. Et l'auteur de conclure: «In describing linguistic structure and history, the traditional procedure of starting with vowels and then proceeding to consonants and prosodic features is therefore fully justified». C'est là un point de vue qui se laisse défendre, mais qui ne supprime pas le caractère schématique d'un modèle arborescent unique. Le défaut de ce modèle fait du reste surface au volume II. Dans le chapitre consacré à la lénition (4.35.), Hall constate que la lénition de /p/, /t/ et /k/, phénomène général en gallo-roman, n'a cependant pas eu lieu en haut-béarnais (*sápo*, *espáto*, *pleká*), ce qui le contraint à poser en proto-gallo-roman des formes sans lénition (*sápa*, *espáta*, *ple'káre*) et à situer la lénition dans une étape postérieure. Ici se manifeste en effet le schématisme inhérent au modèle que manie R. A. Hall: la manière dont les parlers romans (catalan, occitan, etc.) se rattachent au proto-roman, c'est-à-dire le jeu des ramifications, ne permet pas d'y intégrer la lénition, ne rend donc pas compte de tous les phénomènes d'évolution phonétique. La délimitation des parlers romans dans ce modèle (par exemple du catalan par rapport au provençal) paraît être, en partie au moins, fonction de frontières politiques anciennes (administration romaine) ou modernes, de sorte qu'elle s'applique souvent assez bien au classement des langues nationales; mais cette délimitation ne saurait s'appliquer aux faits phonétiques que caractérise une aire latérale, aux confins de la Gallo-Romania; elle s'avère plus critiquable encore lorsque, comme c'est le cas pour la non-lénition de /p/, /t/ et /k/, une aire analogue se présente sur l'autre

versant des Pyrénées, en haut-aragonais, qui incite Hall à situer, ici aussi, la lénition dans une phase tardive, postérieure au proto-ibéro-roman, alors qu'on a peut-être affaire à une aire originellement d'un seul tenant, située de part et d'autre de la frontière politique. Nous suggérons que, dans un cas comme celui de la lénition, on ajuste l'arbre de manière à ce qu'il rende compte des phénomènes observés plutôt que de ce qu'on modifie ou simplifie la chronologie pour conserver l'arbre. Après tout, c'est la langue qui constitue le donné, non le modèle; celui-ci ne devrait être, à notre sens, qu'une hypothèse de travail, qu'il y a lieu de remanier et d'assouplir selon les besoins dictés par les faits linguistiques.

Il est bon de préciser, pour terminer, que ce volume ne fait pas double emploi avec la partie correspondante de la *Romanische Sprachwissenschaft* de Heinrich Lausberg; les deux se complètent, le premier mettant l'accent sur le corpus (environ 200 pages d'exemples et 50 pages de texte), le second sur l'explication détaillée des évolutions phonétiques, le premier adoptant un plan original sur une base proto-romane, l'autre un classement plus traditionnel sur une base latine; selon le type de recherche que l'on effectue ou la méthode de travail qu'on adopte, on peut avoir intérêt à recourir tantôt à l'un tantôt à l'autre de ces deux ouvrages. En tout cas, utilisé avec certaines précautions, le volume de R. A. Hall est appelé à rendre de grands services.

Robert de Dardel



Travaux de linguistique et de littérature publiés par le Centre de philologie et de littératures romanes de l'Université de Strasbourg 13/1 (1975), 431 p.

Der neueste Band der *TraLiLi* deckt wiederum das ganze Spektrum der romanischen Sprachwissenschaft ab: Linguistik, Dialektologie, Textphilologie, Stilistik sind mit wichtigen Beiträgen vertreten und gestalten die Lektüre zu einem anregenden Erlebnis, zumal die Teildisziplinen nicht streng voneinander getrennt sind, sondern sich in zunehmendem Maße eine Angleichung von Fragestellung und Methodik erkennen läßt und so auch die Resultate immer kompatibler werden.

Im einzelnen enthält der Band folgende Beiträge:

1. O. Nandris, *Dialectologie roumaine et dialectologie romane: Agents de morcellement linguistique* (p. 7–30). In einer Art Syntheseartikel skizziert Nandris die Entwicklung des Rumänischen und die Entstehung seiner heutigen dialektalen Gliederung, wobei immer wieder auch auf die Verhältnisse in der übrigen Romania eingegangen wird. Grundthese von Nandris ist, daß in einer Sprache immer gleichzeitig zentrifugale und zentripetale Kräfte wirksam sind, die sich im Idealfall neutralisieren; nur äußere Störfaktoren können der einen oder anderen Tendenz eine Vorrangstellung verschaffen; meist handelt es sich hierbei nicht um isolierte Erscheinungen, sondern um ganze Faktorenbüschel. – Hinsichtlich des Rumänischen werden sechs verschiedene Phasen unterschieden. Das *Daco-Latein* ist durch eine Reihe von phonologisch-phonetischen, morphosyntaktischen und lexikalischen Merkmalen charakterisiert, die aber die Interkomprehension mit anderen lateinischen Regionalsprachen nicht ernsthaft gefährden; eine interne dialektale Gliederung des Daco-Lateins gibt es noch nicht. Dies gilt auch noch für die *daco-romanische Phase*, in der sich das zukünftige Rumänische dafür rasch von den anderen lateinischen Regionalsprachen wegentwickelt: der Verlust der antiken Zivilisation (>Rustikalisierung) und die fehlende Kontrolle durch Rom lösen eine Eigendynamik aus, die sich u. a. in neuen Artikulationsgewohnheiten und der

massiven Integration von Sub- und Superstratelementen niederschlägt. In der *proto-rumänischen Phase* findet dann die Aufspaltung in Rumänisch, Aromunisch, Meglenorumänisch und Istrorumänisch statt (9.–12. Jh.). Die zentrifugalen Kräfte werden hier offensichtlich früher wirksam als im Westen, was nicht nur auf andere Sub-, Super- und Adstratverhältnisse zurückzuführen ist, sondern seinen Grund auch in den besonderen geophysischen, kirchlichen, ökonomischen und politischen Verhältnissen im Osten hat: jede einigende oder einheitskonservierende Kraft fehlt. Die Phase des *Altrumänischen* setzt in dem Moment ein, in dem die oben erwähnte Differenzierung vollzogen ist. Sie ist gekennzeichnet durch eine Verstärkung der zentrifugalen Kräfte, bedingt durch die Tatsache, daß die Verwendung des Kirchenslawischen als Kultsprache die Bildung einer überregionalen Hochsprache verhindert. In dieser Zeit bildet sich die dialektale Hauptgliederung in einen nördlich und einen südlich der Donau gelegenen Raum heraus. Das *moderne Rumänisch* (ca. 1800) ist gekennzeichnet durch den Ausbruch aus dem slawisch/türkisch/byzantinischen Raum und eine radikale Hinwendung zu Europa; v.a. der französische Einfluß wird entscheidend. Die *heutige Sprache* (seit dem Vertrag von Versailles) versucht das an Vereinheitlichungen und Normalisierungen nachzuholen, was ihr die übrigen romanischen Sprachen seit Jahrhunderten voraus haben; v.a. wird auch die Verbreitung der Hochsprache auf Kosten der Dialekte kräftig vorangetrieben. – Was die Zahl der rumänischen Dialekte angeht, so ist sie umstritten und schwankt zwischen 2 und 6 (je nach Forscher); es handelt sich in der Maximalversion um folgende Regionen: Moldau, Muntenien, Banat, Crişana, Maramureş, Oltenien. Die dialektale Gliederung ist somit gering; die unterscheidenden Züge erweisen sich als wenig häufig, und zudem fällt auch der Abstand zur Hochsprache sehr bescheiden aus – beides sicher eine Folge der erst spät erreichten Selbsthaftigkeit der Bevölkerung und der späten Herausbildung der Hochsprache wegen der kultsprachlichen Konkurrenz des Kirchenslawischen.

2. G. Colon, *A propos du parfait périphrastique VADO + INFINITIF en catalan, en provençal et en français* (p. 31–66). Die vorliegende Studie Colons nimmt eine Darstellung aus dem Jahre 1959¹ wieder auf und verteidigt die dort aufgestellte These gegen die von Berchem, Henrichsen und Mendeloff erhobenen Einwände; obwohl schon 1970 auf dem 2. Internationalen Katalanischkongreß in Amsterdam präsentiert, schien dem Verfasser eine Überarbeitung aufgrund später publizierter Arbeiten (Berchem, Molho, Lafont, Schlieben-Lange) nicht nötig zu sein. – Aufgrund eines außerordentlich reichen Belegmaterials weist der Verfasser die Konstruktion im Katalanischen, Französischen und Okzitanischen nach – überlebt hat sie aber nur im Kat.; im Fr. ist sie im 17., im Okz. im 16. Jh. untergegangen. Was ihren Ursprung angeht, so sind in *anar* 3 semantische Komponenten zu unterscheiden: «1. un élan grâce auquel le sujet entreprend et mène à bien le mouvement; 2. la durée du déplacement; 3. une direction du mouvement dont le point de départ se situe là où se trouve le sujet parlant». Das kat. Perfekt dürfte nun nicht an die Komponente 3 angeschlossen werden: es wäre nicht, wie allgemein angenommen, inchoativen Ursprungs. Vielmehr wäre seine ursprüngliche Funktion nur eine Aktualisierung oder Animierung des Récit, d.h. es wäre von Funktion 1 auszugehen; dies würde auch daraus erhellen, daß die Konstruktion sich mit Vorliebe mit einem historischen Präsens verbinden würde. Der Übergang zum eigentlichen Vergangenheitsausdruck wird dann folgendermaßen gefaßt: «Il est évident qu'on ne s'efforce de rendre présent que ce qui ne l'est pas, que les actions passées sont celles-là précisément qui

¹ Cf. G. COLÓN, *Le parfait périphrastique catalan «va + infinitif»*, in: *Actos do IX Congresso Internacional de Linguística Românica I*, p. 165–76 (BF 18 [1959]).

ont besoin d'une projection dans le présent. C'est ainsi que la périphrase est devenue le signe distinctif du passé». (p. 51). An Colons Darstellung ist sicher vieles zutreffend, anderes fordert dagegen zum Widerspruch heraus. Einmal sind seine Kriterien 1 und 3 weitgehend identisch; dann wird nicht klar, warum er sich so entschieden gegen die Inchoativitätstheorie wendet – denn Inchoativität braucht keineswegs Futurität zu beinhalten. Man kann vielmehr davon ausgehen, daß das historische Präsens eine Dramatisierung (Vergegenwärtigung) des Geschehens zum Ausdruck bringt, und daß dieser Effekt durch die inchoative Konstruktion noch unterstützt wird. Zieht man weiter in Betracht, daß ein Präsens nicht einfach punktuellen Charakter hat, sondern auch einen je nachdem mehr oder weniger großen Teil von Vergangenheit und Zukunft umfaßt, dann kann bei Inchoativität der Anfang des Geschehens im schon verstrichenen Präsenssteil liegen – und damit wäre auch bereits die Brücke zur Grammatikalisierung der Periphrase *amar* + Inf. als Perfektform geschlagen². Dramatisierung und Inchoativität schließen sich somit nicht aus; sie ergänzen sich vielmehr und liefern eine ausreichende Basis für das Grammatikalisierungsphänomen, das nach Colon anfangs des 14. Jh.s zu situieren ist. Die Hypothese einer Polygenese in den 3 erwähnten romanischen Sprachen ist wahrscheinlich, und ebenso ist es wohl auch richtig, die Bewahrung der Konstruktion (im Gegensatz zum Frz. und Okz.) mit der Unterbrechung der literarischen Tradition vom 16.–19. Jh. in Zusammenhang zu bringen.

3. K. Gebhardt, *Trois suffixes d'emprunt en français: -ade, -ou/-ouse, -ol/-ole. Etude lexicale* (p. 67–97). Obwohl für fr. Lehnwörter auf *-ade* okz., it., kat., sp., port. Ursprung in Frage kommt bzw. kommen kann, scheint der okzitanische Anteil ein deutliches Übergewicht zu haben. Nur dieser wird von Gebhardt ausführlicher untersucht. Als Zuweisungskriterien dienen Graphie und Kontext («metasprachliche» Kennzeichnung), phonetische (nichtfrz.) Eigenheiten, semantische Kriterien, die Chronologie und materielle bzw. kulturelle Aspekte; nur bei Übereinstimmung mehrerer Faktoren kann der okzitanische Ursprung als einigermaßen gesichert gelten. G. gelingt es so, aufgrund des *FEW* eine Liste von 138 Entlehnungen auf *-ade* aus dem Okz. zwischen dem 12. und dem 20. Jh. glaubhaft zu machen, wobei die Hauptschübe im 16. und 19. Jh. liegen. Im 15./16. Jh. dürfte das Suffix ins Frz. integriert worden sein und wird von da an in der aufnehmenden Sprache selbst produktiv, wobei allerdings im Laufe der Entwicklung eine diaphasische Abwertung von «literarisch» über «affektisch» zu «pejorativ/familiär» stattfindet. Ähnliches scheint – mutatis mutandis – auch für die Suffixe *-ou/ -ouse* und *-ol/ -ole* zuzutreffen.

4. Chr. Schmitt, *Français moderne «chicaner»* (p. 99–105). Als Etymologie für fr. *chicaner* 'poursuivre en justice', erstmals bei Villon bezeugt, setzt Schmitt nicht mehr wie das *FEW* (13/2, 365 ss.) *тсикк-* 'klein' an, sondern führt dieses mit guten Gründen auf *schick* 'Schnellkugelchen' (*FEW* 17, 35a) zurück. Daraus ergibt sich eine weitgehende Neugliederung des etymologischen Spektrums von *chic-/chiqu-*.

5. A. Duplat, *Etude stylistique des formules de salutation chez Chrétien de Troyes* (p. 107–43). Der Verfasser präsentiert ein vollständiges Inventar der Gruß- und Verabschiedungsformeln in den Werken Chrétiens, das unter den verschiedensten Gesichtspunkten analysiert wird (Art der Grußformel, Kontext, Handlungsbeteiligte, direkte/indirekte Präsentation usw.). Es zeigt sich dabei, daß das Inventar der eigentlichen Formeln recht beschränkt ist: Varia-

² Cf. hierzu auch WUNDERLI, *ZRPh.* 85 (1969), 401 N 55 und *Modus und Tempus*, Tübingen 1976, p. 314 N 67.

tionen lassen sich im wesentlichen nur über den Kontext bzw. die Expansionen vornehmen, die oft eine eigentliche Zeremonie repräsentieren. Dort, wo eigentlich zu erwartende Grußformeln fehlen, ist auch diese Lücke signifikant: zwischen Gleichgestellten verweist sie auf ein affektisches Element, zwischen Personen verschiedenen Ranges impliziert sie eine (gewollte oder ungewollte) Provokation des Ranghöheren durch den Rangniedrigeren.

6. Hans Goebel, «*Le Rey est mort, vive le Roy*». *Nouveaux regards sur la scriptologie* (p. 145–210). In einer reichdokumentierten Studie versucht der Verfasser, die wichtigsten methodischen Aspekte der Skriptaforschung herauszuarbeiten und zu illustrieren, wobei v.a. die Fragen der Korpuskonstitution und der Beziehung zwischen Schrifttradition und Dialekt (bzw. Regional- oder Nationalsprache) ausführlich behandelt werden. Besonderes Gewicht wird auch auf die Einführung der verwendeten statistischen Methoden gelegt. Wichtigste Ergebnisse der Arbeit sind: 1. Jede skriptologische oder sprachliche Entwicklung stellt eine Normveränderung dar (ich würde einschränkend sagen: primär; eine anschließende Systemveränderung ist prinzipiell immer möglich); 2. Jeder Schreib- oder Redeakt wird nach den Auflagen der Norm realisiert (bzw. durchbricht im Ausnahmefall diese Auflagen!); 3. Jede Norm ist innerhalb eines Diasystems zu situieren (besser: Diainventar von Normen); 4. Jede Norm ist soziolinguistisch verankert. Wichtig ist an Goebels Normauffassung zweifellos, daß er sie als aus einem Büschel von Wahrscheinlichkeitsindizes bestehendes «Oszillationsband» versteht und sie sozial verankert. Demzufolge hätte jede Rede neben der kommunikativen auch eine «demarkative», d.h. den sozialen Status des Senders indizierende Funktion. Man muß sich allerdings fragen, ob Entsprechendes (gerade bei der Schreibtradition) nicht auch in bezug auf den Empfänger gilt; Untersuchungen dieses Aspekts stellen ein dringendes Desiderat dar.

7. Alexandre Lorian, *La critique textuelle: Les variantes* (p. 211–218). Lorian versucht in einer kurzen Skizze eine Methodologie des Variantenstudiums (v.a. für Renaissancetexte) zu entwerfen, die auf folgenden Kriterien beruht: 1. Identifikation des Urhebers (Autor, Herausgeber, Drucker usw.); 2. Ursprung, Ziel und Effekt der Variante (inhaltliche und stilistische Modifikationen; individuell oder gruppenbedingt; usw.); 3. Typen der Varianten (Beifügung, Auslassung, Ersatz). Bei der Präsentation der Typen 2 und 3 finden sich in der Darstellung allerdings verschiedentlich Überschneidungen hinsichtlich der Kriterien 'Inhalt', 'äußerliche Präsentation' und 'sprachliche Modifikation'. Die Auswahl unter den verschiedenen Varianten für die kritische Edition muß unter Berücksichtigung der Frequenz der einzelnen Typen, des Zusammenhangs zwischen Zeitpunkt und Form sowie aufgrund eines vergleichenden Variantenstudiums erfolgen. Damit Varianten nicht nebensächliches Beiwerk bleiben, müssen sie systematisiert und auf dieser Grundlage interpretiert werden: nur so können sie Aussagekraft für die Geschichte eines Textes gewinnen.

8. Charles Muller, *Fréquence et probabilité d'emploi* (p. 219–225). Muller geht es um die Zusammenhänge zwischen der relativen Frequenz einer lexikalischen Einheit in einem Korpus bzw. einem Text und der allgemeinen Auftretenswahrscheinlichkeit. Aufgrund mehrerer Beispiele zeigt er, daß bei Extrapolationen von einem kleinen auf ein größeres Korpus die errechneten und tatsächlichen Frequenzen v.a. bei relativ seltenen Einheiten deutlich auseinanderklaffen. Dies beruht darauf, daß festgestellte Frequenzen in der Regel über der allgemeinen Auftretenswahrscheinlichkeit liegen: das Lexikon stellt eben ein offenes Inventar dar, von dem immer nur eine begrenzte Anzahl von Einheiten in einem Korpus erscheinen; die nichtauftretenden Elemente führen nun zu der erwähnten Überhöhung der

relativen Frequenz gegenüber der Auftretenswahrscheinlichkeit. Um diese Divergenz in den Griff zu bekommen, entwickelt Muller nun zwei Korrekturformeln, die die tatsächliche Frequenz (F) auf den *Usage* (U), d. h. den aufgrund der allgemeinen Auftretenswahrscheinlichkeit zu erwartenden Wert reduzieren. Während bei einem nicht homogenen Korpus (wie es z. B. Juilland in seinen Frequenzwörterbüchern zugrunde legt) diese Formel reichlich kompliziert ausfällt (cf. p. 221–23)³, läßt sie sich bei einem homogenen Korpus nach einem längeren algebraischen Kalkül zu äußerster Einfachheit bringen:

$$U = F - \sqrt{F}$$

Diese Formel hat den Vorteil, daß sie hohe tatsächliche Frequenzen nur geringfügig, niedrige dagegen stark korrigiert. Im Extremfall $F = 1$ wird $U = 0$. Dieser Wert bedeutet allerdings nicht, daß die (korrigierte) Auftretenswahrscheinlichkeit gleich Null wäre; vielmehr ist er dahingehend zu interpretieren, daß in diesem Fall eine probabilistische Aussage nicht mehr möglich ist.

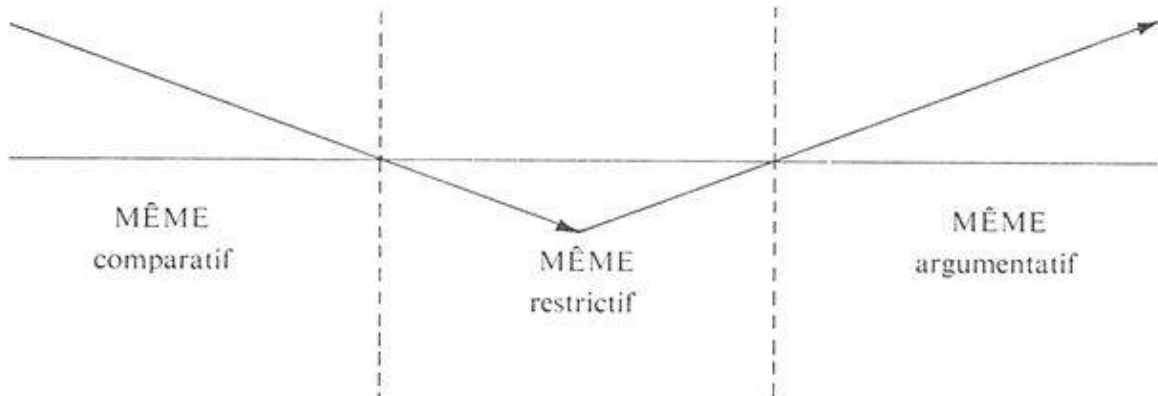
9. Robert Martin, *Sur l'unité du mot «même»* (p. 227–243). In einer hochinteressanten Studie, in der er auf die Psychomechanik Gustave Guillaume's (v. a. auf das bekannte bitensive Schema) einerseits und die Prädikatenlogik andererseits zurückgreift, versucht Martin die verschiedenen Funktionen von *même* zu analysieren und als Effekte einer systembedingten Polysemie zu begreifen: wir hätten von einem Monem *même* auszugehen, dessen Semantem (Gesamtbedeutung) jedoch in verschiedene Sememe zerfällt; als Indikatoren für das in der konkreten Anwendung jeweils realisierte Semem würden unterschiedliche syntaktische Verhaltensweisen dienen. Von den syntaktischen Gegebenheiten ausgehend unterscheidet Martin die drei folgenden Typen:

1. 'le même jour': substantivisches Prädeterminans, komparative Funktion.
2. 'le jour même': substantivisches Postdeterminans, restriktive Funktion.
3. 'même le jour': Adverb, argumentative Funktion.

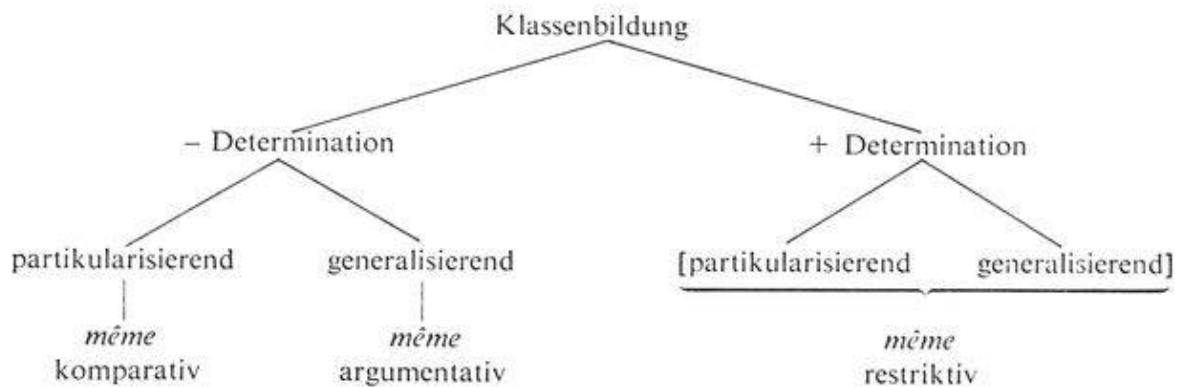
Typ 1 würde auf einen identifizierenden Vergleich hinauslaufen, dem ein von Fall zu Fall variierendes Bündel von Kriterien zugrunde liegt: es kann von einigen wenigen spezifischen Eigenschaften über ihre Gesamtheit bis hin zu den spatio-temporalen Gegebenheiten alles umfassen; vorausgesetzt ist somit immer eine Referenzklasse, die im Extremfall allerdings nur ein einziges Element umfassen kann. Die verschiedenen Identifikationsgrade siedelt Martin nun im Rahmen von Guillaume's Psychomechanik auf einem fallenden Tensor (Partikularisierung) an, relativiert diesen Schritt aber gleich dadurch, daß er betont, bei diesen Gradationen handle es sich um ein psycholinguistisches Problem der Performanz (p. 231): wohl ist die Möglichkeit der identifikatorischen Gradation im System gegeben, ihre Ausgestaltung und Realisierung ist jedoch rein situations- und kontextbedingt. – Auch Typ 3 (argumentatives *même*) setzt eine Referenzklasse voraus, deren Elemente sich durch unterschiedliche Wahrscheinlichkeitskoeffizienten voneinander unterscheiden. Da *même* sich immer auf das Element mit der niedrigsten Wahrscheinlichkeit bezieht und dieses als wahr behauptet wird, ist «même ... argumentatif en ce sens qu'il conduit de la vérité de l'événement le moins probable à la vérité de toute une classe d'événements» (p. 237). Diese Klasse wird im Text allerdings meist nicht expliziert und kann (oft allerdings nicht eindeutig) nur aufgrund situationeller und/oder kontextueller Gegebenheiten erschlossen werden. Da argumentatives *même* von einem partikulären Fall zu einer Klasse von Elementen führt, wird es

³ Die Tabelle p. 223 oben enthält in der letzten Kolonne einen Fehler: die Zahl 3,8 ist an den Schluß zu stellen, die beiden jetzt auf sie folgenden Zahlen sind je eine Zeile höher zu rücken.

von Martin im Rahmen der Psychomechanik auf einem steigenden Tensor angesiedelt. – Restriktives *même* schließlich (Fall 2) hätte die Funktion, die Gültigkeit einer Aussage auf ein determiniertes Bezugselement (evtl. mehrere) zu beschränken und jede metonymische Extension auszuschließen; allerdings könnten Situation und Kontext dieses «Generalisierungsverbot» wenigstens z.T. wieder aufheben. Da es sowohl mit dem komparativen als auch dem argumentativen *même* Gemeinsamkeiten zeigt (ohne je mit ihnen zusammenzufallen), wäre es im Rahmen einer psychomechanischen Darstellung zwischen den beiden anzusiedeln. Das guillaumistische Schema sieht dann nach Martin folgendermaßen aus⁴:



Ganz abgesehen von der Frage, ob man Guillaumes Ansatz übernehmen will oder nicht, scheint mir diese Darstellung – unbeschadet der ihr vorangehenden exzellenten Analysen – eine wesentliche Schwäche aufzuweisen⁵: sie weist dem syntaktisch einheitlichen «*même restrictif*» bereits auf Systemebene zwei semantische Grundwerte zu⁶. Ich würde deshalb eine auf einer Semanalyse beruhende Darstellung des folgenden Typs vorziehen⁷:



Dabei ist zu beachten, daß die Klasse im Extremfall immer auch einelementig sein kann.

⁴ Cf. MARTIN, p. 244.

⁵ Ein weiteres Problem bildet die Klassifikation von *même 1* und *2* als substantivische Prä- bzw. Postdeterminanten. Sieht man von gewissen semantischen Inkompatibilitäten (z.B. **mon même copain*, **certains mêmes hommes* etc.) ab, so ist *même* in diesen Fällen weitgehend frei mit den verschiedenen Artikeln und Artikelsubstituten kombinierbar – es kommutiert nicht mit ihnen. Eine Klassifikation als Adj. schiene mir deshalb adäquater zu sein.

⁶ Cf. auch den Kommentar bei MARTIN, p. 242.

⁷ Bei den in eckige Klammern gesetzten Ausdrücken handelt es sich nicht mehr um Seme, sondern um situationelle oder kontextuelle Variationsmöglichkeiten.

10. Josette Rey-Debove, *Benveniste et l'autonymie: les verbes délocutifs* (p. 245–51). Die Verfasserin befaßt sich mit den von Benveniste als «delokutiv» bezeichneten Verben vom Typ *salutare/saluer* 'dire: salut!', *tutoyer* 'dire: tu' etc. Nach ihrer Auffassung liegen in diesem Fall nicht Ableitungen von einer *locution* (im Gegensatz zu den normalen Ableitungen von einer «Vokabel») vor. Vielmehr würde es sich um Derivationen von einer (metasprachlich) autonomen Einheit handeln, die nichts anderes als ihr objektsprachliches Homonym bezeichnet. Alle autonomen Einheiten wären als solche nur auf Redeebene faßbar und hätten – unabhängig vom Status ihres objektsprachlichen Homonyms – als Nomina zu gelten. Bildungen wie die o.g. müßten deshalb richtigerweise als *déminutifs autonomiques* bezeichnet werden.

11. Gérard Moignet, *Incidence et attribut du complément d'objet* (p. 253–70). Moignet nimmt in dieser Arbeit seine früheren, auf der Inzidenztheorie Guillaumes beruhenden Analysen wieder auf⁸. Hier geht es nun um die äußere Inzidenz 2. Grades, die Inzidenz auf/über eine andere Inzidenz, wobei als zentrales Element immer das Substantiv angesehen wird, das selbst keine äußere Inzidenz kennt (cf. *un enfant* ← *faible* ← *extrêmement*; *Pierre* ← *court* ← *vite*). Das gleiche Schema wird nun auch für *Pierre est professeur* angesetzt und dementsprechend *professeur* als Adverb betrachtet – eine Argumentation, die wir uns nicht zu eigen machen können, da sie nur auf einem abstrakten Formalismus beruht und alle im Rahmen von operationellen Verfahren (Kommutation, Pronominalisierung, Erfragung usw.) auftretenden Unterschiede einfach vernachlässigt. Richtig ist dagegen wohl die Schlußfolgerung, 'être professeur' (und analoge Konstruktionen mit *devenir*, *rester*, *demeurer*, *sembler* usw.) sei als «verbe de discours» zu betrachten, oder in Tesnières Terminologie: *être* fungiert als Verbaltranslativ für nominale Elemente. – Ähnlich liegen die Dinge auch beim Typus 'Pierre a les yeux bleus'. Wir wollen hier auf die vollkommen spekulative guillaumistische Erklärung nicht eingehen, sondern nur das wichtige Schlußergebnis festhalten: nämlich, daß *avoir ... bleu(s)* als Verbaltranslat zu betrachten ist; während im ersten Fall jedoch ein einwertiges Verb vorliegt, haben wir hier ein zweiwertiges⁹. Entsprechend sind zahlreiche Konstruktionen mit *rendre*, *faire*, *nommer*, *laisser*, *paraître*, *sembler* usw. zu interpretieren (*Pierre rend Paul enragé*; *Il le fait chevalier des Palmes Académiques*; *Le ministre l'a nommé professeur*, etc). – Nicht hierherstellen möchte Moignet die Fälle, wo eine Präposition oder *comme* auftritt (*Pierre traite Paul de lâche*, *Il a pris Paul pour témoin*, *il considère Paul comme intelligent* usw.): Diese Partikeln werden als *nominalisateurs* (*de phrase*) angesehen, die in diesen Fällen die Funktion hätten, eine syntaktische und/oder semantische Inkompatibilität zu überwinden. Die Bezeichnung «Nominalisator» dürfte aber inadäquat sein, v.a. dort wo der Transferend selbst schon der Klasse der Nomina angehört. Operationale Tests wie die Erfragung zeigen überdies, daß sich diese Elemente weitestgehend wie Adverbien verhalten: wir haben somit Adverbialtranslate, d.h. wir bewegen uns durchaus im Bereich der Normalfunktion von *comme* und der Präpositionen. Im einzelnen wäre noch abzuklären, ob hier jeweils eigentliche Zirkumstanten oder – was wahrscheinlicher ist – deadverbiale Verbaltranslate vorliegen.

12. Georges Mounin, *Le fonctionnement du langage vu à travers un fait de syntaxe* (p. 271–75). Mounin zeigt, daß die seit 1945 häufig gewordene und von der präskriptiven Grammatik

⁸ Cf. *TraLiLi. 1* (1963), 175–94, *TraLiLi 11/1* (1973), 363–79 und *TraLiLi. 12/1* (1974), 281–98; cf. auch *L'adverbe dans la locution verbale*, Québec 1961.

⁹ Zu erklären wäre noch die Konkordanz (Genus und Numerus) mit dem 2. Aktanten. – Der Text enthält irrtümlicherweise zwei § 7 (p. 257, 259).

nach wie vor verurteilte Konstruktion *s'agissant de* ... seit dem 17. Jh. bezeugt ist; auch syntaktisch hat sie nichts Ungewöhnliches an sich, sind doch Beispiele für die Nichtidentität von (neutralem) partizipialem Subjekt und Hauptsatzsubjekt reichlich bezeugt. *S'agissant de* reiht sich ohne Schwierigkeiten in eine Reihe anderer P. pr. ein, die aufgrund ihres häufigen Gebrauchs und unter Analogieeinwirkung zu Präpositionen, präpositionalen Wendungen oder gar Konjunktionen geworden sind. Solche Entwicklungen können nach Mounin nur funktionell, nicht aber generativ-transformationell erklärt werden: Transformationsregeln mögen zwar sinnvoll für die Programmierung eines Automaten sein, sie tragen aber nicht den synchronischen und diachronischen Gegebenheiten Rechnung.

13. Christine Wimmer, *La prosodie et le système de la langue* (p. 277–98). In einem spekulativen, jeder empirischen Grundlage entbehrenden Artikel will die Verfasserin beweisen, daß die prosodischen Einheiten nicht als in der *langue* anzusiedelnde Zeichen angesehen werden dürfen, sondern als reine Redephänomene zu betrachten seien, die in etwa den identifikatorischen Zügen gleichgesetzt werden können. Eine auch nur annähernd umfassende Kenntnis der Intonationsliteratur fehlt: es werden willkürlich einige scheinbar gerade passende Untersuchungen herangezogen – mit Vorliebe leider die ebenfalls rein spekulative (und weitgehend unbrauchbare) Untersuchung von G. Maurand¹⁰. Hier nur die wichtigsten Irrtümer: p. 281 wird behauptet, den vier p. 277 ss. untersuchten *si*-Sätzen käme eine je spezifische Intonation zu – in Wirklichkeit sind die ersten drei durch einen prinzipiell identischen Melodieverlauf gekennzeichnet; – p. 286ss. werden Affekt und identifikatorische Merkmale einander in unzulässiger Weise gleichgesetzt mit dem Argument, auch beim prosodischen Affektausdruck liege keine willentliche, bewußte Abwahl vor – wobei die Verfasserin übersieht, daß auch segmentale Einheiten im Normalfall nicht «bewußt» gewählt werden: sowohl die Abwahl von Segmentalia wie von Suprasegmentalia ist im Vorbewußten (Gauger) anzusiedeln! – p. 289: die Intonation würde nicht zur *langue* gehören, weil «c'est dans la convention qui régit l'utilisation de la parole dans les rapports sociaux qu'il faut chercher la règle qui attribue un pouvoir à l'énonciation». Ob die Verfasserin wohl einmal den *CLG* gelesen hat? – p. 290ss.: Das Beispiel für die Desambiguierungsfunktion (*j'ai trouvé la poule crevée*) ist schlecht gewählt und die angeblichen Intonationsunterschiede zwischen *la poule crevée* und *j'ai trouvé ... crevée* sind empirisch nicht nachweisbar; die Parenthese-Intonation wird nicht adäquat beschrieben; die Segmentation des Redekontinuums in *mots phoniques* ist willkürlich und im Widerspruch zu den empirischen Gegebenheiten; die Wiedergabe von Rossis Untersuchung der *phrase clivée* ist ungenau und tendenziös; usw. usw.¹¹.

14. Marcel Juneau, *Un récit folklorique des Grandes-Bergeronnes (Québec). Transcription et étude linguistique* (p. 299–415). Juneau publiziert die volkstümliche Erzählung *La jument qui crotte de l'argent*, die 1954 von Luc Lacourcière in Grandes-Bergeronnes auf Tonband aufgenommen wurde. Die Sprecherin war damals 78jährig, fast vollkommen zahnlos, was wohl gewisse Reserven in bezug auf die Beurteilung einiger konsonantischer Artikulationen nahelegt. Der Text – von einer Dauer von etwas mehr als 13 Min. – wird sowohl in phonetischer Transkription als auch in einer sich stark am Standardfranzösischen orientierenden Transliteration dargeboten: Phonetik und Morphologie werden weitgehend der Schriftsprache angepaßt und der regional-dialektale Charakter nur im Bereich von Syntax und

¹⁰ Cf. G. MAURAND, *Contribution à l'étude du rôle syntaxique de l'intonation*, *Grammatica* 3 (1975), 1–26 (bei WIMMER übrigens mit unvollständigen und falschen Angaben!).

¹¹ Für detaillierte Angaben zu den angesprochenen Punkten cf. P. WUNDERLI – K. BENTHIN – A. KARASCH, *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1978.

Lexikon respektiert – ein Mischverfahren, das wenig zu befriedigen vermag; wenn man schon Konzessionen aus Gründen der Verständlichkeit zu machen bereit ist, wäre es vielleicht sinnvoller gewesen, eine eigentliche «Übersetzung» zu liefern. Im Anschluß an die Publikation des Textes werden Phonetismus, Morphologie, Syntax und Lexikon einer exzellenten Analyse unterzogen, wobei alle verfügbaren Informationen aus der Dialektologie und der historischen Sprachwissenschaft zur Erklärung auffälliger Phänomene herangezogen werden; einzig das Analogieprinzip wird manchmal wohl nicht genügend berücksichtigt. Wesentlichste Ergebnisse der Untersuchung sind, daß der regional-dialektale Charakter (wie nicht anders zu erwarten) im phonetischen Bereich am ausgeprägtesten ist, daß die Sprecherin ständig zwischen der französischen und der franko-kanadischen Norm hin und her oszilliert, daß sich im Lexikon zwar viele Dialektalismen und Archaismen, kaum aber Anglizismen finden. Darüber hinaus enthält der Text auch anderweitig nicht bezeugte Elemente und Züge, die u. U. franko-kanadische Innovationen darstellen, sowie Phänomene, die in Frankreich scheinbar erst im 19./20. Jh. bezeugt sind und aufgrund der spezifischen geschichtlichen Gegebenheiten Kanadas wahrscheinlich vordatiert werden dürfen.

15. Max Pfister, *A propos d'un nouveau dictionnaire de l'ancien français* (p. 417–30). In einem durchwegs lobenden Präsentationsartikel stellt Pfister die ersten 3 Faszikel (G 1–3) von Baldingers *Dictionnaire étymologique de l'ancien français (DEAF)* vor. Ziele, Methode und Verfahrensweise werden ausführlich diskutiert und die Vorzüge und Neuerungen gegenüber dem *FEW*, *T-L*, *AW* und *Gdf., Dict.* deutlich gemacht. Schade nur, daß die Publikation dieses großen Unternehmens seit 1974 eingeschlafen zu sein scheint.

Peter Wunderli



RUDOLF HALLIG, *Spracherlebnis und Sprachforschung. Aufsätze zur romanischen Philologie*, herausgegeben von HELMUT PETER SCHWAKE, Heidelberg (Carl Winter) 1970, VIII + 163 p.

Rudolf Hallig hat sich bekanntlich auf zwei Gebieten bedeutende Verdienste erworben: in der Erforschung des Okzitanischen des Département Lozère und im Entwurf eines Ordnungsschemas für die Lexikographie¹. Von diesen beiden Themenkreisen wird denn auch der Band geprägt, den sein letzter Freiburger Assistent H. P. Schwake nach dem unerwartet frühen Tod seines Lehrers (1964) aus gedruckten und unveröffentlichten Beiträgen zusammenstellte. Da der Verfasser nie an die Publikation eines Sammelbandes dachte (cf. p. V), konnte sich der Herausgeber leider nicht auf eine druckfertige Fassung seiner Vorträge und Aufsätze stützen. Er hat dies durch reichhaltige bibliographische Anmerkungen auszugleichen versucht, dabei allerdings manchmal des Guten zuviel getan.

Hallig war vor allem Dialektologe. In *Prinzipienfragen der Mundartaufnahmen* (p. 17–35) äußert er sich – einer Einleitung ähnlich – zu verschiedenen Aspekten der Feldarbeit. Nachdrücklich legt er die Vorteile der an ein Questionnaire gebundenen Abfragemethode dar, welche ja für die meisten diesbezüglichen Forschungsvorhaben angewandt wird. Seine per-

¹ RUDOLF HALLIG und WALTHER VON WARTBURG, *Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie. Versuch eines Ordnungsschemas*, Berlin 1963 (*Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für romanische Sprachwissenschaft 19*). – Zu seinen Forschungen über die Mundart der Lozère, cf. *infra*.

sönlichen Erfahrungen führen ihn gelegentlich zu Einstellungen, die sich von den üblichen Grundsätzen unterscheiden, etwa bei der Auswahl der Atlas-Punkte nach nicht-sprachlichen Gesichtspunkten oder wenn er das Wiederholen jedes aufgenommenen Wortes durch den Explorator empfiehlt, ein Vorgehen, das auch seine Gefahren hat. Seine Kritik an früheren Unternehmungen (*ALF*, *AIS*) betrifft hauptsächlich das Fragebuch, dessen Anordnung seiner Überzeugung nach sowohl logische als auch assoziative Elemente aufweisen sollte. Eine Erörterung der Fehlerquellen und Ratschläge zur Durchführung der Enquête beschließen den im Jahre 1934 gehaltenen Vortrag. – Eine weitere Schwierigkeit sollte man nicht unterschätzen, den Fall nämlich, daß Explorator und Sujet unter einem hochsprachlichen Wort nicht das gleiche verstehen. Ein Lexem kann im français régional durchaus eine Bedeutung besitzen, die das français standard nicht kennt. Z.B. hat *vase* m. in der Westschweiz vielfach den Sinn 'tonneau'; zu *gouttière* gehört hier meist nicht das hochsprachliche Signifikat 'chêneau', sondern u.a. das regional verbreitete 'tuyau de descente'².

Sprachatlantien in den romanischen Ländern (p. 36–53), ein Vortrag aus dem Jahr 1954, trägt ebenfalls den Charakter einer Einführung. Dem *Petit atlas phonétique du Valais roman* (1880) von J. Gilliéron entnimmt der Autor bereits die Charakteristika, welche die zukünftige romanische Sprachgeographie bestimmen sollten. Er stellt deren Gang vor, indem er eingehend die verschiedenen Werke und ihre Methode bespricht. Nachdem er bereits Bedenken gegen die auf den Karten des *Micul atlas lingvistic român* erfolgten Interpretationen erhoben hat, verurteilt er die Bearbeitung des Rohmaterials im *Atlas linguistique de la Wallonie*³ und läßt diese nur als finanziellen Notbehelf gelten. Einer solchen Sicht können wir uns nicht anschließen. Die Kosten für diese Art der Veröffentlichung⁴ sind im Gegenteil wesentlich höher als für eine konventionelle Darbietung, besonders wenn man sie derart sorgfältig vorbereitet wie die Belgier. Was aber wesentlich mehr zählt, ist die Klarheit und Sicherheit der Darstellung, die von Außenstehenden bestimmt nicht ohne große Schwierigkeiten erreicht werden könnten⁵. Zudem versetzen die vollständig abgedruckten Belege den Benutzer in die Lage, eine Karte in ihrer Ausgangsform zu erstellen. Im übrigen war Hallig selbst der Überzeugung, daß dem Sammeln das Deuten folgen sollte⁶. Der wissenschaftliche Ertrag scheint mir jedenfalls nicht vom Atlastyp abzuhängen, sondern hauptsächlich von der Qualität der Enquête und der Redaktion. – Grundsätzlich sollte man bedenken, daß sich eine großflächige Enquête mit dichtem Ortsnetz wohl nur auf dem Korrespondenzweg rationell durchführen läßt, wie dies in Deutschland, der Westschweiz oder in Schottland geschehen ist.

² Die beiden zitierten Fälle fehlen bei WILLIAM PIERREHUMBERT, *Dictionnaire historique du parler neuchâtelois et suisse romand*, Neuchâtel 1926. Weitere Angaben zu *gouttière*, *op. cit.*, p. 286, 706; zu *vase*, cf. JEAN HUMBERT, *Nouveau glossaire genevois*, Genève 1852, p. 229. – Zum Grundsätzlichen, cf. FRANÇOIS VOILLAT, *Aspects du français régional actuel*, in: *Colloque de dialectologie francoprovençale. Actes*, Neuchâtel-Genève 1971, p. 216–246. MAURICE CASANOVA, *Le langage des vigneronns de Bevaix*, in: *Les français régionaux. Colloque sur le français parlé dans les villages de vigneronns*, Paris 1977, p. 119–129.

³ Cf. den kürzlich erschienenen Band IV: *La maison et le ménage (1re partie)*, éd. JEAN LECHANTEUR, Liège 1976.

⁴ Ca. fünfzehn Bände!

⁵ Cf. GERHARD ROHLES, *Romanische Sprachgeographie*, München 1971, p. 10–11. Außerdem K. JABERG, *Großräumige und kleinräumige Sprachatlanten*, *VRom.* 14 (1954/55), 34–44. – Man darf sich überhaupt fragen, ob nach dem voraussehbaren Aussterben der französischen Dialekte zukünftige Forschergenerationen noch ohne weiteres in der Lage sein werden, das Material adäquat zu interpretieren, vor allem wenn man den hohen belgischen Standard als Maßstab setzt.

⁶ Cf. p. VI, p. 65.

Der *Beitrag zur Kenntnis des Departements Lozère und seiner Mundarten* (p. 54–91)⁷ stellt die lauthistorische Auswertung von Halligs umfangreichem, leider immer noch nicht veröffentlichtem Sprachatlas des Gévaudan dar (*ALLo*), dessen Grundlage 1932–1934 in mehreren Exkursionen geschaffen wurde⁸. Mit 35 Punkten bietet er ein fünfmal so dichtes Netz wie der *ALF*. Obwohl inzwischen der *Atlas linguistique et ethnographique du Massif Central* (*ALMC*) von Pierre Nauton sowie die verschiedenen Bücher von Charles Camproux erschienen sind⁹, würde sich seine Publikation weiterhin rechtfertigen, da Fragebuch und Ortsnetz voneinander abweichen. – Nach einer ausführlichen geographischen und historischen Orientierung werden die Laute der Lozère-Dialekte diachronisch zu ihrem Ursprung zurückverfolgt. Durch die Heranziehung von urkundlichem Material versucht der Autor, Anhaltspunkte zur Datierung eines Lautwandels zu erhalten. Heute, nachdem mehrere wichtige Werke zur galloromanischen Skripta erschienen sind, würde man sich an manchen Stellen etwas anders ausdrücken. Z. B. wissen wir jetzt, daß eine eingewurzelte Schreibgewohnheit sehr wohl eine neue Lautentwicklung ignorieren kann (cf. p. 67, 73). Ferner muß man mit der Übernahme von Graphien aus benachbarten Gegenden rechnen (cf. p. 87–88). Überhaupt steht man jetzt der phonetischen Deutung mittelalterlicher Graphien sehr viel reservierter gegenüber¹⁰. – Die in die Karte p. 88 eingezeichneten Lautgrenzen zeigen die innere Gliederung des untersuchten Gebietes. Ein Hauptergebnis der Arbeit liegt denn auch in der Erkenntnis, daß, entgegen Ronjats Meinung, das gévaudanais keine einheitliche Mundart ist. – Ein Vergleich mit dem ersten Band (*Phonétique*) von Camproux' *Géographie linguistique* ergibt eine allgemeine Übereinstimmung in den Fakten. Darstellungsweise und Interpretation indes weichen oft weit voneinander ab, und die beiden Veröffentlichungen ergänzen sich somit gegenseitig. Camproux' ausführliche sprachgeographische Einordnung der einzelnen Züge und Herausarbeitung von Einflußgebieten und -richtungen wird bei Hallig, bei dem die räumliche Komponente auch nicht fehlt, durch Klarheit und Übersichtlichkeit aufgewogen.

In *Die moderne Sprachauffassung und die Gestaltung der Wörterbücher* (p. 1–16) stellt Hallig die noch ungenügende Erfassung des Wesens der Sprache durch Hermann Paul den Anschauungen Weisgerbers gegenüber. Diese erscheinen mir allerdings zu sehr national ge-

⁷ Erstmals erschienen *ZRPh.* 68 (1952), 243–280.

⁸ H.-P. SCHWAKE, *Pour une publication de «L'atlas linguistique de la Lozère» par Rudolf Hallig*, in: *Actes du 5^e Congrès international de langue et littérature d'oc et d'études franco-provençales*. Nice, 6–12 septembre 1967, Paris 1974, p. 228.

⁹ CHARLES CAMPROUX, *Essai de géographie linguistique du Gévaudan*, Paris 1962 (*Publications de la Faculté des Lettres et Sciences humaines de l'Université de Montpellier 18*); *Petit atlas linguistique discursif du Gévaudan*, Montpellier 1975 (*Publications de la Revue des langues romanes*); *Etude syntaxique des parlers gévaudanais*, Paris 1958 (*Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Montpellier 11*). So umfangreich diese Werke auch sind, sie enthalten recht wenig lokalisiertes Material und machen deshalb den Druck von Halligs Atlas nicht überflüssig. – NAUTONS *ALMC* erschien 1957 bis 1963; dazu seine *Géographie phonétique de la Haute-Loire*, Paris 1974 (*Publications de l'Institut de linguistique romane de Lyon 29*). Einen Vergleich des Questionnaires von HALLIG mit dem des *ALMC* findet man in Bd. IV des letzteren: *Exposé général. Table-questionnaire. Index alphabétique*, Paris 1963, p. 51–53. Cf. *op. cit.*, p. 72: «Dans la Lozère ..., je me suis limité au minimum des points indispensables pour faire le lien avec les secteurs circonvoisins de mon domaine. ... Dans l'aire ... commune aux deux atlas, l'*ALLo* a 28 points, l'*ALMC* 11, dont 5 seulement touchent une des communes enquêtées par M. Hallig».

¹⁰ Cf. u. a. MAX PFISTER, *Harmonisierungserscheinungen im Altprovenzalischen*, *VRom.* 29 (1970), 57–77. Von germanistischer Seite sehr instruktiv ist WOLFGANG KLEIBER, *Urbare als sprachgeschichtliche Quelle*, in: *Vorarbeiten und Studien zur Vertiefung der südwestdeutschen Sprachgeschichte*, Stuttgart 1965, bes. p. 207–224.

prägt. Ist es wirklich die Sprache allein, die eine Gemeinschaft «geschichtlich zusammenschließt und bewegt»? Wird das Weltbild einer Sprache nicht weit mehr durch die den Menschen umgebenden Dinge und Verhältnisse und die (oft zufällige) historische Entwicklung bestimmt als durch die «geistige Arbeit einer Sprachgemeinschaft»¹¹? Ein ihr Angehöriger ist jedenfalls nicht «unentrinnbar» mit seiner Muttersprache verbunden, denn Fälle von Sprachwechsel sind bekanntlich nicht selten, sei es daß eine Gemeinschaft ihr Idiom aufgibt oder daß ein Individuum sich vollständig in eine fremdsprachige Umgebung einfügt. Um Einsicht in die Struktur der Sprache zu gewinnen, fordert Hallig sodann eine begriffliche Durchgliederung des Wortschatzes, die er nach den ihm vorschwebenden Grundsätzen noch nirgends durchgeführt sieht. Hierbei soll man vom Sachwissen und Sprachbewußtsein des Durchschnittssprechers ausgehen. Diese letztere Sichtweise ist durchaus legitim, und Ähnliches wird auch neuerdings wieder gefordert¹². Leider ist die Verwendung des Wortes *Begriff* nicht recht klar (cf. p. 13). Kompliziert wird die Problematik noch dadurch, daß in der Einleitung des Hallig-Wartburgschen Buches (*op. cit.*, p. 21) von einem «außersprachlichen Bezugssystem» die Rede ist. Etwas Derartiges kann es aber nicht geben, denn Vorstellungen sind zwangsläufig durch die Sprache geprägt, was Hallig in seinem Aufsatz auch zum Ausdruck bringt. Die Sachlage wird nicht transparenter, wenn der Verfasser in diesem Zusammenhang den nicht unumstrittenen und schwer definierbaren Trierschen Wortfeldbegriff verwendet¹³.

Zwei weitere Beiträge haben die inzwischen recht gut erforschten Ortsnamen des Département Lozère zum Gegenstand. *Pflanzennamen in den Ortsbezeichnungen des Gévaudan zu Beginn des 14. Jahrhunderts* (p. 92–106)¹⁴ wertet – in Ermangelung eines *Dictionnaire topographique* – einen terrier von 1307 aus, welcher in einer neueren Edition vorliegt. Nachdem Hallig, sich an Strobel¹⁵ anlehnd, zunächst die Suffixe besprochen hat, führt er das Material nach Etyma geordnet vor, beschränkt sich aber (mit einigen Ausnahmen) auf die vom Urkundenherausgeber identifizierten Toponyme. Ein auf Direktaufnahmen beruhendes Korpus von Orts- und Flurnamen, ähnlich dem von Jean Haust¹⁶, wäre bei der Beurteilung

¹¹ Cf. MARIO WANDRUSZKA, *Interlinguistik. Umriss einer neuen Sprachwissenschaft*, München 1976, p. 13, 24–25. – HANS HELMUT CHRISTMANN, *Beiträge zur Geschichte der These vom Weltbild der Sprache*, Mainz 1967 (*Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 1966, 7*).

¹² HANS-MARTIN GAUGER, *Sprachbewußtsein und Sprachwissenschaft*, München 1976, p. 98.

¹³ Cf. L. M. VASSILYEV, *The Theory of Semantic Fields: A Survey*, *Linguistics* 137 (1974), 83–84, 87. – Zur allgemeinen Orientierung können dienen HORST GECKELER, *Zur Wortfelddiskussion. Untersuchungen zur Gliederung des Wortfeldes 'alt-jung-neu' im heutigen Französisch*, München 1971 und *Wortfeldforschung. Zur Geschichte und Theorie des sprachlichen Feldes*, herausgegeben von LOTHAR SCHMIDT, Darmstadt 1973 (*Wege der Forschung* 250). – Es soll hier keineswegs die Nützlichkeit und praktische Verwendbarkeit des HALLIG-WARTBURGSCHEN Werkes bezweifelt werden. Meine Bedenken betreffen lediglich den theoretischen Teil. – Cf. noch RUDOLF HALLIG, *Zum Aufbau eines Ordnungsschemas für Wortschatzdarstellungen*, *ZRPh.* 70 (1954), 249–256 und die Einleitung seiner Dissertation *Die Benennungen der Bachstelze in den romanischen Sprachen und Mundarten*, Leipzig-Paris 1933, p. V–VI.

¹⁴ Zuerst erschienen in *Etymologica. Walther von Wartburg zum siebzigsten Geburtstag*, Tübingen 1958, p. 321–341.

¹⁵ HEINRICH STROBEL, *Die von Pflanzennamen abgeleiteten Ortsnamen einiger südfranzösischer Departements*, Tübingen 1936 (Diss. phil.). – B. COMBETTES, R. TOMASSONE, *La formation des collectifs de végétaux en langue d'oc d'après les noms de lieux*, *Cahiers de lexicologie* 18 (1971), 109–128. PIERRE BONNAUD, *Les toponymes relatifs à la végétation et aux défrichements et l'évolution du paysage rural en Auvergne, Bourbonnais et Velay*, *Revue d'Auvergne* 85 (1971), 199–230.

¹⁶ Veröffentlicht unter dem Titel *Enquête dialectale sur la toponymie wallonne*, Liège 1940–1941.

der Zweifelsfälle (cf. Nr. 9, 21, 42) sicher von Wert gewesen. Abschließend stellt der Verfasser fest, daß die Baumbezeichnungen den weitaus größten Teil der Pflanzennamen ausmachen, und zieht Vergleiche mit den angrenzenden Départements.

Von den prähistorischen und römischen Denkmälern ausgehend, beleuchtet der Autor in *Funde und Ortsnamen im südlichen Zentralmassiv als Quellen zur Siedlungskunde* (p. 107–123) die ältesten Namensschichten des Gebiets. Hydro- und Oronyme sind naturgemäß die am weitesten in die Vorgeschichte zurückweisenden Elemente, so zum Beispiel der Gebirgsname *Cévennes*¹⁷, die Flußnamen *Lot*, *Tarn*, *Beuvronne*¹⁸ (p. 110). Wesentlich anschaulicher fällt das Bild der keltischen Namenreste aus, deren ursprüngliche Bedeutung sich ja meist über die Etymologie erschließen läßt. Nicht zu dieser Gruppe gehören allerdings die Vertreter von *calmis*, *calma* (p. 114). Man schreibt ihnen meist vorindogermanischen Ursprung zu. Bevor der Verfasser zum nächstjüngeren Bestand, den lateinischen Namen, übergeht, zeichnet er ein Bild der gallischen Verkehrswege sowie der römischen Durchdringung des Gabaler-Territoriums. Karte 5 (p. 121) zeigt die Verteilung der galloromanischen *-acum*-Bildungen. Sie wäre heute nach der neuerschienenen Literatur zu überarbeiten¹⁹. Vorher müßte geprüft werden, ob Namen wie *Crevasnac*, *Familhac*, *Merdaliac*, *Montagnac* wirklich auf die Antike zurückgehen oder eher für die lange Produktivität des ON-Suffixes *-ac* sprechen. Als Argument für die zweite Ansicht (gegen Camproux) könnte die Existenz des männlichen Artikels bei einigen Belegen dienen.

Ein vertieftes Interesse bezeugte Hallig der französischen Stilforschung. Aus diesem Forschungsgebiet stammen die beiden letzten Beiträge. *Grundfragen und neuere Entwicklung der französischen Stilistik* (p. 124–138) will eine Standortbestimmung sein, welche die Aufgaben des fraglichen Wissenschaftszweiges umreißt. H. befaßt sich zunächst mit den Bedeutungen von *Stil* (bzw. *style*) und zeigt die geistesgeschichtlichen Grundlagen des Wortes auf. Er begreift die linguistische Stilistik als auf Synonymie, Lexikologie und Syntax basierendes Durcharbeiten von *langue* («Stilprospekt») und *parole* («Stilprofil») auf die sich bietenden Wahlmöglichkeiten hin. Der Vortrag von 1952 endet mit einem Ausblick auf praktische Probleme der Analyse²⁰.

Der Forderung nach Stilprofilforschung kommt H. selber nach, indem er sich das punktuelle Thema *Über Form und Eingliederung der direkten Rede in den «Memoiren» des Duc de Saint-Simon* (p. 139–155) stellt. Er unterscheidet in seinem umfangreichen Material²¹ vier

¹⁷ Eine Zusammenstellung der bisherigen Deutungen bei ALAIN NOUVEL, *Les noms de la roche et de la montagne dans les termes occitans et les noms de lieux du Sud du Massif Central*, Lille-Paris 1975, p. 176–178. – HALLIGS Aufsatz stammt aus: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Mathematisch-naturwissenschaftliche Reihe* 4 (1955), 699–710.

¹⁸ *Beuvronne* wird von LEBEL mit guten Gründen als keltisch betrachtet (PAUL LEBEL, *Principes et méthodes d'hydronymie française*, Paris 1956, p. 313–315). COROMINAS möchte auch *Tarn* derselben Periode zuweisen: JOAN COROMINAS, *Du nouveau sur la toponymie occitane*, *BN N.F.* 8 (1973), 300–303.

¹⁹ P. DUFORT, *Les noms de lieux en -ACUM du Département de la Lozère*, *Revue du Gévaudan* 11 (1965), 27–46, Karte p. 43. CHARLES CAMPROUX, *Toponymes en -ac du Gévaudan*, *RIO* 21 (1969), 161–186, 241–249; 22 (1970), 25–36. – Außerdem die kurzen Notizen in *Revue du Gévaudan* 16 (1970), 188 und 213.

²⁰ Cf. *Romanistische Stilforschung*, herausgegeben von HELMUT HATZFELD, Darmstadt 1975 (*Wege der Forschung* 393).

²¹ Es umfaßt eine vollständige Sammlung (rund 240 Belege) aus – grob gesagt – der Hälfte des Werkes von Saint-Simon. – Erstveröffentlichung in *Syntactica und Stilistica. Festschrift für Ernst Gamillscheg zum 70. Geburtstag*, Tübingen 1957, p. 191–213. Cf. auch die Besprechungen des «Inquit» bei JACQUELINE HELLEGOUARÇ'H, *La phrase dans les Caractères de La Bruyère*, Lille-Paris 1975, p. 230–232.

Typen der Einfügung direkter Rede in den Kontext, die er in gelungenen Charakterisierungen und feinen Differenzierungen vorstellt. Auch ihr Rahmen, nämlich das Vorbereiten des Lesers auf die direkten Aussagen, wird in der gleichen interpretierenden Weise analysiert. Zum Schluß faßt der Autor einige Ergebnisse verallgemeinernd zusammen.

Ein (Namen-) Register erschließt vor allem die Anmerkungen bibliographischer Art. – Halligs Aufsätze geben uns einen interessanten Einblick in die geisteswissenschaftlichen Bestrebungen im Deutschland der 20er und 30er Jahre. Zeitresistent werden zweifellos der *Beitrag zur Kenntnis des Departements Lozère und seiner Mundarten* und die beiden Stilistik-Aufsätze bleiben, ebenso wohl die *Pflanzennamen in den Ortsbezeichnungen des Gévaudan*. Aber auch aus den anderen Artikeln lassen sich wertvolle Anregungen sowie Lehren methodischer und grundsätzlicher Art ziehen.

Wulf Müller



PAUL ZUMTHOR, *Langue, texte, énigme*, Paris (Ed. du Seuil) 1975, 266 p.

«Les essais réunis dans ce livre, quoiqu'ils traitent pour la plupart de questions relatives à la poésie du Moyen Age, ne sont pas destinés uniquement, ni même spécialement, à des médiévistes» (*Préface*, p. 7). Quel encouragement, ou quelle excuse! Nous ne sommes pas spécialiste de la littérature médiévale, mais, dans ce domaine au sens exact et (nous l'espérons) non péjoratif, de ce terme, un «dilettante».

Quelques pages plus loin, toujours dans la préface (p. 10), M. Zumthor présente ainsi l'œuvre: «Dans son ensemble, le livre que voici se situe [...] au-delà de l'*Essai de poétique médiévale* et le complète, même si la plupart des chapitres qui le composent furent, dans leur première rédaction, antérieurs à celui-ci: certains d'entre eux lui ont même servi de fondement informatif. Mais, tout en allégeant beaucoup leur appareil argumentatif, je les ai presque tous réécrits; plusieurs sont en fait des textes nouveaux, que j'offre au lecteur, avec les autres, comme une suite articulée d'interrogations implicites.» Ce compte rendu s'efforcera de relever les articulations et d'explicitier quelques-unes des interrogations.

Groupés sous le titre *Langue/Enigme*, les quatre articles qui constituent la première partie du livre s'attachent à des formes poétiques qui, en marge des rhétoriques officielles, tendent à instituer un «antilangage», à décevoir les sens apparents pour lui substituer un non-sens ou un sens caché, à égarer la lecture une et linéaire au bénéfice de lectures multiples et simultanées. Elles s'inscrivent en un mot, contre la conception d'un langage qui devrait s'effacer derrière son propre sens, en faveur d'un obscurcissement des textes, destiné à les faire apparaître dans leur matérialité sonore ou visuelle.

Plus encore que les compositions abécédaires, les lipogrammes ou les pantogrammes, les *carmina figurata* de l'époque carolingienne manifestent la «corporité» du poème. Formes et nombres leur imposent une unité symbolique très forte. Lettres, mots, dessins sont autant de «facteurs-gigognes» qui renvoient les uns aux autres: emboîtement qui assure au *carmen figuratum* une cohérence meilleure que celle dont jouira le moderne calligramme. Analysant le poème qui clôt le livre I du *De laudibus Sanctae Crucis* de Raban Maur, le *De adoratione crucis ab opifice*, Zumthor conclut en définissant le poème «figuré» comme un idéogramme.

Les «carmina figurata» rentrent, avec tout ce qui, barbarolexie, goût pour le pluri-linguisme et pour l'énigme, témoigne d'un sens de la productivité et de la théâtralité d'un langage encore à sa source, dans le domaine plus vaste des «jongleries». Zumthor tâche d'y

introduire une classification sommairement adaptée à celle des figures, tout en précisant que les jongleries de sens se distinguent des tropes par leur fonctionnement, «en ce qu'il comporte généralement, soit une ironie, soit une contradiction». *L'ABC par équivoque* d'Huon de Cambrai donne des lettres de l'alphabet des interprétations, souvent allégoriques, à partir de mots dont elles sont l'initiale, de leur propre dessin ou son. *L'Escoufle* de Jean Renart livre dans les derniers vers du roman, «membra disjecti poetae», les lettres qui composent le nom de l'auteur: ici encore, valeur attachée à la lettre comme unité significative du mot. La jonglerie, avec les Grans Rhétoriciens, se généralisera. Caractère très ambitieux de cette poétique: que ce soit par la rareté des «harmonies imitatives» dans la poésie médiévale ou le primat, chez Abélard, de la dialectique, «logique propre au discours», une même autonomie est ici affirmée, celle du langage, une même indépendance à l'égard de toute «réalité», ou référence, externe.

Des paragrammes chez les troubadours? telle est la question à laquelle tâche de répondre la troisième étude. Comme pour *l'Escoufle*, de Jean Renart, une «idée magique du Nom» animerait-elle certains poèmes? Un sondage effectué sur cinq chansons révèle des proportions, des écarts, des valorisations significatifs. Des hypophones probables, «ames/anes» dans *Lancan li jorn*, «amors» dans *Be m'an perdut*, «tout m'a mon cor» ou «tout lo mon» dans *Can vei la lauteza*, «mi cors» dans *A chantar m'er*, «Elena» dans *Bel m'es quan lo vens* permettent de songer aux hypothèses de Saussure, mais non d'en accepter ici tous les termes (par exemple, «l'application préférentielle du paragramme à un nom propre»).

Cas extrêmes de la jonglerie, fatras et fatrasie illustrent une poésie du non-sens, dont on trouverait encore des exemples avec la ballade du «concours de Blois» et les sotties-chansons, ces dernières proches du fatras par leur caractère de glose. Ils vont plus loin que la rêverie et l'oiseuse, qui constituèrent vers le milieu du XIII^e siècle un genre canonique, et ils se distinguent l'un de l'autre aussi bien par leur situation dans la chronologie (la fatrasie s'épanouit au XIII^e siècle, le fatras aux XIV^e et XV^e siècles) que par leur enchaînements syntaxiques. Le théâtre en recueille la pratique: avec le *Jeu de la Feuillée* d'Adam d'Arras et les *sotties* des XIV^e et XV^e siècles; ainsi, «le non-sens devient fiction». Une étude syntaxique et lexicale des onze fatrasies de Philippe de Beaumanoir dégage quelques constantes: ruptures de la continuité sémantique, parfois même au sein du syntagme nominal, prédominance des substantifs, attrait, rabelaisien avant la lettre, pour l'en bas du corps humain.

La première partie montre en quelque sorte l'envers de la seconde, consacrée aux «ambiguïtés rhétoriques». Rhétorique et «registres d'expression» caractérisent en effet cette «langue connotative» qu'est la langue poétique médiévale: la rhétorique n'a pas encore à elle seule la place prépondérante qu'elle prendra, suivant les lieux, au XIV^e, XV^e ou XVI^e siècle et M. Zumthor incline à réviser sur ce point le grand livre d'Ernst-Robert Curtius traduit en 1956 en français sous le titre *Littérature européenne et Moyen Age latin*.

Parmi les sept arts libéraux de la tradition héritée de Sénèque, *grammatica* et *rhetorica* intéressent plus particulièrement la littérature. De Quintilien à Brunetto Latini en passant par les *artes dictaminis* ou *dictandi* du XI^e siècle, le sens de *rhétorique* est demeuré à la fois normatif et descriptif et la discipline désignée, assez proche de notre moderne «stylistique». Dans *Rhétorique et poétique*, la plus longue étude du livre, M. Zumthor commence par rappeler la doctrine de Cicéron et de Quintilien, telle qu'elle a été reprise par les théoriciens médiévaux: les trois buts (*docere, delectare, movere*) et les trois parties (*inventio, dispositio, elocutio*) de la rhétorique latine classique; les trois divisions de l'*inventio* (*exordium*, sous forme de *proemium* ou d'*insinuatio*; *narratio*; *peroratio*); l'importance de la *narratio*, avec sa liste d'*elementa* et le développement de son *argumentatio* par des *topi* ou *loci communes* et par une *amplificatio* qui devient à partir du XI^e siècle «la fonction spécifique de l'écrivain»

et dont la *descriptio personae* constitue le procédé le plus goûté. La *dispositio* peut conduire à des compositions numérales ou abécédaires dont le premier article de la première partie, celui sur les *carmina figurata*, faisait déjà mention; elle laisse choisir entre l'*ordo naturalis* et l'*ordo artificialis* illustré par Virgile. L'*elocutio* exige trois qualités, la correction, qui implique aussi des procédés comme la «barbarolexie», la «glose» et la «farciture» mentionnées dans la deuxième étude de la première partie, *Jonglerie et langage*, la clarté et «l'ornement». Ce dernier, *ornatus*, de deux sortes (*ornatus difficilis* et *ornatus facilis*) repose sur l'emploi des *figurae* dont deux, la *figura etymologica* issue de la *descriptio* et l'*allegoria* toute-puissante de la *Psychomachia* au *Roman de la Rose* (allégorie proprement dite affirmant un rapport historique réel et allégorèse combinant *personnificatio* et métaphore) se détachent nettement à partir des IV–Ve siècles. L'*elocutio* distingue aussi trois *genera dicendi* (*genus subtile*, *genus medium*, *genus grande*) illustré par la «Roue de Virgile». Cependant les *Poetriae* des années 1170–1300, les *Razos de trobar* et les *Leys d'Amor* de langue d'oc, le *Convivio* et le *De vulgari eloquentia* de Dante appliquent la rhétorique aux ouvrages versifiés. Au XVe siècle, les *Arts de rhétorique seconde* confirmeront cette appartenance de la versification au domaine théorique. L'émergence de procédés mnémotechniques, cadence et rime en particulier, l'avance du français et de l'occitan n'empêchent pas le flou de la distinction prose-poésie, encore accru par la permanence de deux systèmes de versification concurrents, métrique et rythmique, avec, pour ce dernier, des poèmes désignés dès le haut Moyen Age par le mot *prosa*. Difficile de lier nettement «introduction printanière» et *locus amoenus*, «portrait» et *descriptio*. Tout au plus peut-on: discerner une poésie «non courtoise» où priment l'hyperbole, la litote et la comparaison et une poésie «courtoise» caractérisée par l'allégorie et la métaphore; constater un lien variable entre rythme et structure syntaxique, entre vers et musique; dégager des «facteurs expressifs» ou «types» et des «styles»; opposer poésie lyrique et poésie épique; décrire le passage du *vers* à la *cantio* et à la *canzone*, de l'«aventure» encore en vers aux premiers «romans» ou «histoires» en prose. L'apparition d'une prose de langue vulgaire – bientôt également «fabliaux», «miracles», «nouvelles» et «dits» proches des premiers textes dramatiques – est contemporaine de la «dégradation des registres d'expression archaïques» à partir de la «Renaissance du XIIe siècle».

Suivent deux études de lexicologie historique, beaucoup plus poussées que celles esquissées pour les mots *chanter* et *aventure* dans l'*Essai de poésie médiévale* (p. 210 et 361). Que la rime (et plus généralement la versification) et l'étymologie (comme il apparaît par la figure étymologique) ressortissent à la rhétorique, l'étude centrale intitulée *Rhétorique et poésie* le laissait assez voir. «Du rythme à la rime» et de l'étymologie en son sens antique et médiéval à l'étymologie en son sens moderne (d'où le titre pluriel: *Etymologies*), mutations et restrictions de sens font passer d'une connaissance à une simple technique ou science.

Contre la thèse de M. Törnqvist qui rattachait *rime* au haut allemand *rīm*, M. Zumthor montre comment l'ampleur initiale du champ sémantique de *rhythmus* (qui implique à la fois un nombre de syllabes et des échos sonores, comme le suggère l'équivalence proposée par Quintilien entre *numerus* et *rhythmus* et le voisinage de termes comme *consonantia*, *connumeratio*, *modulatio*) autant que les graphies données à *rime* (l'invention de la graphie *risme* dans un passage du *Trésor* de Brunet Latin, la multiplication des graphies entre la fin du XIVE et le début du XVIIe siècle) témoignent en faveur d'une «fausse étymologie savante» qui rattachait *rime* à *rhythme*. L'emploi factitif de *rimer* et l'expression *faire rim* utilisée par les *Leys d'Amor* impliquaient plus qu'une simple homophonie. Cependant l'apparition de «vers rimés» au XIVE siècle annonçait déjà *rime*, spécifié par un adjectif au sens de «homophonie finale d'un vers», au XVIe. Cette spécification du mot explique, également au XVIe siècle, l'invention d'un adjectif issu de *ὀνθημυζός* pour traduire la musicalité

face à la technique, et la distinction entre la rime comme procédé de textes en vers et le rythme comme fait plus général de langue. Du Bellay consacra la distinction des deux mots dans la *Défense* («De ce mot rythme») tout en affirmant l'identité formelle, le XVIIIe siècle confirmera, par delà la désuétude du terme au XVIIe, les emplois modernes de *rythme*.

Issu du jargon stoïcien, peu fréquent jusqu'au XVIIe siècle, *étymologie* implique longtemps, et jusque chez Schegel (*De l'étymologie en général*) une relation, originelle certes, mais «idéelle plutôt que réelle». Les Pères de l'Église en usent comme d'un procédé exégétique (M. Zumthor notait de même dans la première partie du livre l'emploi significatif des *carmina figurata* et des jongleries dans la poésie religieuse). Isidore, qui en fait le fondement de la grammaire et de la rhétorique, et déjà Cicéron, le comprenaient dynamiquement comme l'explication de la *vis* du mot. Deux documents de la fin du XIIe siècle, la *Chronique des Ducs de Normandie* de Benoît de Sainte-More et *Florimont* d'Aimon de Varennes attestent ici la dépendance médiévale vis-à-vis de la tradition latine. Aux XIVe–XVe siècles, l'apparition de dérivés et l'emplois déterminés du mot restreignent *étymologie* au domaine linguistique. Au XVIIe siècle Ménage, au XVIIIe Turgot consacrent le passage du mot d'un sens «abstrait et doctrinal» à un sens concret fondé sur l'idée d'une relation purement chronologique: on trouve même chez Turgot *étymologie* au sens du moderne *étymon*. Cependant l'emploi le plus récent d'*étymologie* au sens de «histoire d'un mot» renoue avec les valeurs généralisantes du mot, sensibles différemment, au Moyen Age et, au XIXe siècle, dans Littré.

Comment la volonté propre de l'écrivain parviendra-t-elle à se détacher sur le fond de la tradition, topique et rhétorique, dont la deuxième partie du livre a bien mis en lumière la cohérence et le poids? A cette question s'efforcent de répondre les trois essais réunis dans la troisième partie du livre, sous le titre *Le «je» du poète*. Ici encore l'accent est porté, comme dans la première partie, sur des œuvres exceptionnelles et qui pourraient même paraître, du point de vue envisagé par le titre, marginales, si elles n'entamaient des mutations profondes, celles qui fondent la littérature occidentale postérieure au Moyen Age et antérieure à la «modernité»: substitutions, à la clôture du discours poétique sur lui-même, d'une ambition de *mimesis*, à la volonté d'illustrer une tradition qui subsume le *je*, de celle d'exprimer l'«originalité» de l'écrivain (le lexique de l'édition du *Neveu de Rameau* donnée par M. Jean Fabre relève l'essor très tardif, dans la littérature française, du mot *originalité*, encore souvent péjoratif au XVIIIe siècle).

Autobiographie au Moyen Age? Autrement dit: exceptions à cette «loi générale de l'impersonnalité narrative» énoncée dans l'«*Essai de poétique médiévale*» (p. 172)? Les œuvres littéraires n'étaient pas soumises à l'opposition moderne entre *histoire* et *fiction* mais à une opposition entre *doctrina* et *nugae*. Le modèle des *Confessions* de Saint Augustin sous-jacent à l'*Historia Calamitatum* d'Abélard, la prépondérance des textes anonymes, ou attribués à un personnage désigné par un prénom ou par un sobriquet, démontrent eux aussi l'imprudence qu'il y aurait à parler d'«autobiographie» en un sens moderne. L'étude des textes le confirme. Les classant en «textes non narratifs» et en «textes narratifs», et subdivisant ceux-ci en «récits destinés au chant» et «récits non destinés au chant», M. Zumthor constate dans le chant lyrique, y compris dans le célèbre *Lanquan li jorn* de Jaufré Rudel, une «absence de référent perceptible de je, ainsi que de séquences narratives» qui «interdit la notion d'autobiographie». Quelques chansons de troubadours (celles de Ramon de Miraval et d'Uc de Saint Cire), des ballades (de Charles d'Orléans, no 1 à 10), des prologues (du *Bel Inconnu* de Renaut de Beaujeu, du *Lancelot* de Chrétien de Troyes, des *Lais* de Marie de France), les vers 41–44 du *Roman de la Rose*, semblent procéder d'un «dessein personnel»: le *je*, en fait, tient ici dans la fiction une fonction similaire à celle de la chanson dans la poésie

des trouvères. Même incertitude chez Rutebeuf, où le *je* n'esquisse que timidement un rôle lié à la réalité empirique, et dans les *vidas* et *razos* occitanes, qui supposent un *je* autobiographique mais reposent sur un support événementiel très fragile. *Razo* signifie à la fois 'raison', 'contenu' et 'discours': pas de préoccupation d'historicité pour ces textes qui visent avant tout au dévoilement d'un *sensus* derrière la *littera* du récit. La *Vita Nova* de Dante, le *Voir dit* de Guillaume de Machaut, s'ils combinent chanson et commentaire, ne situent pas pour autant leur *je*, effectif ou virtuel, au niveau du vécu empirique.

L'étude intitulée *Le je de la chanson et le moi du poète* reprend en fait un point particulier de l'essai précédent et en confirme les conclusions. Rutebeuf apparaît une fois de plus comme un tournant majeur de l'évolution. Le repérage de la présence du *je* dans la chanson V du Châtelain de Couci, selon cinq fonctions de formalisation (grammaticale, modale, narrative, mélodique, dramatique) permet de souligner plus particulièrement la volonté de substituer l'«harmonie» à la «narration», le refus de situer le *je* à un niveau autre qu'exemplaire. La comparaison entre la chanson XXIV du comte Thibaut de Champagne et *la Griesche d'hiver* de Rutebeuf oppose les deux œuvres, en fonction surtout du degré d'abstraction, plus haut chez Thibaut, et de l'homogénéité, plus sensible chez Rutebeuf. Ce dernier inaugure une esthétique nouvelle, que la survivance de la chanson courtoise dans la ballade et le «chant royal» n'entameront pas, les formes ayant, ici, changé de signification. Reste que Rutebeuf, comme Thibaut, propose avant tout un «exposé typique».

Le passage de l'abstrait au concret, que présente l'œuvre de Rutebeuf, et l'apparition timide et tardive d'un *je* plus proche du vécu: autant d'«indices convergents d'une régression de la faculté d'abstraction», «dont témoigne également l'extension rapide et presque soudaine de toutes les formes de représentation dramatique» (*Essai de poétique médiévale*, p. 268). Dont témoigne également, à sa manière, la dernière étude de cette troisième partie, *Charles d'Orléans et le langage de l'allégorie*. Sa conclusion rejoint celle proposée par le chapitre 6 de l'*Essai de poétique médiévale, Les échos de la chanson* (p. 279–285: «Au-devant d'un autre monde»). La définition de l'allégorie comme union d'une personnification et d'une métaphore reprend celle de l'«allégorèse» à la p. 105 de notre livre, dans *Rhétorique et poétique*. M. Zumthor part ici du rondeau 332, puis étudie dans l'ensemble de l'œuvre les «personnages» (notant, entre autres choses, la part croissante aussi bien des poèmes dépourvus entièrement d'allégories que des allégories filées), les «actions» (distinguant des «zones» et des «aspects privilégiés» dans chaque zone), les «champs allégoriques» (par les «mots souches» et les «séries associatives»). Des ballades au rondeau, les personnifications les plus traditionnelles, situées hors du monde intérieur du poète, ont reculé: le sens de l'allégorie bascule, passant du plan figuré au plan littéral, de la glose à la mimesis.

La construction du récit, quatrième et dernière partie de l'ouvrage, fait, comme la première et la troisième parties, plusieurs fois appel à des notions rhétoriques explicitées dans l'étude centrale *Rhétorique et poétique*. Le premier des trois essais qui la composent, celui sur *La châtelaine de Vergi*, interprète la greffe du thème de fabliau comme une *amplificatio* au sens de ce mot défini p. 101. Le second essai, *Roman et histoire* confirme une remarque formulée, dans *Rhétorique et poétique* (p. 122) sur la proximité de l'histoire et du roman dans la prose vulgaire. Le troisième, *Récit et anti-récit*, tourne une fois de plus autour de l'allégorie dont l'essai sur Charles d'Orléans et déjà *Rhétorique et poétique* (p. 105) relevaient tout à la fois la fécondité et l'ambiguïté. Interprétation ironique des figures par les jongleries, interprétation ironique de la «fiction» par le «discours» chez Jean de Meung: «anti-figures»? «anti-récit»? Avec l'étude sur le *Roman de la Rose*, il semblerait que l'ouvrage se ferme comme il a commencé: sur une rupture. Mieux vaudrait, cependant, parler d'ouverture. La troisième partie suivait l'émergence du *je* sur le fond de la fidélité aux traditions; la quatrième manifeste

l'émergence du discours narratif sur le fond de la chanson et de l'historiographie, et les attaques qui, tout à la fois, en constatent l'établissement et en constituent la désagrégation. Les deux dernières parties du livre s'ouvrent, de la sorte, sur les temps futurs.

La Châtelaine de Vergi fait alterner la ligne de la *fine amor* et celle du *fabliau*: d'où l'ambiguïté d'un personnage comme la duchesse «qui tient à la fois de la mégère de fabliau et de la *fausse amie*» et le subtil «triptyque» qui dispose, au centre du roman, «de part et d'autre du tableau central, exaltant la joie d'amour, deux volets à sujets de fabliau». L'équilibre entre discours direct et narration, l'absence d'intervention d'auteur, de notations sensorielles, de noms donnés aux personnages rapprochent *La Châtelaine de Vergi* du *Lai de l'Ombre*, moins nettement construit cependant, et les distinguent d'œuvres comme le *Bel Inconnu* de Renaut de Beaujeu et le *Lancelot* de Chrétien de Troyes dont il avait été question dans *Autobiographie au Moyen Age?* L'écrasement des durées et l'importance des monologues contribuent eux aussi à situer l'œuvre dans la dépendance du «grand chant courtois»: l'essentiel, ici, c'est un *san* intemporel «dont le fabliau donne la matière». *La Châtelaine de Vergi* s'inscrit donc en réaction contre la volonté d'historicité du «roman» et de «l'histoire», sans pour autant y échapper tout à fait: M. Zumthor clôt brillamment cet essai en présentant l'effraction du duc dans le lieu du rendez-vous comme le biais et le symbole de l'effraction du récit dans la chanson.

Dans *Roman et histoire*, le critique combat une fois de plus l'idée d'une «relation des chansons de geste avec l'histoire» (cf. *Histoire littéraire de la France médiévale*, p. 163, § 277). L'historiographie de langue vulgaire, postérieure à la chanson de geste et souvent tournée, sous couvert de la tradition, vers les innovations, lui paraît pouvoir être rapprochée avec plus de profit, en plusieurs points, du «roman»: même faveur auprès des Plantagenets; condamnations similaires de la part de moralistes successifs; formules très voisines pour présenter l'œuvre au public; même usage, au XIIe siècle, de «vers octosyllabiques à rime plate et sans coupure». Le topos de la véridicité ne doit pas tromper: l'historicité – et M. Zumthor rappelle ici, comme il le faisait déjà dans son *Essai de poétique médiévale (La Nuit des temps*, p. 29–30), l'article de M. Jauss paru en 1963 dans *Chanson de geste und höfischer Roman* –, c'est, pour les hommes du Moyen Age, «le caractère de ce qui veut être cru». «Dans le vocabulaire des XIIe et XIIIe siècle, sinon plus tard encore, les termes *roman* et *estoire* (lequel signifie aussi 'peinture, illustration') sont interchangeable». Constatation de l'*Essai de poétique médiévale (Du roman à la nouvelle*, p. 348) reprise et confirmée dans *Roman et histoire*. Mais une différence d'intention entre historiographie et roman tend à se faire jour, qui éclatera chez Chrétien de Troyes: le roman n'a pas besoin, comme l'historiographie, de se référer à autre chose que le texte pour exister.

Un emblème, la Rose, un symbole, la Fontaine d'Amour, des allégories et des mythes animent le *Roman de la Rose*, mais en manifestant «le sensus allegoricus de cette 'histoire' qu'est le texte de Guillaume» (*Essai de poétique médiévale*, p. 374), Jean de Meung constitue un «anti-récit»: les éléments du premier *Roman de la Rose* changent de sens. L'allégorie combine le plus souvent trois fonctions: didactique, déictique (liée à la croyance que le Nom est réalité), narrative (à la fois universelle et concrète, proche de l'image peinte). La «volonté expresse de déployer en récit le dire intemporel de la chanson» caractérise l'œuvre de Guillaume de Lorris; chez Jean de Meung, en revanche, le didactique l'emporte sur le narratif: «l'histoire' n'est plus que la circonstance d'un discours».

Réinventer, réinterpréter: ce que font Robert de Boron avec la donnée du *Conte del Graal* de Chrétien de Troyes, Jean de Meung avec celle du *Roman de la Rose*. Les rapports entre les textes et leurs interprétations, que celles-ci abordent les textes en dehors d'eux ou s'incorporent à eux – ironie, argumentation, commentaire, intrusion d'auteur – pour les

nourrir et les détruire, semblent préoccuper M. Zumthor. Ce critique, cet écrivain, très conscient de ses démarches, paraît souvent tenté de gloser son propre discours. Certes, l'apparat théorique – on aimerait presque user de ce mot de «méta-discours» qu'il applique à la démarche de Jean de Meung – est sans doute moins développé ici que dans l'*Essai de poétique médiévale*, parce que *Langue, texte, énigme*, recueil d'articles, ne projette pas de se constituer aussi explicitement en une visée unitaire. Reste que l'œuvre naît encore de façon presque indistincte à la fois d'une réflexion sur la «littérature», ou sur le «discours» d'autrui, et d'une réflexion sur la «critique», ou sur son propre «discours» («méta-discours» à l'intérieur du discours critique) et les obstacles qu'il rencontre à vouloir éclairer le «discours» d'autrui: fusion facilitée par le fait (particulièrement apparent pour les œuvres choisies dans *Langue, texte, énigme*) que toute littérature tend à être, en un sens, «critique», et toute critique, «littérature».

Ainsi le jeu, si souvent décrit, entre la tentation de l'intemporel et l'adaptation au déroulement temporel, entre, par exemple, le dessin et le texte dans les *carmina figurata*, la chanson et le récit, l'étymologie comme révélation de la vérité d'un mot et l'étymologie comme description de l'histoire d'un mot, le critique ne le joue-t-il pas à sa manière, partagé qu'il est – féconde ambivalence! – entre sa vocation de poéticien et sa vocation d'historien? «Type» (p. 118, 188), «système» (p. 66, 207), «structure» (p. 26, «structure oppositive», p. 170, «structure dynamique»), «fonctionnement» et «fonction» (p. 10 et 13) situent *Langue, texte, énigme* dans la ligne de l'*Essai de poétique médiévale* et de la collection *Poétique* où les deux textes ont paru; MM. Genette (qui cite *Langue, texte, énigme* à la fin de son récent *Mimologiques*), Bremond et Weinrich ont également publié dans cette collection et apparaissent parmi les critiques cités (cf. *Livres et articles cités*, p. 265–266). MM. Barthes, Bloomfield, Derrida, Meschonnic et Rousset, Mme Kristeva, sont aussi nommés: ce «structuralisme» se réfère à des sources fort diverses. Rappelons qu'une définition de «code» et de «structure» était esquissée dans l'*Essai* (p. 145). Mais M. Zumthor, respectant l'inachèvement du *Roman de la Rose*, n'approuve pas qu'on lui applique «des lectures typologiques comme celles de Robertson ou de Fleming» (p. 259). Classifications et relevés de fréquence sont complétés (p. 185) par l'examen de la «distribution stratégique» des éléments considérés: la statistique le cède à la géométrie, la métaphore de l'«espace» du texte, explicite p. 57 (et chère à M. Genette: cf. *La littérature et l'espace* dans *Figures II*), domine l'outillage verbal de ce «structuralisme». On sait, du reste, que le mot «figures» usé au sens... figuré dès l'Antiquité, relève aussi de cette métaphorique: un regain d'intérêt pour la rhétorique ne surprend point chez des «structuralistes». Parmi les livres et articles cités, relevons des œuvres qui touchent la notion de rhétorique en général (d'où les noms de MM. Dubois, Edeline, Morier, Perelman et Obrechts-Tyteca par exemple), d'autres, la rhétorique classique, ou médiévale, dans son ensemble (MM. Baldwin, de Bruyne, Dragonetti, Highet, Koch, Langlois, Lausberg, Murphy, Quadlbauer), d'autres encore, des points plus particuliers: l'allégorie (MM. Jauss, Jung, Pépin), le symbole (M. Tschirch), la rythmique (M. Mari), l'étymologie (MM. Guiraud, Piron), etc. ...

La notion de *situation* change de sens lorsqu'on passe d'une métaphorique spatiale à des préoccupations de temporalité. L'historien remonte au point d'émergence d'un genre ou d'une forme, ou de passage d'un état à un autre: le problème des limites risque parfois de mettre en péril ces genres et ces classifications auxquels s'efforcent, chacun comme il peut, le poéticien et l'historien de la littérature. D'où l'intérêt d'envisager moins la structure que le processus en vertu duquel le texte se construit: M. Zumthor insiste sur le «dynamisme» des œuvres (p. 170, 206), s'attache aux «règles de transformation» et à «l'engendrement du texte» (p. 170). La première étude du recueil, *Carmina figurata*, a paru dans la revue *Change*;

de même, l'article, cité à la fin de l'ouvrage, de Mme J. Guéron: le numéro 16–17 de *Change* où il se trouve s'intitule *La critique générative*.

L'auteur de *l'Essai sur la poétique médiévale* est aussi celui de *l'Histoire littéraire de la France médiévale*. Dans l'avant-propos à la réédition du livre de Huizinga, traduit sous le titre *L'automne du Moyen Age* (Paris 1975, p. XI), M. Jacques Le Goff (lui-même cité dans *Langue, texte, énigme* p. 241, 266) loue «des historiens et des philosophes-historiens comme Paul Zumthor et Michel Foucault qui ont proposé la notion de document-monument». La «distance» entre un auteur et un texte, elle s'insère aussi bien, par l'allégorie par exemple, chez l'écrivain médiéval (cf. p. 37), que, par notre situation dans *notre* modernité, pour le critique qui se tourne vers le Moyen Age (cf. p. 8). Cette dernière distance, le médiéviste paraît parfois, prenant pour point de départ l'œuvre médiévale, vouloir l'abolir, lorsqu'il insiste sur la «modernité» de cette œuvre, proposant une analogie avec l'écriture automatique ou le surréalisme (p. 83–84, pour les fatrasies), le baroque (p. 88, pour les fatrasies, p. 98 pour les «Scoti»), la «connaissance poétique» des années Trente (à propos de la rhétorique, p. 97; cf. déjà *Essai de poétique médiévale* p. 49); des réserves prudentes indiquent qu'il s'agit là peut-être surtout d'un souci didactique. Parfois, au contraire, il part d'une notion moderne, insiste sur la distance qui la sépare de réalités médiévales crues plus proches qu'elles ne sont: lorsqu'il conteste l'application de nos notions de linguistique (p. 54) ou de mythe (p. 252) pour l'homme du XIIe ou du XIIIe siècle, témoignant du même coup d'un intérêt scientifique pour la terminologie. La critique actuelle elle aussi pourrait faire figure de «document-monument». Sur notre temps porter un regard médiéval? Tout au moins le médiéviste occupe-t-il, dans la durée qui unit et sépare à la fois le Moyen Age et notre âge, une situation «stratégique» (cf. p. 8): comme les *je* dans le texte de la chanson (cf. p. 184).

La «généalogie du livre» remonte à Dieu. Pour Raban Maur, le monde sensible n'est «qu'un masque dissimulant une réalité différente» (p. 28). Dans l'esprit médiéval, «la rhétorique tend à une exaltation du sens caché» (p. 234). Selon Bernard Sylvestre, «ethimologia divina aperit et practica humana regit» (p. 150). La quête des origines livre la révélation d'un sens caché: le temporel ramène à l'intemporel. Mais pour M. Zumthor? L'«énigme» n'est-elle, au Moyen Age, qu'un genre poétique à la mode? L'«énigme» de toute œuvre est-elle résolue par l'étude des transformations que le *texte* impose à la *langue* pour se l'approprier? «L'inconnu, peut-on lire dans *l'Essai de poétique médiévale* (p. 361), n'existe qu'à la surface du texte et comme dans les accidents de son relief. En profondeur fonctionnent des règles sûres». Et pourtant, remontant «en profondeur» vers l'obscur naissance de formes et de genres, il semble bien que le médiéviste cherche le «sens caché», introuvable peut-être, de la notion même de littérature. Confession («Le je du poète»)? Connaissance («Ambiguïtés rhétoriques»)? Libre jeu («Langue/Enigme»)? C'est bien, en tout cas, à une entreprise «étymologique», dans les sens anciens et modernes de ce mot, qu'il nous convie. Un auteur peut être dans l'ombre, un texte, clair. Pourtant, songeant à *l'Historia Calamitatum* d'Abélard, le romancier qui écrivait *Le Puits de Babel* paraissait y répondre par avance au critique (p. 15): «Bouclé le dossier, reste un résidu insoluble, insolvable, une question qu'on n'élude pas. Ce qu'on trouve, on le savait déjà, sans le savoir, avant d'en entreprendre la recherche: simplement, on aura découvert un chemin et le goût de vivre. Du fatras de l'érudition a peu à peu de surcroît surgi quelqu'un».

Alain Faudemay



GERHARD ROHLFS, *Rätoromanisch. Die Sonderstellung des Rätoromanischen zwischen Italienisch und Französisch*. Eine kulturgeschichtliche und linguistische Einführung, München (Beck'sche Verlagsbuchhandlung) 1975, 104 p. + 3 Karten (*Handbücher für das Studium der Romanistik*).

In der Reihe «Handbücher für das Studium der Romanistik» der Beck'schen Verlagsbuchhandlung sind bereits zwei wichtige Werke erschienen¹, wobei eines ebenfalls aus der Feder von Rohlf's stammt. Die vorliegende Einführung des bekannten Romanisten bietet einen gut lesbaren und verständlichen Überblick und ermöglicht dem Studenten einen ersten Einstieg ins Rätoromanische. Da der Markt an Handbüchern zu diesem Teilgebiet der Romanistik nicht gerade übersättigt ist, stösst eine solche Publikation sicher auf reges Interesse.

Was die Detailausarbeitung des Werkes anbetrifft, so bekommt man leider den Eindruck, daß an manchen Stellen nicht mit der nötigen Sorgfalt gearbeitet wurde. Eine eingehende Lektüre deckt manche Mängel und Ungereimtheiten auf, die, wie mir scheint, bei einer 2. Auflage verbessert werden sollten. Wir gliedern unsere Besprechung in drei Teile: allgemeine Bemerkungen im Sinne von Ergänzungen, Verweise auf Transkriptionsfehler und Verbesserung der Druckfehler.

In der Bibliographie (p. VII–XI) wird eine große und gute Auswahl geboten (75 Titel). An Verbesserungsvorschlägen möchten wir anführen: Von der *Bibliografia Retoromontscha* ist auch ein 2. Band erschienen (1956) und umfasst die Jahre 1931–1952². Die *Rätoromanische Grammatik* von Gartner ist 1973 unverändert nachgedruckt worden (Walluf bei Wiesbaden). Das *Etymologisches Wörterbuch des Gadertalischen* von J. Kramer ist 1975 abgeschlossen worden. Das *Vocabolario friulano* von Pirona ist 1972 in 3. Auflage erschienen. An Wörterbüchern wären noch zu nennen: Ramun Vieli und Alexi Decurtins, *Vocabulari romontsch. Deutsch-surselvisch*, Chur 1975, und Ambros Sonder e Mena Grisch, *Vocabulari da Surmeir. Rumantsch-tudestg, tudestg-rumantsch*, Chur 1970. Wenn zwei Werke von Maria Iliescu angeführt werden, warum dann nicht auch ihre *Bibliographie orientative et sélective des dialectes dits «rhétoromans»*, *RRLi. 16* (1971), 343–357, *Addenda I, RRLi. 17* (1972), 489–491, *Addenda II, RRLi. 19* (1974), 581–584?

Es folgen ein Abkürzungsverzeichnis (p. XII) und eine Tabelle der phonetischen Transkription (p. XIII)³. Je eine Sprachkarte Graubündens, vom Engadin bis Friaul und der ladinischen Dolomitentäler geben dem Leser die gute Möglichkeit einer geographischen Orientierung.

Das Kap. *Die rätoromanische Sprache – Ursprung und Geschichte* (p. 1–20) bildet die Einleitung. Zum Räterproblem (p. 1) existiert eine wichtige Studie von Risch⁴. Die Teilung

¹ GERHARD ROHLFS, *Romanische Sprachgeographie*, 1971; CARLO TAGLIAVINI, *Einführung in die romanische Philologie*, 1973.

² Inzwischen ist eine Fortsetzung der Bibliographie zum Bündnerromanischen erschienen: *Studis Romontschs 1950–1977, Bibliographisches Handbuch, Band 1: Materialien*, Chur 1977 (*Romanica Raetica 1*).

³ Wir haben festgestellt, daß das Abkürzungsverzeichnis unvollständig ist oder daß Abkürzungen falsch angewendet werden. So heißt es z. B. auf p. 7: «Der bajuwarische Vorstoß und italienische Zuwanderung hat in der Zone von Bozen und Meran (Vinschgau) das alte Romanentum ausgelöscht, so wie die alemannische Landnahme durch die Germanisierung der Zentralschweiz und des oberen Rhönetales die Abspaltung des RR von der französischen Galloromania bewirkt hat». Im Verzeichnis aber steht RR = Rätoromania, rr. = rätoromanisch.

⁴ ERNST RISCH, *Der heutige Stand der Räterforschung, Schriftenreihe des Rätischen Museums 10* (1971), 12 ss.

der Provinz Raetia in eine Raetia Prima und eine Raetia Secunda ist noch vor der Mitte des 4. Jh.s nach Chr. vollzogen worden (p. 2). Die Namengebung der übrigen romanischen Sprachen ist nicht seit ihren Anfängen so einheitlich wie dies Rohlf's formuliert, cf. das Okzitanische des Mittelalters: *lenga romana*, *lemosi*, *proensal*, *langue d'oc* etc.⁵. Bei der Aufzählung der verschiedenen Bezeichnungen für das «Rätoromanische» wäre auch das von Bec gebrauchte «rhéto-frioulan» zu erwähnen⁶. Zur Germanisierung von Chur besitzen wir jetzt eine Studie von Erni⁷. Wenn man von den Versuchen zur Vereinheitlichung der rätoromanischen Schriftsprache spricht, sollte die Bezeichnung Interromontsch nicht fehlen⁸. Auf p. 5 und 6 werden zwei Autorennamen falsch zitiert⁹. Der von Rohlf's gebrauchte Name «Westladinisch» (p. 7) für das Bündnerromanische ist doch eher selten. Die Palatalisierung von C^A- und G^A- in Gr (p. 8) kann man nicht als einheitlich bezeichnen. Im Engadin und Münstertal erscheint sie durchgehend, im Rheinischbündnerischen hingegen ist der Lautwandel an bestimmte Bedingungen gebunden (z. B. betontes A). Das beim Wandel $\bar{u} > \ddot{u}$ (p. 8) zitierte dolomit. *nüt* (< NUDUS) erweckt den Eindruck, es sei dies eine im Zentralladinischen verallgemeinerte Erscheinung, was aber nur für das Val Badia und Val Marebbe gilt. Das erhaltene Pluralmorphem -s hebt sich nicht nur vom Italienischen ab (p. 8), sondern auch von den unmittelbar benachbarten Mundarten des Lombardischen und Venezianischen. AU ist nicht generell im Engadin zu o reduziert worden (p. 8): dies gilt nur für das Oberengadin. Im Unterengadinischen (wie auch im Münstertal) herrscht ein uneinheitliches Bild (cf. weiter unten). Zur Futurbildung (p. 9) gibt es eine sehr ausführliche Studie von Ebnetter¹⁰. Bei den Doppelkonsonanten (p. 9) im Bündnerromanischen kann man nicht durchwegs von einer Beseitigung sprechen, cf. z. B. AIS, V 921, Pt. 27: *flomma* und auch Lutta § 26. Auf Seite 10 steht der Satz: «Während alle andern romanischen Sprachen den bestimmten Artikel nur in einer einzigen alten Casusform fortgeführt haben...» Das Rumänische aber besitzt einen nachgestellten Akk.-Nom. und Genitiv-Dativartikel. Die teilweise lexikologische Eigenständigkeit der rätoromanischen Einzelsprachen wird mit zahlreichen Beispielen in Tabellenform (p. 11–14) dargestellt. Bei diesen Beispielen vermißt man die Angabe, aus welchem Lokaldialekt sie jeweils stammen. Eine Angabe wie Eng. oder Dol. genügt nicht, zumal wenn die Wörter nicht normativen Wörterbüchern entnommen sind. So findet man auf Seite 12 das Wort *graub*. *kažöl* 'Käse'. Eine solche Form kennt auch das DRG (3, 444) nicht. Es könnte sich um eine Kontamination surs. *kažial* × eng. *čažöl*¹¹ handeln! Auch die Lokalisation von dolom. *glésia* (cf. Kramer 3, 37) und bündnerrom. *envolar* ist uns nicht gelungen. An eigentlichen Fehlern haben wir bemerkt: surs. *miur* 'Maus' und nicht *mir* = MÜRÜ. Das Ergebnis aus COCCINUS weist im Surs. einen fallenden

⁵ Cf. PIERRE BEC, *La langue occitane*, Paris 1967, p. 64–67; BODO MÜLLER, *Langue d'oc, Languedoc, Occitan*, in: *Verba et Vocabula. Ernst Gamillscheg zum 80. Geburtstag*, München 1968, p. 323–342.

⁶ PIERRE BEC, *Manuel pratique de philologie romane*, tome II, Paris 1971.

⁷ C. ERNI, *Zur Sprachgeschichte von Chur. Vermutungen, Nachweise, Exkurse*, *Bündner Monatsblatt* 1976, 281–318.

⁸ In der neuen Bibliographie *Studis Romontschs 1950–1977* bildet dieses Wort ein Unterkapitel (p. 89–90).

⁹ P. 5: WARTBURG, ergänze: VON (gilt auch für die Bibliographie' p. X); p. 6 N 7: ALEXI WUNDERLI ist in PETER WUNDERLI zu korrigieren.

¹⁰ THEODOR EBNETTER, *Das bündnerromanische Futur*. Syntax der mit 'vegnir' und 'habere' gebildeten Futurtypen in Gegenwart und Vergangenheit, Bern 1973 (*RH* 84).

¹¹ Zur Wiedergabe der stimmlosen mediopalatalen Affrikata (Graphien: surs. *tg*, eng. *ch*) verwenden wir die Transkription von ROHLF'S: *ch*. Es ist dies keine gute Lösung (*ch* stammt aus der traditionellen Orthographie des Engadinischen) und wir gäben dem neutralen Zeichen *č* den Vorzug.

Diphthong auf, also *chiätšen* (nicht *chiétšen*). Eine Form *kürám* 'Leder' ist nicht Bündnerromanisch (cf. DRG 3, 658). Der informative Wert der Tabellen bleibt jedoch unbestritten. Es werden damit in bezug auf das Lexikon demonstriert: Die Eigenwilligkeit des Bündnerromanischen innerhalb des Rätoromanischen, das öftere Zusammenspannen des Dolomitischen mit dem Friaulischen und die Eigenständigkeit des Bündnerromanischen im Vergleich zum identischen Ergebnis im Italienischen und Französischen.

Der letzte Abschnitt der Einleitung bildet den Übergang zum Kapitel der Textproben (p. 19–89), wo im ersten Teil das Bergünische das Bündnerromanische vertritt. Die Wahl Bergüns scheint uns nicht ganz glücklich: Wohl ist die Mundart in der Sekundärliteratur gut zugänglich (Aufnahmepunkt 27 im AIS, Monographie von Lutta¹²), deren sprachliche Stellung aber ist als atypisch zu bezeichnen, weil in ihr charakteristische Merkmale des Surselvischen und Engadinischen zusammenlaufen. Wir sind der Ansicht, daß zusätzlich zum zentralbündnerischen Sprachtyp auch je eine Mundart des Surselvischen und des Engadinischen hätte berücksichtigt werden müssen, um das Bündnerromanische in seiner charakteristischen Ausprägung darzustellen. Rohlf's spricht auf Seite 19 vom Wandel $\bar{u} > i > e$ unter besonderen Bedingungen (z. B. vor Nasal) im Bergünischen. Es ist hinzuzufügen, daß auch \bar{u} in gedeckter Silbe zum Resultat *e* führt (cf. Lutta § 69). Bei der Besprechung der verhärteten Diphthonge wäre beim Verweis auf das Frankoprovenzalische eine Sekundärliteraturangabe ganz nützlich. Wir denken z. B. an die Arbeit von Gerster¹³. Die in N 25 (p. 20) zitierten provenz. (Arles) *gléiso* > *gléigso* 'Kirche' und *reino* > *reigno* gehören nach unserer Ansicht nicht zu dieser Erscheinung, da der zweite Teil des Diphthongs noch erhalten ist.

Im ersten Teil der Textproben (p. 21–68) werden 150 Sprichwörter in deren ital., bergünischen und franz. Fassung miteinander verglichen. Eine deutsche Übersetzung geht jeweils den 3 Versionen voraus. Die bündnerromanische Übersetzung ist mit einem ausführlichen linguistischen Kommentar versehen. Einerseits wird damit die bündnerrom. Sonderentwicklung herauskristallisiert und andererseits treten dabei auch die parallelen Entwicklungen, sei es zum Französischen, sei es zum Italienischen, zu Tage. Zu den Ausführungen des Autors möchten wir noch folgende Präzisionen anbringen:

Nr. 1: Betontes lat. -A im roman. Auslaut wird nicht nur im Zentralbündnerischen zu -ò, sondern auch im Tavetsch (cf. Caduff¹⁴, p. 28). Zur Palatalisierung von C^h- im Oberit. cf. die Studie von Schmid¹⁵.

Nr. 2: *Ava chi kuera nu porta tiksi*. Nach Lutta § 78 ist -o- bei *porta* diphthongiert: *oa* (cf. auch AIS, I 47, Cp. Pt. 27: *mò^hrta*). Zu einem zentralen Problem führt uns das Wort *kuera* 'läuft'. Im Bündnerromanischen gibt es steigende und fallende Diphthonge, und wir sind der Meinung, daß diese unbedingt gekennzeichnet werden müssen. Die Akzentsetzung des Autors ist leider vielfach falsch, cf. unsere Bsp. unter Transkriptionsfehler. Bei diesem Beispiel sollte man also transkribieren: *kuèra* (im Sprichwort Nr. 53 steht *kuèrra*).

¹² M. LUTTA, *Der Dialekt von Bergün und seine Stellung innerhalb der rätoromanischen Mundarten Graubündens*, Halle 1923 (*Beih. ZRPh.* 71). Zitiert als Lutta.

¹³ WALTER GERSTER, *Die Mundart von Montana (Wallis) und ihre Stellung innerhalb der frankoprovenzalischen Mundarten des Mittelwallis*, Diss. Zürich, Aarau 1927.

¹⁴ L. CADUFF, *Essai sur la phonétique du parler rhétoroman de la vallée de Tavetsch*, Diss. Lausanne, Bern 1953.

¹⁵ H. SCHMID, *Palatalisierung von C, G vor A im Romanischen (Zur sprachlichen Gliederung Oberitaliens)*, *VRom.* 15/2 (1956), 53–80.

- Nr. 4: In Cloetta¹⁶ steht dieses Sprichwort auf Seite 47.
- Nr. 5: Der Kommentar zum auslautenden -n im Bündnerromanischen ist eher dürftig ausgefallen (in Anbetracht der Vielfalt von Entwicklungen und Ergebnissen).
- Nr. 6: Dieses Sprichwort steht bei Cloetta auf Seite 47.
- Nr. 7: *paš-cher* 'fischen' nicht *pas-cher*, cf. Lutta § 57. S vor Kons. erscheint im Bündnerromanischen stets als *š*. Diese Tatsache wird von Rohlf's sehr unkonsequent auf die Transkription übertragen.
- Nr. 9: Bei Cloetta (p. 51) steht die Form *vardet* 'Wahrheit' und nicht *verdét*. Nach Lutta (§ 110, 153b) verwandelt sich anlautendes ě, ē in *a*, cf. auch AIS, IV 714, Pt. 27: *vardēt*; in Nr. 12 erscheint ein *marenda* < MERENDA.
- Nr. 10: Dieses Sprichwort ist bei Cloetta auf Seite 50 zitiert.
- Nr. 11: Zu *rwédna* 'Rost' cf. Lutta § 186 und 201e.
- Nr. 14: nicht *morta* (f.) sondern *móarta* (cf. Nr. 2). Ebenfalls bei Nr. 20.
- Nr. 18: *cŪLU* entwickelt sich im Dialekt von Bergün nicht zu *chil*, sondern zu *chikl*, cf. Lutta § 131, 65b und AIS, I 136.
- Nr. 19: Zum Problem S^{Kons.} > *š* cf. Schmid, *VRom.* 15/2 (1956), 30–53.
- Nr. 22: Bei Cloetta auf Seite 48 zitiert, ebenfalls Nr. 28 und Nr. 31.
- Nr. 23: Zu *pokr*, *pur* 'Bauer' cf. Schmid, in: *Etymologica, Walther von Wartburg zum 70. Geburtstag*, Tübingen 1958, p. 691 ss. *Porta* (nach Lutta § 78a *póarta*) bedeutet 'Tor'; *dié* 'Türe' wird im Bergünischen mit *ęš* bezeichnet (AIS Karte 860).
- Nr. 30: Ergänzung zum Kommentar: Die Entwicklung ö^{Pal.} > *i* findet sich im Surmeirischen und zum Teil auch im Sutselvischen, cf. AIS, III 562 'foglia', wo die Pte. 14 (Dalin), 15 (Maton), 16 (Scharans), 17 (Lantsch) und 25 (Riom) ein *i* aufweisen.
- Nr. 31: Die Entwicklung *Λ* vor *m* + Kons. > *ø* sollte im Kommentar erwähnt werden. Das *o* bei *chomas* muß offen sein, also *chòmas* (cf. Lutta § 131).
- Nr. 35: Es wird angegeben, daß dieses Sprichwort bei Cloetta auf Seite 48 zitiert wird. Nun heißt es aber bei Cloetta nicht *sušpegra* 'seufzt' sondern *sušpígra*. Hier wäre im Kommentar zu vermerken, daß die Form mit *e* aus Bergün ist, die mit *i* aus dem Oberengadin stammt. Zur Etymologie von *Bumañ* 'Neujahr': cf. auch VDI 2, 671–673, wo nicht ein *BONA MANU* sondern ein *BONU MANE* vertreten wird.
- Nr. 38: Bei *pélašs* 'Flöhe' steht im Kommentar ein Verweis auf *ū* vor Nasal > *e* in Nr. 5 und 7. Bei *pŪLICE* aber steht das *ū* vor Liquid.
- Nr. 42: Hat seine Entsprechung bei Cloetta auf Seite 48, so wie die Nr. 49 auf Seite 53 zu finden ist.
- Nr. 50: *ūvas* > *éjas* ist zu kommentieren, cf. Lutta § 67a.
- Nr. 55: *au* > *o* gilt nicht allgemein fürs Engadin. Es finden sich dort die Resultate *a*, *au* und *o*, cf. DRG 3, 622.
- Nr. 58: *kañueš* > *COGNOSCIT* wird in Nr. 60 als *kañuèš* transkribiert. Abgesehen von der Inkonsequenz der Transkription, gibt Lutta (§ 18) den Diphthong als *ωě* wieder und vermerkt, daß es sich bei *ě* nicht um ein offenes *e* (*è*) handelt, sondern um einen typisch bergünischen Laut, auf den man im Kommentar verweisen sollte.
- Nr. 76: Bei *mòrdan* 'sie beissen' wäre auf die Verallgemeinerung der Endung -ANT zu verweisen.
- Nr. 78: Im Kommentar ist zu ergänzen, daß *Dia* 'Gott' in Bergün ein Lehnwort aus dem Oberengadinischen ist; die erbwortliche Entwicklung lautet *Di* (Lutta § 38).
- Nr. 81: Auch im Engadinischen bedeutet *maler* 'fressen'.

¹⁶ G. G. CLOETTA, *Il rumauntsch da Bravuogn*, AnSR 59 (1945), 47–53. Zitiert als Cloetta.

Nr. 83: Im Kommentar ist *germ.* beim Wort *zwibar* 'Zuber' zu ersetzen durch *ahd.*

Nr. 96: Lat. AU ist nicht nur im Surselvischen erhalten, cf. *DRG 3*, 622 s. *chosa*: Plaun, Cazas-Riaulta, Lavin-Ftan mit *au*.

Nr. 106: Bei Cloetta auf Seite 51 zitiert. Weiter finden sich auch bei Cloetta: Nr. 59 = p. 49, Nr. 79 = p. 50, Nr. 90 = p. 51.

Nr. 109: Zur Bildung der zusammengesetzten Zeiten der reflexiven Verben mit HABERE gibt es jetzt eine neue Studie von Stimm¹⁷.

Nr. 112: *vezi* < VITIU wäre zu kommentieren. Nach Lutta (§ 284) finden sich 3 verschiedene Ergebnisse aus -TJ-.

Nr. 115: Die Form *krastján* 'Mensch' ist Unterengadinisch; in Bergün muß es heißen *kráštšán* (cf. dieses Resultat bei Cloetta, p. 50; Lutta § 286b; *DRG 4*, 257).

Nr. 119: Ergänzung im Kommentar: Erbwörtliche Entwicklung G vor E und I > *gj*, in Lehnwörtern erscheint G^{E, I} als *j*, also ist *pajèks* (< PAGENSE) 'Dorf' im Bergünischen ein Lehnwort.

Im 2. Teil wird das Romanische der Surselva und des Engadins in Vergleich gestellt mit dem Dolomitenladinischen, Friaulischen, Italienischen und Französischen (50 Sprichwörter). Die Surselva vertritt die lokale Mundart von Rueras im Tavetsch. Warum wird gerade eine nicht typische Mundart des Surselvischen als dessen Repräsentant gewählt? Das Tavetscherromanisch weist Parallelen zum Mittelbündnerischen und Engadinischen auf, cf. das Beispiel *chesa* im Gegensatz zu surs. *casa*.

Nr. 163: Die zentralladinische Version dieses Sprichworts fehlt. Sie lautet: *ki ke va por fük, perd il pòšt*.

Nr. 172 und 173: Hinweis im Kommentar: Im Badiotischen entspricht bei den Verbalformen die 3. sg. der 3. pl.

Nr. 171: Im Zentralladinischen sollte die Pluralbildung der mask. Substantive kommentiert werden. Beispiele: *GALLI* > *ǵai*, *VETULI* > *védli* neben *DENTES* > *dónts* (Nr. 157), *CAPILLOS* > *tšavéis* (Nr. 157).

Nr. 177: Das im Kommentar zitierte *ovar* 'Eier legen' ist hier nicht eng., sondern surs. (tav.). In der engadinischen Version heißt es ja *fò l'öf*.

Nr. 180: In der friaul. Übersetzung fehlt das Wort 'viel' (Rauch), ergänze also: *tant* (*fum*).

Nr. 189: Auf Seite 12 steht in der Tabelle für 'Kröte' ein friaul. *žave*, hier wird aber 'Kröte' mit *kròt* übersetzt.

Kommen wir zum Kapitel der Transkriptionsfehler. Die Verbesserungen beruhen vielfach auf der konsequenten Anwendung der Tabelle auf Seite XIII. Normative Schreibweise und phonetische Transkription sind des öfters verwechselt worden. Zur Akzentsetzung bei den fallenden und steigenden Diphthongen haben wir bereits eine Anmerkung gemacht¹⁸. Das Prinzip der übrigen Akzentsetzung des Autors kommt nicht klar zum Ausdruck. Wir verstehen nicht, weshalb z. B. it. *muratóre* (p. 12) einen Akzent trägt, hingegen *Capodanno* (p. 12) nicht, oder *contadino* (p. 12) neben *donnola* (p. 13) und *nascondere* (p. 13). Es wäre doch sicher einfacher, nur dann einen Akzent zu setzen, wenn er nicht auf die Pänultima zu stehen kommt (zumal es sich um Beispiele mit normativer Graphie handelt).

¹⁷ H. STIMM, in: *Rätoromanisches Colloquium Mainz*, Innsbruck 1976, p. 31–40.

¹⁸ Bei den fallenden Diphthongen wird der 2. Teil abgeschwächt. Bei einigen Beispielen wird dies von Rohlf's in der Transkription berücksichtigt. Wir sind der Meinung, ein Hinweis auf Seite XIII würde genügen, und man könnte die Vokale mit ihrem vollen Wert transkribieren. Rohlf's tut dies ja auch beim unbetonten *a*. Zum Friaulischen wäre noch zu erwähnen: *s* vor *p, t, k* ist nicht ein reines 's', sondern erscheint leicht palatalisiert (neben dem Resultat *š*).

p. 23, Nr. 3: *viérchel* nicht *viérchel*. p. 24, Nr. 8: *š-cheva* nicht *s-cheva*. p. 27, Nr. 16: *úors* nicht *uors*. p. 30, Nr. 23: *darviert* nicht *darviert*. p. 33, Nr. 33: *tiert* nicht *tiert*. p. 37, Nr. 45: *túorna* nicht *tuorna*. p. 40, Nr. 55: *škorza* nicht *skorza*. p. 40: Warum in Nr. 55 *chósa*, in Nr. 56 aber *chosa*? p. 41, Nr. 58: *kañuèš* nicht *kañueš*. p. 41, Nr. 59: *kurèžas* nicht *kurežas*. p. 45, Nr. 74, p. 46, Nr. 75: Warum *cheša* und *chésa*? p. 47, Nr. 79: *ils* nicht *ils*. p. 48, Nr. 82: *anviern* nicht *anviern*. p. 49, Nr. 85: *múoš-cha* nicht *muos-cha*. p. 50, Nr. 90: *štòrdža* nicht *stòrdža*, *vierm* nicht *viern*. p. 51, Nr. 94: *aštuzcha* nicht *astuzcha*. p. 52, Nr. 97: *žniešter* nicht *žniester*. p. 53, Nr. 100: *šlata* nicht *sliata*, cf. Lutta § 46 b. p. 55, Nr. 107: *túorna* nicht *tuorna*. p. 55, Nr. 108: *rówoer* nicht *róer*, cf. Lutta § 175 d und *AIS*, III, 591. p. 56, Nr. 111: *glònda* nicht *glanda*, cf. Lutta § 134. p. 56, Nr. 113: *sèns* nicht *séns*; im Kommentar richtig transkribiert. p. 57, Nr. 115: *dišpuèna* nicht *dišpuena*. p. 60, Nr. 124: *rúoš-ch* nicht *rúos-ch*. p. 61, Nr. 127: *chažiel* nicht *chažiel*, *dúos* nicht *duos* (in Nr. 135 wird *dúas* geschrieben!) p. 61, Nr. 128: *fjér* nicht *fjer* und *fier*. p. 61, Nr. 130: *měš-chel* nicht *més-chel*. p. 62, Nr. 130 Fortsetzung: *měskal* nicht *méskal*, *müš-chel* nicht *müs-chel*. p. 63, Nr. 136: *bjáls* nicht *byals*. p. 65, Nr. 139: *múoš-cha* nicht *muos-cha*. p. 64, Nr. 137: *kúort* nicht *kuort*. p. 64, Nr. 137 und p. 65, Nr. 142: Inkonsequenz bei *mèma* und *mèmma*. p. 73, Nr. 155, 5: *bieš-ch* nicht *bieš-ch*. p. 74, Nr. 157, 5: *diáns* nicht *díans*, *núet* nicht *nuèt*. p. 74, Nr. 159, 5: *fiuk* nicht *fjuk*. p. 75, Nr. 160, 2: *bòsk* nicht *bos-ch*. p. 76, Nr. 163, 5: *fiuk* nicht *fjuk*, *liuk* nicht *ljúk*, *pjárda* nicht *piarda*. p. 77, Nr. 166, 5: *fiuk* nicht *fjuk*. p. 77, Nr. 167, 5: *rəšplíand* nicht *rəšplíand*, *pléjvja* nicht *plévja*. p. 78, Nr. 168, 3: *olá* nicht *ola*. p. 78, Nr. 169, 3: *olá* nicht *ola*, Nr. 169, 5: *avíols* nicht *avjuls*. p. 78, Nr. 170, 3: *dè* nicht *dé* (*dè* 'geben', *dé* 'Tag'). p. 79, Nr. 171, 4: *pjárdər* nicht *piardər*. p. 79, Nr. 172, 3 und 173, 3: Inkonsequenz der Transkription: *ğarinəs* neben *ğarina*; *žònes* nicht *zònes*, *punžins* nicht *punğins*. p. 84, Nr. 185, 5: *fiuk* nicht *fjuk*. p. 84, Nr. 186, 5: *núet* nicht *nuèt*. p. 88, Nr. 198, 4: *túottas* nicht *tuottas*.

Druckfehler: p. VII: (*Bibliografia*) *retoromontscha* nicht *retoromantscha*, CADUFF nicht CODUFF, (*Società*) *retorumantscha* nicht *retoromantscha*, p. VIII: The Hague nicht The Hagne (5. Zeile von unten), p. IX: Lössl nicht LössL, Forli nicht Forli (15. Zeile), *tudais-ch* nicht *tudaisch* (19. Zeile), (*Parores*) *ladines* nicht *ladins* (9. Zeile von unten), p. X: *lombardo-alpini* nicht *lombardi-alpini* (19. Zeile von unten), Mustér nicht Munstér (8. Zeile von unten), p. 6 N 8: *neolatini* nicht *noelatini*, p. 7: *scriveva* nicht *seriveva* (1. Zeile), p. 10: nach «der surselvische Westen» (Zeile 25) kein Komma, p. 14: *qualche cosa* nicht *eosa*, p. 16 N 17: fortsetzen nicht forsetzen, p. 17: Französischen nicht Französisch (Zeile 9), p. 26, Nr. 12: Präp. nicht Präg. (1. Zeile im Kommentar), p. 34: das erste Sprichwort muß die Nr. 34 (nicht 35) tragen, p. 38, Nr. 50: *madigran* nicht *madigrn*, p. 49, Nr. 87: Artikels nicht Artikebs, p. 77, Nr. 166: *braštcha* nicht *brašteha*.

Wir sind ebenfalls der Ansicht, das Rätoromanische sei als «eigene und originelle Sprache» (p. 18) zu würdigen. In welcher Form dies geschieht, bleibe dahingestellt. Doch eines steht fest: Die Marktlücke für eine linguistische Einführung ins Rätoromanische ist noch nicht vollständig geschlossen. Auch in der Frage nach der romanischen Verwandtschaft des Rätoromanischen muß ein neuer Lösungsweg gesucht werden. Es genügt nach unserer Meinung nicht, Vergleiche mit dem Französischen und Italienischen vorzunehmen, sondern es sind das unmittelbar benachbarte Oberitalienisch fürs Bündnerromanische, Dolomitenladinische und Friaulische, das Frankoprovenzalische fürs Bündnerromanische, das Venezianische fürs Friaulische mit in die Betrachtungen einzubeziehen.

Hans-Rudolf Nüesch

TULLIO TELMON, *Microsistemi linguistici in contatto in Val di Susa: l'articolo determinativo*, Pisa (Pacini) 1974 (*Consiglio Nazionale delle Ricerche, Centro di Studio per la Dialettologia Italiana*, 2).

La Valle di Susa, zona di contatto fra provenzale, francoprovenzale e piemontese, è da tempo nota per la dialettologia. Tullio Telmon, collaboratore dell'Atlante linguistico del franco-provenzale d'Italia, l'esamina sotto un'angolazione nuova in un lavoro che potrà senz'altro servire come modello per indagini future di morfologia dialettale¹. Naturalmente, il Telmon è debitore, per la ricerca anteriore sui dialetti delle valli cisalpine, in particolare a B. A. Terracini e a C. Grassi: il suo studio presuppone salde conoscenze preliminari di fonetica e di storia linguistica della regione².

Il presente lavoro parte dall'esame meticoloso di tutte le forme fonetiche dell'articolo determinativo raccolte in inchieste fatte sul luogo. Telmon cerca di stabilire i sistemi locali di genere e di numero dell'articolo³, analisi che potrebbe sembrare d'interesse assai limitato. Tuttavia, l'autore sa adoperare con grande perspicacia metodi diversissimi, che vanno dal funzionalismo al distribuzionalismo, alla sociolinguistica e alla statistica linguistica, senza mai affrettare le conclusioni e senza temere di ammettere l'impossibilità di un'asserzione positiva quando tutti i metodi falliscono. Così egli riesce, al di là del suo primo scopo, a illustrare certi problemi fondamentali e caratteristici per la vita attuale dei dialetti della valle di Susa, e a mettere in rilievo un gran numero d'informazioni capitali per la conoscenza dello sviluppo di sistemi morfologici in dialetti non sottomessi alla pressione di una grammatica normativa⁴.

I dialetti della zona di Susa, secondo la loro vitalità, secondo il loro grado d'urbanizzazione e soprattutto secondo la loro distanza dal centro urbano regionale (Susa) presentano, nei sistemi morfologici, differenti stadi d'influsso piemontese, italiano e di resistenza a questi influssi⁵. Susa stessa si serve, con poche eccezioni, del sistema piemontese, introdotto già un secolo fa. Nelle altre parlate, per il momento, coesistono diverse forme, con tutto ciò che questa situazione comporta di scambi e d'interazioni. Ne risulta un polimorfismo tale che l'autore si vede costretto a constatare un'assimetria dei sistemi che sfida ogni concetto strutturalistico (p. 133–134, 140–141, 170). Grazie alle informazioni sulle frequenze fornite per ogni forma, il lettore è però in grado di valutare l'importanza di ogni influsso. In certi casi, le forme tradizionali sono state eliminate; qualche volta appaiono appena. Talvolta

¹ Si tratta della sua tesi di laurea leggermente modificata per la pubblicazione in questa collana, impresa molto meritevole se pensiamo al numero limitato di studi di morfologia dialettale di cui disponiamo.

² Il lettore meno specializzato avrebbe apprezzato una breve caratterizzazione linguistica dei dialetti sui quali porta l'indagine, per esempio all'occasione della presentazione demologica (p. 21–28).

³ Sono stati studiati i dialetti di Susa, Urbiano, Traduerivi, San Giuliano, Foresto, Mattie, Graverè, Giaglione, Venaus, Chiomonte, Ramat, Novalesa, Bousson; in generale con materiale proveniente da due a quattro informatori di differente età.

⁴ Non ho capito bene perché l'autore, dall'inizio alla fine del suo lavoro, cerchi di stabilire gli schemi *normalizzati* dell'articolo determinativo nei dialetti analizzati: è di grande interesse la discussione su ogni forma incontrata e sulla sua importanza rispetto alle forme concorrenti. È accettabile la neutralizzazione delle piccole differenze fonetiche insignificanti che appaiono nel materiale. Ma, non trattandosi di una grammatica normativa, perché escludere – a volte assai arbitrariamente a mio parere – certe forme dagli schemi finali elaborati per ogni dialetto?

⁵ Per l'influsso segusino, cf. per esempio p. 63, 101, 107, 117, 118, 125–126, 173, per l'influsso piemontese anche p. 132–135; per la resistenza all'influsso piemontese p. 160–162; per l'influsso dell'italiano regionale p. 88–89 e 160–161.

hanno lasciato un ultimo riflesso nelle forme attuali che permettono la ricostruzione di un sistema oggi perduto; in altri casi, i neologismi sono ancora marginali. Per mostrare come questi fenomeni si realizzano nella pratica e quali sono le conclusioni possibili, presento adesso alcuni esempi particolarmente informativi.

La differenza di genere di certi sostantivi in provenzale/francoprovenzale e in piemontese (cf. le cartine per i tipi lessicali *ˈla külieraː* / *ˈlu küliə*⁶ e gli esiti del suffisso -ARIUS [p. 79], nonché *ˈla kulurː* / *ˈlu kulurː* [p. 114]) permette la distinzione delle differenti correnti d'influsso linguistico (provenzale, francoprovenzale, piemontese) che agiscono e agirono nella Valle di Susa, come pure la valutazione dell'importanza di Susa come centro d'irradiazione in epoche diverse, prima e dopo di soccombere all'influsso piemontese (certi dialetti vicini a Susa conservano ancora la vecchia forma segusina ormai disusata nel centro; cf. p. 80–82 e 112–115).

Interessante, in un ambito romanzo più generale come esempio di possibilità evolutive in lingue non normalizzate, è il caso d'agglutinazione della [-z] dell'articolo prevocalico del plurale in certi sostantivi nel dialetto di Novalesa: accanto al tipo tradizionale

*l úra – læz úrə*⁶ (l'ora – le ore)

si trovano esempi come

la zəhéla – læ zəhéle (la stella – le stelle)
e *la zuñö – læ zuñö* (la nocciola – le nocciole)

in cui la fricativa, analogicamente, è entrata anche nel singolare.

Un terzo fenomeno è così importante per la comprensione della vita e dell'evoluzione attuale e passata dei dialetti studiati che mi permetto di riprendere per esteso (con un'interpretazione leggermente differente e complementare in certi punti) le informazioni fornite da Telmon.

I dialetti di Giaglione, Chiomonte, Ramat, Novalesa e Bousson presentano forme con [-z] al plurale maschile prevocalico, forme che corrispondono senza dubbio allo strato più vecchio, galloromanzo, presente nella valle. Le forme senza [-z] che appaiono altrove sono di origine piemontese. Nel plurale femminile prevocalico, la [-z] è ancora molto più diffusa e manca soltanto a Susa e a Mattie⁷; purtroppo l'autore non spiega in nessuna parte le ragioni della migliore conservazione della forma tradizionale nel femminile.

A Ramat, lo schema delle varianti registrate è il seguente:

	singolare		plurale	
	precons.	prevoc.	precons.	prevoc.
femm.	<i>la</i>	<i>l</i>	<i>lā, la</i>	<i>lāz</i>
masc.	<i>āl, ·l</i>	<i>l</i>	<i>lū, lu</i>	<i>lūz</i>

La particolarità di questo sistema è l'allungamento della vocale della forma prevocalica del plurale maschile e femminile che proviene da un'azione analogica del plurale femminile

⁶ Trascrizione fonetica modificata: il TELMON, fedele al sistema del CSDI, trascrive la /z/ con /ʃ/ (internazionalmente utilizzata per /s/), e la /z̥/ con /ʃʷ/, – particolarità inutile del CSDI.

⁷ Per Mattie, il materiale è abbastanza limitato, e il TELMON preconizza un altro controllo sul terreno: ha l'impressione che la forma raccolta non sia «né l'unica né la più frequente forma di articolo femminile plurale prevocalico» (p. 74).

preconsonantico nel quale la quantità ha una funzione morfologica (opposizione singolare/plurale⁸; l'allungamento è causato dalla compensazione della *-s* caduta in posizione preconsonantica, e la forma senza allungamento è molto più rara). Nel plurale maschile invece, la forma lunga non ha valore distintivo e la forma breve è diventata più frequente⁹.

A Bousson, lo schema è molto simile:

	singolare precons.	prevoc.	plurale precons.	prevoc.
femm.	<i>la</i>	<i>l</i>	<i>lā, la</i>	<i>lāz, laz, (·z)</i>
masc.	<i>lu, lə, ·l</i>	<i>l</i>	<i>lū, lu</i>	<i>lūz</i>

Non mi dilungo sul problema della quantità; la situazione è identica a quella di Ramat¹⁰. Interessante è soprattutto il singolare maschile con il residuo *lu* (attestato una volta in posizione postvocalica), la forma locale più recente *lə* (21 attestazioni) e la forma segusina concorrente *·l* già radicata a Ramat (14 attestazioni): la resistenza del dialetto di Bousson è più salda di quella delle parlate vicine.

Più complessa ancora, ma molto istruttiva, è la situazione nelle altre località.

A Novalesa, la situazione si presenta come segue:

	singolare precons.	prevoc.	plurale precons.	prevoc.
femm.	<i>la</i>	<i>l</i>	<i>lə, le</i>	<i>ləz</i>
masc.	<i>lu</i>	<i>l</i>	<i>li, (li)</i>	<i>ĭ, li, l, luz</i>

Le forme del singolare non presentano problemi. Metto soltanto in rilievo la forma maschile che conferma ciò che è stato detto per Ramat e Bousson. D'altra parte, nel plurale si costeggiano forme ereditate e innovative. Per il femminile, accanto a 65 attestazioni per *lə* (forma locale), sono attestati 6 esempi per *le* (forma italiana o segusina)¹¹. Per il maschile, *li* è la forma preconsonantica tradizionale per la maggior parte della regione¹², mentre davanti a vocali concorrono quattro forme: (a) *ĭ*, forma segusina attuale, piemontese (1 attestazione), (b) *li*, forma italiana che serve a respingere la forma piemontese, meno pregiata (2 attestazioni; secondo il TELMON, questo sarebbe un esempio per la vitalità del dialetto che cerca di conservare almeno una certa originalità in confronto al piemontese), (c) *l*, forma regionale che serve allo stesso scopo che l'italianismo (5 attestazioni), (d) *luz*, forma tradizionale indigena, residuo di uno stato anteriore (1 attestazione).

⁸ TELMON parla di «cronomorfema».

⁹ Secondo il TELMON, la vecchia forma del singolare maschile dev'essere stata **lu*, in analogia con tutte le altre valli del Piemonte, forma sostituita da quelle attuali, di origine segusina, per evitare l'omonimia. Una tale sostituzione non ha potuto prodursi al femminile.

¹⁰ A 22 casi di *lu* si oppongono due di *lū*, residui di una situazione anteriore, mentre è frequentissima la forma *lā*.

¹¹ La forma prevocalica è quella più frequente in tutta la valle (sarebbe la forma di Susa prima della sua piemontizzazione?).

¹² *li* è la forma che corrisponde a quella del provenzale; *li* è una variante facoltativa di scarsissimo impiego. La presenza di *luz* fra le forme prevocaliche suggerisce tuttavia che non si tratta della forma locale primitiva: i differenti strati d'influsso si confondono; a Novalesa non è stato il singolare, ma il plurale che ha ceduto alla necessità di evitare l'omofonia.

Il colmo d'originalità è presentato dalle forme del plurale nel sistema chiomontino:

	singolare precons.	prevoc.	plurale precons.	prevoc.
femm.	<i>la</i>	<i>l</i>	<i>lā, la</i>	<i>lāz, lās, laz</i>
masc.	<i>al</i>	<i>l</i>	<i>lū, lu; lūη, luη</i>	<i>lūηz, (·z)</i>

Per il singolare, basti ricordare per adesso che la forma maschile è analoga a quella di Susa.

Al plurale, ritroviamo il fenomeno dell'allungamento della vocale, sia al maschile, sia al femminile. Ciò permette di postulare un sistema primitivo ormai scomparso del tipo

la – laz | lu – luz.

Con la caduta della [-z] in posizione preconsonantica è nata la forma allungata *lā* del plurale femminile, come a Bousson e a Ramat, forma che poi esercitò la sua azione analogica sul plurale prevocalico. Ma anche la forma breve si spiega: Chiomonte possiede due serie di opposizioni di numero nei sostantivi femminili. La prima è di tipo tradizionale (provenzale) con il singolare femminile in -o:

la famīllo – lā famīlla.

In questo tipo, l'allungamento della vocale dell'articolo è ridondante e può dunque scomparire. Nel secondo tipo, creato al contatto col piemontese e l'italiano dove -o è segno del maschile, invece no:

la miḡōdā – lā miḡōdā

Qui, il cronomorfema dell'articolo è diventato l'unico segno distintivo del plurale; la sua funzione spiega la sua frequenza.

Per il maschile, la situazione è ancora diversa. Dopo la caduta della [-z] due processi per il ristabilimento dell'opposizione di numero si sono svolti indipendentemente: da un lato, l'articolo del singolare venne sostituito dalla forma piemontese *al* che, ormai, è l'unica in vigore; d'altra parte, il chiomontino creò una nuova forma del plurale preconsonantico con l'introduzione di un morfema analogico -η proveniente o dal plurale di certi sostantivi (tipo *boḡssuη*) o dalla terza persona plurale dei verbi¹³. L'importanza della nuova forma con η viene comprovata dalla forma prevocalica con -η analogica *luηz* che si è generalizzata.

L'ultimo dialetto con una -z al plurale maschile prevocalico è quello di Giaglione che presenta *liz*, forma provenzale usuale, accanto a *l*, forma tipica per parecchi altri dialetti della zona di Susa¹⁴ e l'italianismo *li*.

Tutto ciò permette di vedere come, dall'osservazione del polimorfismo attuale vigente nei dialetti della Valle di Susa, si possono ricavare informazioni sull'evoluzione diacronica – che si compone di sviluppi locali, influssi esterni e di reazioni a questi influssi – dei sistemi del-

¹³ Questo sviluppo è in parte analogo a certi fenomeni lombardi. – L'introduzione della -η essendo, secondo me, anteriore a quella dell'articolo piemontese nel singolare – che elimina la necessità di segnare il plurale con un morfema supplementare – mi pare che bisogni adattare lo schema che TELMON propone alla p. 135:

$*lus \rightarrow lū$ $\begin{cases} \nearrow lūη/luη \text{ (forma vecchia in opposizione con } *lu \text{ del singolare, con } \bar{u} \text{ analogica)} \\ \searrow lū/lu \text{ (forma recente con quantità funzionalmente inerte)} \end{cases}$

¹⁴ Cf. N 12.

l'articolo in questa zona di contatto, informazioni di valore generale per lo studio di sistemi linguistici.

Per concludere, mi permetto ancora due osservazioni su dettagli d'importanza minore.

Avrei desiderato conoscere la fonte del procedimento pericoloso – ma che fornisce risultati utili – consistente nel distinguere parole «tendenzialmente innovative» e «tendenzialmente conservative» (p. 57–61, 98, 119–121, 171–173).

A parecchie riprese, l'autore fa allusione a un capitolo di analisi comparativa dei micro-sistemi studiati, capitolo che non ho trovato. Non può trattarsi della conclusione che rimane a un livello molto astratto. Questo difetto si fa sentire: il materiale rimane disperso nei differenti capitoli sui dialetti locali e non c'è visione d'insieme. Fortunatamente, la precisione con la quale il materiale è esposto permette sino a un certo punto di consolarsi; il lettore interessato è in grado di elaborare da sé i confronti necessari – come ho provato qui sopra. Possiamo sperare in una futura pubblicazione di Tullio Telmon che colmi la lacuna e che continui questo lavoro così stimolante di ricerca geolinguistica?

Andres M. Kristol



DIETMAR RIEGER, *Gattungen und Gattungsbezeichnungen der Trobadoryrik. Untersuchungen zum altprovenzalischen Sirventes*, Tübingen (Niemeyer) 1976, 324 p. (Beih. ZRPh. 148).

Ins Zentrum seines wichtigen Beitrages zur gegenwärtigen Gattungsdiskussion stellt Dietmar Rieger seine Untersuchungen zum Sirventes, ergänzt durch Kapitel zum Tagelied, zum Klagelied und zum Abschiedslied. Alle diese «Gattungen» werden aber nicht, wie es in der älteren Forschung meistens geschah, einfach «an sich» definiert, sondern in ihrer dynamischen Beziehung untereinander und vor allem zur Kanzone bestimmt.

Die theoretische Begründung seines Vorgehens gibt Rieger im ersten Kapitel, dessen Titel – «Das trobadoreske Gattungssystem und sein Sitz im Leben» – den methodologischen Ansatz deutlich macht. In Anlehnung etwa an Hans Robert Jauß und Erich Köhler geht die Frage nach dem Ort, den eine Gattung im System der Gattungen einnimmt, wobei die Beziehung zur sogenannten Dominanten des Systems, der Kanzone, stets mitberücksichtigt werden muß. Die im Gattungssystem wirkende Dynamik gründet im «Sitz im Leben», d. h. in der sich wandelnden Lebenspraxis, als deren Projektion die literarischen Gattungen angesehen werden. Ausgangspunkt ist somit die in der Kanzone zum Ausdruck kommende Ideologie des im Gegensatz zum Hochadel (*rics omes*) und zur Ministerialität (*lauzengiers*) stehenden «niederen» Rittertums. Solange die Kanzone-Ideologie «eine Projektion der konkreten Wirklichkeit» (p. 12 N 33) ist, besteht die Möglichkeit, den Rahmenggattungen eine *Stützfunktion* zuzuweisen. Die Funktionsaufteilungen der Gattungen sind somit letztlich ideologisch begründbar. Daraus folgt aber auch, daß alle lyrischen Texte, die sich nicht auf diese ideologische Basis zurückführen lassen, von Rieger ausgeklammert werden müssen. Sein Buch gibt demnach keine umfassende Darstellung aller lyrischen Gattungen der «Troubadours».

Das zentrale Kapitel, weit über 200 Seiten, gilt dem Sirventes. Gleich zu Beginn präzisiert Rieger (allerdings nur in seiner Fußnote, p. 48 N 4), daß er nach Möglichkeit unterscheidet zwischen dem in der Philologie gebräuchlichen Gattungsbegriff Sirventes und dem von den

Troubadours selbst verwendeten Terminus *sirventes*, der «eigentlich» erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts mit dem *Sirventes* teilweise identisch werde. Der wohlinformierte Überblick über die Forschungsgeschichte zum *Sirventes* verweist leider manches in die Fußnoten, was auch der bedächtige und normal informierte Leser gern etwas systematischer im Text gefunden hätte. Aus dem eingangs Gesagten ist jedoch klar, weshalb Rieger das *Sirventes* nicht als Ausdruck der öffentlichen Meinung und auch nicht als pures Gelegenheitsgedicht verstanden wissen will, dessen Beziehung zur Kanzone nur in der formalen Übereinstimmung liegen würde. Rieger wendet sich auch gegen die These, der erst etwa seit Mitte des 12. Jahrhunderts überlieferte Terminus *sirventes* sei einfach auf eine schon ausgebildete Gattung angewendet worden, etwa auf das moralische *Sirventes* eines Marcabru oder auf politische und persönliche Rügelieder. Riegers Anliegen wird hier deutlich: Nicht eine umfassende Gattungsmonographie soll geleistet werden¹, sondern es soll, in Beschränkung auf das 12. Jahrhundert, gezeigt werden, «daß das *sirventes* ursprünglich mit dem sich aus dem moralisch-kritischen *vers* der 2. Trobadorgeneration ableitenden *Sirventes* nichts zu tun hat» (p. 67).

In einem ersten Schritt wird der französische Terminus *serventois* untersucht. Rieger verwirft, meiner Ansicht nach zu Recht, die These, der fr. Begriff sei eine Entlehnung aus dem Altprovenzalischen. Der fr. Erstbeleg findet sich im Thebenroman, wo die belagerten Thebaner den Belagerern *par eschars serventois dient*, womit, wie auch der nachfolgende Text beweist, höhnische Spott- und Reizreden gemeint sind², die offensichtlich nichts mit der höfischen Lyrik zu tun haben. Ungefähr hundert Jahre nach dem Thebenroman bezeichnet bekanntlich der Terminus *serventois* die lyrische Gattung des Marienliedes, allerdings ohne darauf fixiert zu sein, kann er doch auch für das spielmännische moralische *dit* verwendet werden (p. 86 ss.).

Bis 1350 sind nur 13 fr. lyrische Texte bekannt, die von den Dichtern als *serventois* bezeichnet werden; sieben davon sind «chansons pieuses». Rieger verwirft die auf formalen Kriterien basierende Erklärung – *serventois* als Imitatio oder Kontrafakt – und schlägt vor, die «chanson pieuse» als Dienst- und Huldigungslied aufzufassen (p. 82). Zu Recht wendet sich Rieger immer wieder gegen die 1931 von Joachim Storost in seiner Untersuchung zum altprovenzalischen *Sirventes* aufgestellte einseitige These von der formalen Abhängigkeit des *Sirventes*. Diese grundsätzliche Ablehnung dürfte allerdings Rieger nicht davon entbinden, die formalen Aspekte etwas sorgfältiger abzuwägen. Von den 7 als *serventois* bezeichneten «chansons pieuses» sind nicht nur die beiden Texte von Lambert Ferri R. 198 und R. 2053 Kontrafakte, sondern auch R. 734 *De fin cuer et d'aigre talent*³. Dazu kommt, daß alle 7 religiösen *serventois* aus 5 *coblas unissonans* mit *envoi* bestehen⁴, also durchaus auch formal eine Einheit bilden. Es scheint mir möglich, daß hier *serventois* formale Imitation meint, und daß die etymologisierende Deutung als Dienstlied eine sekundäre Erscheinung ist. Von den 6 nicht-religiösen *serventois* ist nicht nur der *congé* R. 381 von Alart de Cans ein Kontrafakt, sondern auch die Totenklage R. 485 von Jehan Erart, der R. 1837 von Conon

¹ Diese verspricht Rieger für Bd. II/1 des *GRLMA*.

² *Roman de Thèbes*, ed. RAYNAUD DE LAGE, V. 5160. – Eine klare Parallele zu diesem Text bietet der Trojaroman, wo allerdings der Begriff *serventois* fehlt: *A ceus de l'ost dient folie* (V. 11101 ed. CONSTANS); dieses *dire folie* wird hier noch von Musik begleitet.

³ Vorbild ist R. 2075 *Ausi comme unicorne sui* von THIBAUT IV. Cf. jetzt zu den Kontrafakten die vorzügliche Arbeit von HANS-HERBERT S. RÄKEL, *Die musikalische Erscheinungsform der Trouvèrepoesie*, Bern und Stuttgart (Haupt) 1977 (*Publikationen der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft* II/27).

⁴ In R. 734 fehlt der *envoi*; er fehlt auch in 6 Handschriften des Vorbildes R. 2075.

de Béthune als Vorbild nimmt, und R. 184a von Philippe de Novare, der wahrscheinlich Gautier de Coinci imitiert. Es bleiben somit nur 3 Stücke: zwei davon sind Moniot d'Arras zugeschrieben, nämlich das schlecht überlieferte Kreuzlied R. 1729 und das Loblied mit Refrain R. 1835 auf einen Sieg Ludwig IX. von 1242; schließlich das Rügelied R. 1305 von Jaque de Cysoing⁵.

Zum Formalen noch dies: das Moniot d'Arras zugeschriebene politische Lied R. 1835 *Molt liement dirai mon serventois* weist einen Refrain von zwei Versen auf. Die Möglichkeit ist nicht auszuschließen, daß wir es hier mit einer alten, nicht-höfischen Form des *serventois/sirventes* zu tun haben. Es fällt auf, daß das politische *sirventes* P.-C. 334, 1 *D'un serventes faire* von Peire de la Cavarana, das kürzlich von Rita Lejeune auf 1157 datiert worden ist⁶, leider aber von Rieger nicht erwähnt wird, ebenfalls einen Refrain aufweist. Auch die *sirventesca* P.-C. 66, 4 von Bernart de Rovenac hat einen Refrain⁷. Die Hypothese, daß ein mögliches formales Kriterium des spielmännischen *sirventes* der Refrain war, ist nicht von der Hand zu weisen. Im übrigen ist den Schlußfolgerung Riegers (p. 115) zuzustimmen: Die *serventois/sirventes* sind zunächst einmal von ihrer Funktion her Dienstlieder und haben ursprünglich – im Norden wie im Süden Frankreichs – dieselbe Sache bezeichnet.

Da nun die *sirventes*-Erstbelege nicht die erst später mit dem Terminus *sirventes* benannte troubadoureske Gattung bezeichnen, untersucht Riegers Hauptkapitel zum apr. *sirventes* die «Nobilitierung» des spielmännischen Begriffs und dessen Integration als Gattungsbezeichnung in die Terminologie der Troubadours. Der Raum fehlt hier, auf die meistens zutreffenden Ausführungen etwa zu Guiraut de Cabreira oder Bernart Marti einzugehen⁸. Die, keineswegs neue, Grundthese ist die, daß dem *sirventes* im Primärstadium die Panegyrik auf den Auftraggeber das Hauptanliegen gewesen sei, daß aber, hier neu, der Terminus *sirventes* sich sekundär auf den Sektor der spielmännischen literarischen Darstellungen verlagert habe. Die Formel *Farai un sirventes de...* als gattungsimmanenter Topos⁹ muß deshalb die Zuhörer, die einen Panegyrikus erwarten, enttäuschen, weil das jetzt spielmännisch-satirische *sirventes* schon als Parodie des *sirventes* des Primärstadiums erscheint. Grundlegend ist in diesem Zusammenhang die Feststellung (p. 152), daß das spielmännische

⁵ R. 1305 besteht wie R. 485 aus 5 *coblas unissonans* und *envoi*. Die Beziehung dieser Form zum späteren *chant royal* wäre noch zu untersuchen.

⁶ RITA LEJEUNE, *Le troubadour lombard de la «Galerie Littéraire» satirique de Peire d'Alverne (XII^e siècle)*, *Marche Romane* 25 (1975), 39–46.

⁷ Gleiches Reimschema weist die *dansa* [!] P.-C. 461, 198 auf und natürlich auch die Imitation von CERVERI VON GIRONA P.-C. 434a, 75. MARCABRUS *Sirventese* mit Refrain P.-C. 293, 18 und 31, die natürlich noch nicht als *sirventes* bezeichnet werden, müßten in die Diskussion einbezogen werden.

⁸ Zu BERNART MARTI P.-C. 63, 6 schlägt RIEGER vor, in Vers 24 das Komma zu tilgen (p. 140). Dies ist möglich, aber nicht nötig. Ich würde verstehen: Aus *truandia* einen *vers* machen zu wolen, ist eitel Torheit – ob man nun diesen *vers* als *entiers* oder *fragz* bezeichnet; ein solches Gedicht ist reine Lüge – nicht einmal als *chanso*, *sirventes*, *stribot* oder *arlotes* kann es gelten. Die letzten vier Termini scheinen mindere Gattungen zu bezeichnen, die jedoch durchaus zu ihrem im Vergleich zum *vers* minderen Status stehen, also nicht auf *truandia* bauen. Nach RIEGER (p. 141) ist *chanso* «ohne Zweifel» ein Gattungsbegriff. Das ist möglich, doch leider findet sich der Terminus bei BERNART MARTI nur hier. Aus dem Kontext lese ich die Inferiorität der *chanso* dem nach inhaltlichen Kriterien definierten *vers* gegenüber. Man kann hier auch RAIMBAUT D'AURENGA anführen, dessen *chansos* entweder dem *trobar leu* oder gar dem *gap* angehören und auf jeden Fall dem *vers* inferior sind.

⁹ Weshalb keine Zusammenstellung dieser Eingangsformel (p. 150)? Cf. auch p. 184 N 235, wo die «verschiedenen Hinweise der *Sirventes*-Dichter auf die Melodie ihrer Lieder» nur eben angesprochen werden, und der Leser sich selbst der Mühe unterziehen muß, dieser durchaus nicht nebensächlichen Frage nachzugehen.

sirventes nicht einfach vom im troubadouresken Gattungssystem integrierten *sirventes* abgelöst wird, sondern daß beide Formen bis ins 13. Jahrhundert nebeneinander existieren¹⁰.

Die «Nobilitierung» des *sirventes* wird bei Guillem de Berguedan und Bertran de Born aufgezeigt. Guillem de Berguedan erfährt die ihm in diesem Zusammenhang gebührende Beachtung¹¹. Rieger beschränkt sich allerdings darauf, die sechs vom katalanischen Troubadour selbst als *sirventes* bezeichneten Gedichte vorzustellen. Der Verzicht auf eine Diskussion der gesamten Gattungsterminologie des Troubadours ist bedauerlich, scheint doch diese Terminologie sich nicht einfach auf die noch vom Herausgeber M. de Riquer beobachtete *fluctuación* und *desorientadora duplicidad* zu reduzieren. Von den 23 *Sirventesen* werden von Guillem de Berguedan 12 terminologisch bezeichnet, davon 6 als *sirventes*. Wenn nun 2 dieser *sirventes* auch noch *chanso* respektive *chan* heißen, scheint mir der Grund für diese Doppelbezeichnung in der Metrik zu liegen, sind doch beide Gedichte in Zehnsilblern verfaßt. Im Gegensatz dazu weisen die übrigen 4 *sirventes*, alles metrische Unica, entweder Verse mit ungerader Silbenzahl auf (3 Fälle) oder sind heterometrisch gebaut (2 Fälle). *Chanso* kommt noch zweimal vor in monometrischen Gedichten mit Versen mit gerader Silbenzahl, d. h. Guillem de Berguedan gebraucht diesen Terminus *nur* zur Bezeichnung der geradsilbigen Monometrie¹². Man könnte nun fragen, ob die «Nobilitierung» des Begriffes *sirventes* nicht gerade durch die Koppelung mit dem Begriff *chanso*, insofern dieser auch metrisch determiniert ist, in die Wege geleitet wurde. Oder andersherum: gibt es Anzeichen dafür, daß das *sirventes* ursprünglich die ungerade Silbenzahl (cf. Peire de la Cavarana) oder/und die Heterometrie bevorzugte? Leider besitzen wir noch keine umfassende Untersuchung zur Metrik der Troubadours. Ich könnte mir allerdings denken, daß die Ergebnisse für die Frühzeit je nach Region oder Autor verschieden ausfallen würden. Guillem de Berguedan steht z. B. terminologisch im Gegensatz zu den beiden *sirventes* Marcoats, von denen er eines metrisch imitiert, es aber *chanso* nennt; im Gegensatz vielleicht auch zu Bertran de Born: Guillem 210, 11 (kein Terminus) wird von Bertran 80, 39 imitiert und heißt dort *chan* (Siebensilbler und weibliche Sechssilbler); Guillem 210, 17 (kein Terminus) ist metrisch identisch mit dem *sirventesc* Bertran 80, 7 (Zehnsilbler Monometrie); oder Bertran 80, 34

¹⁰ Es ist RIEGER (p. 169) sicher zuzustimmen, daß die im Anschluß an MARCOAT P.-C. 294, 1 im spielmännischen *sirventes* häufigen Anspielungen auf verstümmelte Widersacher nicht reale Verstümmelungen meinen, wie es nach FR. WITTHOEFT, A. KOLSEN und S. MÉJAN sogar noch M. DE RIQUER annimmt (*Los Trovadores*, Barcelona 1975, I, p. 260). Interessant ist jedoch bei M. DE RIQUER die Beibehaltung der handschriftlichen Lesart von 294, 1 Vers 2: *sirventes escubel* und die Ableitung von *escoba* 'Besen'. – Eine Zusammenstellung der spielmännischen *sirventes* bis hin zu den *coblas* der italienischen Troubadours des 13. Jahrhunderts wäre erwünscht gewesen. RIEGER zieht es vor, die Genese anhand gut ausgewählter Beispiele zu illustrieren, verzichtet aber offensichtlich darauf, aus seiner Studie *das* Handbuch zum *Sirventes* zu machen. Man vergleiche auch etwa p. 175, wo es im Anschluß an die gelungene Darstellung von BERTRAN DE BORN P.-C. 80, 17+4 heißt: «Dies ist eines der wenigen altprovenzalischen *sirventes*, die vorwiegend dem panegyrischen Stil zuzurechnen sind». Weshalb keine Liste dieser Stücke?

¹¹ Es ist ärgerlich, daß p. 176–180 die Liednummern nicht nach PILLET-CARSTENS gegeben werden, sondern nach RIQUERS Ausgabe. Auch im Kapitel zum *vers*, p. 185–245, werden viele Texte nicht mehr mit der Nummer P.-C. zitiert.

¹² P.-C. 210, 22 = ed. RIQUER, Nr. XVIII weist auch eine Doppelbezeichnung auf, *chan* und *sonet*; die Metrik (Heterometrie mit weiblichen Drei- und Siebensilblern), zeigt, daß der zweite dieser Termini den formalen Typ des Gedichtes bezeichnet. – Die Diminutive *chantaret* P.-C. 210, 8a und *chansoneta* P.-C. 210, 8 werden für *Sirventese* mit Refrain gebraucht. P.-C. 210, 6a ist ein *chantar*, von dessen *son* GUILLEM DE BERGUEDAN sagt, er habe ihn *apres* – nämlich bei WILHELM VON AQUITANIEN (P.-C. 183, 12; geradsilbige Heterometrie).

(Zehnsilbler) ist ein *sirventes*, das im Gegensatz zum *chan d'amor* steht (Vers 17) und an Guillem de Berguedan gesandt wird.

Aus den genannten Gründen ist es zu bedauern, daß Rieger bewußt auf eine exakte Analyse der *sirventes* Bertrands de Born und seiner Nachfolger verzichtet, weil diese «Rahmen und Ziel» der Untersuchung sprengen würde (p. 183 N 233). Es ist Rieger wohl zuzustimmen, wenn er feststellt, mit Bertran de Born, der auch rein moralische *Sirventese* mit dem Terminus *sirventes* bezeichnet hat, habe auch die Nobilitierung des *sirventes* ihre Endstufe erreicht.

Das eindringliche Kapitel zum *vers* der beiden ersten Troubadourgenerationen steht mit der *Sirventes*-Problematik insofern in Zusammenhang, als gezeigt wird, daß die Gattung *sirventes* nicht geradlinig aus dem moralisch-kritischen *vers* abgeleitet werden kann¹³. Es folgt ein Kapitel zu Daude de Pradas, wobei die Frage im Zentrum steht, weshalb die *chanso* P.-C. 124, 18 an *Bels Sirventes* gerichtet ist. Riegers Interpretation ist wirklich hübsch: ob nun *Bels Sirventes* einen Dichterkollegen meint oder nicht, das *senhal* bezeichnet eine Instanz, an die sich der Kanzone Dichter Daude wendet, damit sie – eben als Gattung *sirventes* – der Kanzone zu Hilfe eile, d. h. die Aufgabe übernehme, den Weiterbestand der Kanzone und das in ihr gepriesene Ideal zu stützen (p. 258). Damit sind wir aber auch schon weit im 13. Jahrhundert.

Riegers Studie schließt mit Kapiteln zum *planh* und zum Abschiedslied. Es wird schön gezeigt, wie der generelle «Sitz im Leben» der Totenklage im *planh* vom besonderen «Sitz im Leben» der Troubadours als Gruppe überlagert wird¹⁴ in dem Sinn, als der Tod des beklagten Gönners und Beschützers auch den «Tod» der Gruppe bedeutet (p. 279), und die Totenklage damit zum *Sirventes* wird. Mit Gewinn liest man auch die abschließenden Ausführungen zur *mala chanso*.

Als Ganzes ist Riegers Buch eine beachtliche Leistung, deren beste Erträge meines Erachtens in der Untersuchung der Frühgeschichte von *serventois* und *sirventes* liegen. Die Annahme eines Gattungssystems, also eines ausgewogenen Ganzen, in welchem ein Defizit oder ein Wandel eines Teils durch einen Wandel eines andern Teils oder gar durch neue Teile wieder aufgewogen wird, ist theoretisch sehr befriedigend, wird aber auf dem literarischen Terrain selbst nicht allen Erscheinungen gerecht, da die sogenannte Dominante, die Kanzone, eigentlich für jede Dichtergeneration, ja manchmal für den einzelnen Troubadour, neu definiert werden muß. Rieger läßt immer wieder durchblicken, daß ihm dieser Wandel der Kanzone wohl bewußt ist, doch wird nur der Wandel des *vers* ausführlich dargestellt. Allerdings ist zuzugeben, daß die gewünschte Darstellung des gesamten Gattungssystems in seiner zweihundertjährigen Geschichte von einem Einzelnen kaum zu leisten ist, schon gar nicht in einer Habilitationsschrift, die ja einmal abgeschlossen werden muß!

Didaktisch ist nicht alles geglückt; man stößt zu oft auf Vorwegnahmen und Wiederholungen; der Stil ist manchmal diffus, und die Neigung zu Bandwurmsätzen, deren längster, wenn ich recht gezählt habe, 45 Zeilen umfaßt, wird nicht nur den fremdsprachigen Lesern

¹³ Eine Diskussion der ideologischen Implikationen der gesamten Produktion der ersten Troubadourgenerationen kann hier nicht geleistet werden. Es sei nur vermerkt, daß RIEGER im Grundsätzlichen ERICH KÖHLER und ULRICH MÖLK folgt. Anlaß zu einer gründlichen Auseinandersetzung der literatursoziologischen und ideologischen Ansätze werden wohl zwei kürzlich erschienene Arbeiten bieten: R. HOWARD BLOCH, *Medieval French Literature and Law*, University of California Press 1977 und URSULA LIEBERTZ-GRÜN, *Zur Soziologie des «amour courtois»*. *Unrisse der Forschung*, Heidelberg 1977 (*Euphorion*, Beih. 10).

¹⁴ RIEGER hätte darauf hinweisen können, daß in den beiden lyrischen nordfranzösischen Totenklagen von JEHAN DE NUEVILLE und JEHAN ERART ebenfalls die Gruppe, *ceux qui aiment loiaument*, als Leidtragende hingestellt wird.

unnötige Anstrengungen abfordern. Das Register enthält nur Autorennamen und Anonyma, was für ein Buch über Gattungsbezeichnungen eindeutig zu dürftig ist.

Marc-René Jung



JEAN-CLAUDE BOUVIER, *Les parlers provençaux de la Drôme*. Etude de géographie phonétique, Paris (Klincksieck) 1976, 609 p. (*Bibliothèque française et romane A/33*).

Das Departement Drôme, das den Rahmen der vorliegenden Dialektuntersuchung bildet, gehört zum nordokzitanischen Sprachraum, berührt aber im Süden gerade noch das rhone-provenzalische, im Norden dagegen das frankoprovenzalische Sprachgebiet. Bouviers Arbeit ist damit nicht zuletzt ein weiterer Beitrag zur Untersuchung der frankoprovenzalischen Sprachgrenze, die nunmehr fast in ihrer gesamten Länge ausführlich beschrieben ist. Der Grenzabschnitt zwischen dem Forez und der Basse-Auvergne bildet den Gegenstand der bereits klassischen Untersuchung von Gardette¹, die gegen Norden hin, im Grenzverlauf zu den zentralfranzösischen Mundarten, durch die Arbeiten von Simone Escoffier² ergänzt wird. Weiter südlich, im Velay, übernimmt dagegen die seit kurzem endlich verfügbare Studie von Pierre Nauton³ die Fortsetzung.

Den Grenzverlauf zwischen Frankoprovenzalisch und Französisch im Jura hat Konrad Lobeck⁴ und neuerdings teilweise erneut Colette Dondaine⁵ behandelt. Der schmale Abschnitt, der zwischen den Aufnahmen Lobecks und Simone Escoffiers übriggeblieben war, wurde von Gérard Taverdet in einer noch unveröffentlichten Dissertation erfaßt⁶. Während uns die alemannisch-frankoprovenzalische Sprachgrenze der Schweiz mit ihrer ganz anderen Problemstellung hier nicht berührt, muß man für die frankoprovenzalische Grenze in den italienischen Alpen zumindest auf die allerdings ganz anders konzipierten Arbeiten von Keller⁷ und von Simon⁸ hinweisen. Für den südlichen Grenzabschnitt des Frankoprovenzalischen bestand dagegen bislang einzig die wichtige Abhandlung von Arno Tausch über die kleine Landschaft des Trièves⁹.

¹ PIERRE GARDETTE, *Géographie phonétique du Forez*, Mâcon 1941. – Cf. auch ALBERT DAUZAT, *Géographie phonétique de la Basse-Auvergne*, *RLiR* 14 (1938), 1–210.

² SIMONE ESCOFFIER, *La rencontre de la langue d'oïl, de la langue d'oc et du francoprovençal entre Loire et Allier*. Limites phonétiques et morphologiques, Paris 1958, und *Remarques sur le lexique d'une zone marginale aux confins de la langue d'oïl, de la langue d'oc et du francoprovençal*, Paris 1958.

³ PIERRE NAUTON, *Géographie phonétique de la Haute-Loire*, ouvrage posthume p. p. JEAN-BAPTISTE MARTIN, Paris 1974 (*Publications de l'Institut de Linguistique romane de Lyon* 29).

⁴ KONRAD LOBECK, *Die französisch-frankoprovenzalische Dialektgrenze zwischen Jura und Saône*, Genève-Erlenbach-Zürich 1945 (*RH* 23).

⁵ COLETTE DONDAINE, *Les parlers comtois d'oïl*. Etude phonétique, Paris 1972.

⁶ GÉRARD TAVERDET, *Bourguignon et franco-provençal en Saône-et-Loire*, Dijon 1969 (daktylographiert).

⁷ HANS-ERICH KELLER, *Etudes linguistiques sur les parlers valdôtains*. Contributions à la connaissance des dialectes franco-provençaux modernes, Berne 1958 (*RH* 66).

⁸ HANS-JOACHIM SIMON, *Beobachtungen an den Mundarten Piemonts*, Heidelberg 1967, dessen Gesamtüberblick sich im wesentlichen auf den AIS stützt, der sich daneben aber näher mit dem Susatal befaßt.

⁹ ARNO TAUSCH, *Die Lautentwicklung der Mundarten des Trièves* (Dauphiné, dép. Isère), Berlin 1954 (*Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Romanische Sprachwissenschaft* 11).

Nachdem nun Bouvier eine weitere Lücke geschlossen hat, verbleibt nur noch ein schmaler Sektor des Vivarais zwischen den Aufnahmen von Nauton und Bouvier¹⁰, sowie der etwas breitere Abschnitt zwischen dem Trièves und der italienischen Grenze, wo die Sprachgrenze jedoch weitgehend durch unbesiedeltes Hochgebirgsland führt. Auch die neuen regionalen Sprachatlanten Frankreichs sind zur Zeit im betreffenden Gebiet allesamt wenigstens mit einem Band vertreten¹¹; diejenigen des Lyonnais und des (südlichen) Zentralmassivs sind bereits abgeschlossen. Ohne daß wir damit den Beitrag Bouviers zur provenzalischen Dialektologie schmälern wollen, ist es klar, daß man bei dieser Quellenlage keine Überraschungen mehr erwarten darf. Deshalb glaube ich auch auf eine inhaltliche Zusammenfassung des zu besprechenden Werks verzichten zu können.

Dabei möchte ich meinen, daß Bouvier im Feld vergleichbarer Arbeiten – und trotz harter Konkurrenz – einen Platz nahe an der Spitze behaupten kann. Zum günstigen Gesamturteil tragen besonders zwei Besonderheiten bei. Bouvier räumt nicht nur einen sehr breiten Platz dem Studium der Ausnahmen von der jeweils gültigen Lautregel ein, er verwendet auch sehr viel Aufmerksamkeit auf die Fälle von *Polymorphismus*, auf das Nebeneinander verschiedener Sprachformen im selben Dialekt. Allerdings muß ich gestehen, daß mich die Erörterung aller Ausnahmefälle bei der Lektüre gelegentlich etwas ermüdet hat. Warum faßt Bouvier die Ereignisse nie am Ende eines Abschnitts zusammen? Der Überblick würde dadurch erleichtert. Positiv habe ich dagegen vermerkt, daß hier die erste größere sprachgeographische Untersuchung im galloromanischen Raum vorliegt, die auch den *phonologischen Aspekten* die gebührende Aufmerksamkeit schenkt.

Man mag allerdings bedauern, daß Bouvier bei der Frage, ob man es mit einem oder mit zwei Phonemen zu tun habe, grundsätzlich auf phonetische Kriterien abstellt, was eine doch wohl etwas überholte Methode ist. So interpretiert er Diphthonge grundsätzlich als Monophoneme und gelangt besonders bei den Nasalvokalen zu einem anfechtbaren Ergebnis, das sich dabei auf eine phonetisch völlig richtige Beobachtung abstützt: «... dans la plus grande partie de la Drôme les voyelles nasales *ã* et *ẽ* de *mã*, *rẽ*... tendent à se comporter comme de véritables phonèmes, par opposition à *ĩn* et *ũn* qui doivent être analysés comme des variantes combinatoires de *i* et *u* au contact d'une consonne nasale» (p. 383s.). Wie man tatsächlich häufig feststellen kann in Sprachen, die eine vollständige Serie von Nasalvokalen besitzen, ist der Nasalkonsonant nach Vokalen des kleinsten Öffnungsgrades noch hörbar, nach Vokalen größeren Öffnungsgrades jedoch nicht mehr¹².

Nicht nur der von Bouvier zitierte Knud Togeby, sondern auch die Vertreter der generativen Phonologie sind jedoch der Meinung, daß den modernfranzösischen Nasalvokalen eine Sequenz *Oralvokal* + *Nasalkonsonant* zugrunde liegt. Tatsächlich genügt eine Opposition vom Typus *ma* ~ *mã* (cf. Bouvier, p. 384) nicht, um den monophonematischen Charakter von [*ã*] zu beweisen. Erst wenn eine bedeutungsunterscheidende Opposition vom Typus *man* ~ *mã* vorliegt, kann ausgeschlossen werden, daß [*ã*] eine Realisation von [*a+n*] ist. Oppositionen dieser Art findet man im Modernfranzösischen in allen möglichen Zusammenstellungen: *bon*/*bonne*, *flanc*/*flamme*, *banc*/*bagne*, *hantons*/*hanneton* usw. Allerdings sind alle

¹⁰ Dagegen besitzen wir für den Norden des Vivarais eine phonologische Untersuchung: MAURICE CALVET, *Le système phonétique et phonologique du parler provençal de Saint-Victor en Vivarais dégage sur la base de données instrumentales*, Grenoble 1969.

¹¹ Fast gleichzeitig mit BOUVIERS *thèse* ist auch der erste Band von JEAN-CLAUDE BOUVIER/CLAUDE MARTEL, *Atlas linguistique et ethnographique de la Provence (ALP)*, Paris 1975, erschienen.

¹² Eine sehr deutliche «didaktische» Beispielfolge, die allerdings das Bretonische betrifft, findet man etwa auf der Schallplatte *Kentelioù Kentañ e Brezhoneg (Introduction à la langue bretonne)*, par PER DENEZ (PIERRE DENIS), Omnivox ILV 01/02, face 1.

mir bekannten Beispiele nur durch den Ausfall von /ə/ zustande gekommen. Togeby und die Generativisten bewahren jedoch /ə/ in der zugrundeliegenden Struktur.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle Vor- und Nachteile der mono- und biphonematischen Interpretation der Nasalvokale abzuwägen. Ich möchte hier nur ein einziges Problem erwähnen. Als Stütze für die biphonematische Interpretation scheinen sich zunächst die Alternanzen vom Typus *son fils* [sɔ̃fis]: *son enfant* [sɔ̃nãfã] anzubieten. Nun ist diese Alternanz heute aber nicht mehr regelmäßig. Neben [sɔ̃nãfã] kann man zunehmend [sɔ̃nãfã] hören, wobei die letztere Form offensichtlich die jüngere, analogische ist¹³. Wenn wir deshalb, wie dies Royal Skousen sehr zu recht vorgeschlagen hat¹⁴, die der Sprache innewohnenden Entwicklungstendenzen mitberücksichtigen, so ergibt sich, daß die Regel *Nasalvokal wird Oralvokal + [n] in liaison-Stellung* nicht mehr produktiv ist, sondern nur noch als Archaismus zu verstehen ist.

Unter diesen Umständen kann eigentlich nur die monophonematische Interpretation der Nasalvokale dem Sprachempfinden des (Nord-)Franzosen von heute angemessen sein. In den okzitanischen Mundarten stellt sich das Problem jedoch anders dar. Dort sind keine unbetonten Vokale ausgefallen und haben die Phonologisierung der Nasalvokale herbeigeführt. Im Regelfall dürfte deshalb dort die biphonematische Interpretation angemessen sein, welches auch immer die tatsächliche Aussprache sei. Auf diese Weise läßt sich eine einheitliche phonematische Lösung erzielen, welche sicher vorzuziehen ist. Desrozier und Ros haben die Situation des Limousinischen in folgende sibyllinische Formel gebracht, die auch auf die Dialekte des Departements Drôme anwendbar sein dürfte: «La nasala demòra en generau pronunciada, quantben que siá gaire auvida¹⁵».

Diese kleine Richtigstellung schränkt den Wert der Arbeit selbstverständlich in keiner Weise ein. Im übrigen führt die Verwendung phonologischer Methoden zu sehr wertvollen Klarstellungen etwa bei den Aussprachevarianten von /r/, die sich alle als nicht phonematisch erweisen (p. 255–257), oder bei den Aussprachevarianten von /a/, wo sich eine Tendenz zu einer neuen phonematischen Opposition abzeichnet (p. 419ss.).

Insgesamt nehmen die phonologischen Erwägungen jedoch einen eher bescheidenen Platz ein; dafür werden alle Abweichungen von den geltenden Lautregeln umso ausführlicher erörtert. Für meinen Teil hätte ich eine andere Gewichtsverteilung eher bevorzugt, zumal die Diskussion darüber, wieso gerade dieses und nicht jenes Wort entlehnt wurde, nicht immer ergiebig ist. Die häufigsten Abweichungen von der statistischen Mittelgrenze ergeben sich offensichtlich bei der Behandlung von K+A, G+A, sowie der intervokalischen Verschlußblaute. In diesen beiden Fällen hat es mich doch einigermaßen erstaunt, daß Bouvier den offensichtlichen Hauptgrund dieser Abweichungen nicht zu bemerken scheint. Bei der Palatalisierung von K+A, G+A, sowie bei der Sonorisierung der Verschlußblaute handelt es sich nämlich um die ältesten Lautgrenzen des untersuchten Gebiets. Es liegt auf der Hand, daß die Zahl der Entlehnungen nicht zuletzt von der Zeitspanne abhängt, während welcher dieselben erfolgen konnten. Dies gilt besonders dort, wo eine divergierende Lautentwicklung keine phonologisch-strukturellen Unterschiede hinterlassen hat. Es ist schade, daß Bouvier sich nur ganz selten auf Probleme der diachronischen Phonologie einläßt.

¹³ Cf. ANDRÉ MARTINET, *La prononciation du français contemporain*. Témoignages recueillis en 1941 dans un camp d'officiers prisonniers, Genève 21971, p. 144–147.

¹⁴ ROYAL SKOUSEN, *Substantive Evidence in Phonology*. The Evidence from Finnish and French, The Hague-Paris 1975 (*Janua linguarum. Series minor* 217).

¹⁵ «Der Nasal wird im allgemeinen noch gesprochen, obwohl man ihn kaum hört» (PEIR DESROZIER/JOAN ROS, *L'ortografia occitana. Lo lemosin*, Montpelhièr 1974, p. 38).

Man könnte noch auf manche Einzelheit, teils zustimmend, teils auch kritisch eingehen¹⁶. Eine Besonderheit darf jedoch nicht unerwähnt bleiben. Die Mundarten der Drôme sind nicht nur dem sprachlichen Einfluß des Französischen verhältnismäßig stark ausgesetzt, sondern auch demjenigen des Rhoneprovenzalischen, denn der *Felibrige* war in dieser Gegend recht gut vertreten. Ein eindruckliches Beispiel aus dem Grenzgebiet des Nordprovenzalischen gegenüber dem Rhoneprovenzalischen wird auf p. 132 rapportiert. Hier hatte der Hauptzeuge bei einer gemeinsamen Sitzung der Mitarbeiter des provenzalischen Sprachatlases lauter Formen mit erhaltenem *-d-* hervorgebracht, bei einer zweiten Sitzung mit Bouvier allein das *-d-* jedoch ausfallen lassen. «De toute évidence la première fois le témoin avait voulu éblouir les représentants de la Provence qu'il recevait; et il leur avait montré qu'il connaissait bien le 'vrai' provençal» (p. 132).

Es ist tröstlich festzustellen, daß der *Felibrige* zumindest in der Provence einen gewissen Eindruck im Sprachbewußtsein der Bevölkerung hinterlassen hat, wenn auch nicht im erwünschten Ausmaß. Ob freilich Bouvier nicht gelegentlich diesen Einfluß etwas überschätzt? Auf p. 206 stellt er fest, daß Auguste Boissier um 1850 in seinem *Glossaire du patois de Die* das vorkonsonantische *-s-* regelmäßig wegläßt, während es 1901 in den Aufnahmen Edouard Edmonds vor stimmlosen Verschlusslauten wieder erscheint. Bouvier, der in *Die* offenbar keine neuen Aufnahmen gemacht hat, zieht daraus den Schluß, daß in diesen fünfzig Jahren das vorkonsonantische *-s-* wiederhergestellt wurde, wobei er der Entwicklung des *Felibrige* zumindest eine gewisse Rolle zuschreibt (p. 208). Eine reichlich kühne Hypothese! Ich würde vor allem hervorheben, daß nach Karte 32 (p. 198) das Städtchen Die mitten im Übergangsbereich zwischen beiden Aussprachen steht. Es ist gut möglich, daß in einem Marktflecken wie Die lange Zeit beide Aussprachen nebeneinander existiert haben, daß hier der Sprachgebrauch einfach den wechselnden Einflüssen der umgebenden Landschaft ausgesetzt war.

Solche Einwände schmälern den Wert der besprochenen Arbeit nicht, von der man sagen darf, daß sie rundherum gelungen ist. Satz und Druck des durch 75 Karten illustrierten Buchs sind einwandfrei. Obwohl hier offensichtlich ein modernes Druckverfahren gewählt wurde, sind keine Qualitätsverluste gegenüber dem traditionellen Buchdruck festzustellen. Immerhin könnte die Bindung etwas solider sein. Mein Exemplar hat schon die erste Lektüre nicht mehr ganz heil überstanden. Am wenigsten hat mich allerdings gefreut, daß die Fußnoten ans Ende des Bandes verbannt wurden, zumal die Verweise auf die einzelnen Kapitel alles andere als klar und unmißverständlich sind.

Jakob Wüest

★

BERNARD L. ROCHET, *The Formation and Evolution of the French Nasal Vowels*, Tübingen (Niemeyer) 1976, XI+143 p. (*Beih. ZRPh. 153*).

Nicol C. W. Spences neulicher «Nachruf» auf die diachronische Phonologie war wohl doch etwas verfrüht¹. Daß sie immer noch am Leben ist, beweist die vorliegende Untersuchung

¹⁶ Überrascht hat mich immerhin BOUVIERS Behauptung, p. 225, die Vokalisierung von finalem *-L* und *-LL* sei ein Zug, welcher die «occitanité» der Dialekte des Departements Drôme beweise. Einerseits ist dieser Zug im Französischen nicht ganz unbekannt (*beau, cheveu* usw.), wo er sich allerdings aus Analogie zur Mehrzahl erklärt; andererseits kommt diese Vokalisierung gerade im Zentralokzitanischen (*languedocien*) nicht vor.

¹ NICOL C. W. SPENCE, *Essays in Linguistics. A critic of some basic concepts*, München 1976 (*Internationale Bibliothek für allgemeine Linguistik 20*), p. 189–190.

kanadischer Herkunft². Freilich mochte es eine Zeitlang scheinen, als wäre sie ein Opfer der generativen Phonologie geworden. Es wird jedoch immer deutlicher, daß diese letztere zum Grundproblem der diachronischen Phonologie, nämlich zur *Erklärung* des Lautwandels, so gut wie überhaupt nichts beitragen kann. Die von Rochet, p. 11, zitierte Äußerung Postals, der Sprachwandel sei ebenso unerklärlich wie der Wandel irgendeiner Mode, läßt da schon gar keine Hoffnungen aufkommen.

Freilich wird man zugeben müssen, daß bis heute, dreißig Jahre nach der Veröffentlichung von Haudricourt und Juillands fundamentalem *Essai*, die Zahl der Arbeiten zur diachronischen Phonologie der romanischen Sprachen recht dürftig geblieben ist. Wie André Martinet in seinem Vorwort zur zweiten Auflage des *Essais* richtig bemerkt³, rührt dieser «teilweise Mißerfolg» daher, daß zumindest in der Romanistik keiner der Vertreter der diachronischen Phonologie wirklich Schule gemacht hat. Fast alle haben sich später anderen – synchronischen – Studien zugewandt. Allerdings gibt es in der diachronischen Phonologie auch keine Patentrezepte, die sich beliebig kopieren ließen.

Was nun die Studie Rochets zur Nasalisierung betrifft, so reiht sie sich durchaus würdig in die Reihe der bisherigen Untersuchungen ein, was freilich nicht bedeutet, daß ich mit all seinen Erklärungsversuchen einiggehe.

Der erste Teil der Arbeit befaßt sich mit grundsätzlichen Problemen und stellt das Schicksal der Nasalkonsonanten in den andern romanischen Sprachen dar. Dabei läßt sich eine Nasalisierungstendenz in fast der gesamten Westromania nachweisen. Umstritten ist freilich, ob dem Ausfall des sekundären Schluß-N im Zentralokzitanischen ebenfalls eine Nasalisierung vorausging. Kutscha bezweifelte dies seinerzeit auf Grund der Tatsache, daß dann Nasalisierung und Entnasalisierung in kurzem Zeitraum aufeinandergefolgt sein müssen⁴. Rochet gibt dafür jedoch eine einleuchtende Erklärung. Ein stabiles System von Nasalvokalen konnte sich nur dort herausbilden, wo dieselben genügend zahlreich waren. Wo sie dagegen – wie offenbar im Okzitanischen – eine gewisse «kritische Masse» nicht erreichten, war ihre Existenz selten von Dauer. Das deckt sich mit meiner eigenen Auffassung, wonach die Lebensdauer funktionaler Elemente von ihrem sprachlichen Ertrag abhängt⁵. Ich kann deshalb nur zustimmen.

Der Hauptteil der Arbeit ist der Nasalisierung im Französischen gewidmet. Bekanntlich ist noch heute die Chronologie der verschiedenen Nasalierungen umstritten. Für die einen ist die Nasalresonanz bei allen Vokalen gleichzeitig aufgetreten, ohne überall die gleichen Folgeerscheinungen zu zeitigen; für die andern hat sie sich zunächst bei den offenen und dann erst nach und nach bei den geschlossenen Vokalen durchgesetzt. Entsprechend der strukturalistischen Ausrichtung der Arbeit tritt Rochet entschieden für die erste These ein. Er unterzieht dabei die Assonanzen der ältesten Denkmäler einer erneuten, eingehenden Prüfung und findet, daß die Verhältnisse längst nicht so klar sind, wie sie immer dargestellt werden. So stellt sich etwa heraus, daß die Behauptung, im Rolandslied gäbe es keine Assonanzen aC: aN, einfach davon herrührt, daß die entsprechende Untersuchung auf Grund einer «kritischen» Ausgabe vorgenommen wurde, in der alle Assonanzen aC: aN als «Fehler» ausgemerzt worden waren (p. 69–71). Was die Assonanzen der andern Vokale vor Oral-

² Cf. nunmehr auch die Habilitationsschrift des Rezensenten, *La dialectalisation de la Gallo-Romania. Problèmes phonologiques*, Berne 1979 (RH 91).

³ ANDRÉ G. HAUDRICOURT / ALPHONSE G. JUILLAND, *Essai pour une histoire structural du phonétisme français*, The Hague-Paris 21970, p. 13.

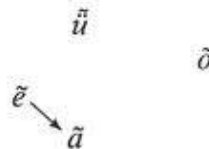
⁴ KURT KUTSCHA, *Das sogenannte n-mobile im Alt- und Neuprovenzalischen*, Halle a.S. 1934 (*Romanistische Arbeiten* 21), p. 125 ss.

⁵ Cf. JAKOB WÜEST, *Sprachwandel und Spracherwerb*, *ZfSL* 86 (1976), 97–115.

und Nasalkonsonanten betrifft, so zeigen sich auch dort Tendenzen zur Unterscheidung seit den ältesten Denkmälern. Im *Couronnement de Louis* etwa gibt es sechs Assonanzen auf *o*. Drei davon sind reine Assonanzen *oN* und in einer vierten stehen sich zwei Verse auf *oC* und achtzehn Verse auf *oN* gegenüber (p. 75).

Problematischer wird es dort, wo Rochet der bislang allgemein anerkannten These zu Leibe rückt, wonach die Entwicklungen $E+N > \tilde{e} > \tilde{a}$, sowie $I+N > \tilde{i} > \tilde{e}$, $U+N > \tilde{u} > \tilde{o}$ und $O+N > \tilde{u} (?) > \tilde{o}$ einer allgemeinen Tendenz der Nasalvokale zur Öffnung entsprechen. Tatsächlich muß ich gestehen, daß auch ich keine Präzedenzfälle für diese angeblich universelle Tendenz aus andern Sprachen als dem Französischen beibringen kann, und das stimmt in der Tat bedenklich. Rochet, p. 44 s., weist zudem auf die Experimente von House und Stevens hin, bei denen auf elektroakustischem Wege der Vokalrealisation eine Nasalkomponente überlagert wurde. Wiedererkennungstests bewiesen dann, daß die Nasalkomponente bei «geschlossenen» Vokalen leichter zu erkennen war als bei «offenen». Nun gibt es aber immer noch Unterschiede zwischen einem Menschen und einem Synthetizier. Tatsächlich würden diese Tests für unsere Zwecke nur etwas beweisen, wenn sich alle Nasalvokale auch artikulatorisch gleich leicht realisieren ließen, was ganz offensichtlich nicht der Fall ist. Bei der Beobachtung von Mundarten mit einem vollständigen System von Nasalvokalen bemerkt man im Gegenteil des häufigern, daß bei den geschlossenen Vokalen die Nasalierung weniger vollständig ist als bei den offenen⁶.

Wenn ich wenig geneigt bin, Rochet recht zu geben, so liegt das allerdings vor allem daran, daß mich seine eigenen, strukturellen Lösungsversuche für die fraglichen Lautveränderungen wenig überzeugen. Was den Wandel $\tilde{e} > \tilde{a}$ betrifft, weist Rochet, p. 90–91, auf den gleichzeitigen Zusammenfall der Partizipialmorpheme *-ant* und *-ent* hin, welcher neben der isolierten Stellung von \tilde{e} im phonologischen System eine Rolle gespielt haben soll. Wie freilich der phonologische und der morphologische Wandel genau zusammenhängen, vermag Rochet nicht zu klären. Was dagegen das Schicksal der geschlossenen Nasalvokale betrifft, so geht unser Autor, p. 91–92, von folgendem Teilsystem der Nasalvokale aus:



Wir wollen einmal dahingestellt lassen, ob die Aussprache von *o+N* ursprünglich \tilde{o} oder nicht doch \tilde{u} war, wie dies eigentlich die Grammatikerzeugnisse des 16. Jh. und der sporadische Wandel *convent > couvent* und *escarboncle > escarboucle* nahelegen⁷. Rochet glaubt nämlich, daß die Asymmetrie zwischen \tilde{i} , \tilde{u} einerseits und \tilde{o} andererseits zu einer gegenläufigen Ausgleichstendenz geführt hätte: $\tilde{i} > \tilde{e}$, $\tilde{u} > \tilde{o}$, aber $\tilde{o} > \tilde{u}$. Schließlich hätten sich die offenen Varianten durchgesetzt. Das alles scheint mir sehr umständlich und auch sehr teleologisch.

⁶ Cf. meine Besprechung von JEAN-CLAUDE BOUVIER, *Les parlers provençaux de la Drôme*, oben p. 271–274. – Auch die Entwicklung von *VINU > vîo > vinho* neben *MANU > mão* im Portugiesischen erklärt sich wohl durch einen ursprünglichen Unterschied des Nasalierungsgrades.

⁷ ROCHETS eigene Argumentation, p. 80–82, beschränkt sich im wesentlichen auf eine Kritik der Gegenargumente. Eine Assonanz wie diejenige von *baron* mit *jorn* läßt sich dagegen schwerlich für die offene Aussprache in Anspruch nehmen, wenn man an die modernfranzösische Aussprache von *jour* denkt.

Für einen solchen Lautwandel dürfte sich ebenfalls schwerlich ein Präzedenzfall finden lassen. Außerdem hat ja die diachronische Phonologie für ihre Erklärungen immer mehrere Faktoren (phonologische, phonetische und außerlinguistische) in Betracht gezogen. Eine phonologische Erklärung ist somit nicht von vornherein einer nicht phonologischen vorzuziehen.

Was nun den Wandel $\tilde{e} > \tilde{a}$ angeht, so gerät unser Autor noch zusätzlich mit der These Haudricourts in Konflikt, wonach \tilde{a} und \tilde{e} lange Zeit gar nicht zusammengefallen wären, sondern als Opposition $|\tilde{a}| \sim |\tilde{a}'|$ oder $|\tilde{a}| \sim |\tilde{a}''|$ weiterbestanden hätten. Nach der orthoepischen Tradition werden nämlich folgende Wörter mit einem langen, velaren a gesprochen: *Anne, Jeanne, damne, condamne, la manne, la flamme*, während *vanne* (lat. VENNA), *panne* (lat. PENNA), *couenne* und *femme* allesamt ein palatales a haben. Dies käme daher, daß bei der Entnasalierung der Nasalvokale in offener Stellung (16./17. Jh.) die Opposition *an: en* noch in irgendeiner Form weiterbestanden hätte. Außerdem lebt diese Opposition bis heute in mehreren peripheren Dialekten fort und nicht nur im Pikardischen und Wallonischen, wo $\epsilon + n$ mit $i + n > \tilde{e}$ und nicht mit $a + n > \tilde{a}$ zusammenfällt. Ein drittes Argument scheint mir Rochet, p. 94–197, ungewollt selber zu liefern. Auch die meisten Grammatiker des 16. Jh. empfehlen eine unterschiedliche Aussprache von *an* und *en* in der Hochsprache. Leider befaßt sich Rochet überhaupt nicht mit den französischen Dialekten, deren Zeugnis hier sehr wichtig ist. Er versucht einzig das orthoepische Argument Haudricourts zu entkräften, indem er erklärt: «The words *cabane, canne, cane, paysanne, roman, lame, dame*, all come from words in aN but they are pronounced in Mod. F. with [a] and not with [a'] (p. 97)».

Ich fürchte, daß diese Liste nicht gerade für die etymologischen Kenntnisse Rochets spricht. *dame* kommt selbstverständlich von DOMINA und weist den seltenen, unregelmäßigen Wandel *on > an (en)* auf, den wir auch in *danger < dongier* antreffen. *cabane < CAPANNA* (1387; FEW 2/1, 244a) ist, wie sein Lautstand verrät, ein Okzitanismus. Aus phonetischen, aber auch aus wortgeographischen Gründen hält Wartburg *canne < CANNA* (13. Jh.; FEW 2/1, 199a) ebenfalls für einen Okzitanismus. *cane* (1487; FEW 2/1, 164b) ist ein wohl lautmalerisches Wort (cf. afr. *caner* 'schnattern'). Die ältere Form ist dabei *quenne* (1338), weshalb dieses Wort sicher nicht die normale Entwicklung von $a + n$ repräsentiert. In *paysan(ne)* (Chrestien; FEW 7, 470b) liegt ebenfalls nicht etwa das Suffix -ANUS vor, denn die ältere Form lautet *païsant*, worin Wartburg sogar eine Umgestaltung von **païsenc* sieht (FEW 7, 471b). *roman(e)* geht zwar auf ROMANICE zurück, ist als Adjektiv nach FEW 10, 453a, aber erstmals 1596 belegt. So verbleibt schließlich gerade noch *lame < LAMINA* als einziges Beispiel, das erbwörtlich auf $a + n$ zurückgeht. Dieses einzelne Beispiel reicht jedoch nicht aus, um Haudricourts Argumentation grundsätzlich zu widerlegen⁸.

Die Einwände, welche hier gegen die Arbeit Rochets vorgebracht wurden, sind gewiß nicht unerheblich, denn sie betreffen ja gerade die zentrale These des Buchs, wonach bei den Nasalvokalen keine immanente Öffnungstendenz bestünde. Trotzdem hinterläßt das Buch insgesamt einen durchaus guten Eindruck. Dazu trägt vor allem die Zuverlässigkeit der Dokumentation bei, besonders was die mittelalterlichen Assonanzen und die ältesten Grammatikerzeugnisse betrifft.

Jakob Wüest

⁸ ROCHET, p. 98, möchte die velare Lautung (mit DELATTRE) durch die Wirkung eines ausgefallenen Konsonanten erklären. Dies ist aber in einem Fall wie DAMNAT > *damne* [dɑm] neben FEM(i)NA > *femme* [fam] mit Bestimmtheit nicht möglich.

KURT BALDINGER, avec la collaboration de JEAN-DENIS GENDRON et GEORGES STRAKA, *Dictionnaire étymologique de l'ancien français (DEAF)*, Québec (Les Presses de l'Université Laval) 1974: *G-genoil (esgenoillier)* XLI p. + 505 col.; Index, VI p. + 134 col.; *Complément bibliographique* 1974, rédigé par FRANKWALT MÖHREN, X p. + 145 col.

Anlässlich des 13. Romanistenkongresses von 1971 in Québec präsentierte Kurt Baldinger, auch im Namen der Mitverfasser und Mitarbeiter, den *DEAF*; vorgelegt wurde damals die erste Fassung (XXXI p. + 152 Spalten) eines von *gaignepain* bis *gardoien* reichenden Faszikels. Innerhalb von zwei Jahren gelang es den Verfassern, technische Mängel dieser Probe zu beheben, aufgrund weiterer eigener Forschung wie aufgrund von Korrekturvorschlägen Dritter sachliche Unebenheiten zu beseitigen und den Stoff bis zur Wortfamilie *genoil* auszudehnen¹.

Gewidmet ist das Werk dem Andenken Walther von Wartburgs, und auf weite Strecken ist es denn auch ein Gespräch mit ihm, d. h. eine Auseinandersetzung mit dem Material und den Deutungen, welche das *FEW* bietet. Daneben wird selbstverständlich, wo sich dies als notwendig erweist, gegenüber Godefroy, etwas seltener gegenüber Tobler-Lommatzsch und Corominas Stellung bezogen.

Max Pfister hat den *DEAF* in *ZRPh.* 91 (1975), 176–188, so trefflich vorgestellt und charakterisiert, daß ich hier vieles nur wiederholen könnte; für eine allgemeine Information darf ich den Leser daher auf diese Rezension verweisen.

Bevor ich auf einige Aspekte des Werkes zu sprechen komme, möchte ich ein Lob und eine Kritik grundsätzlicher Art äußern. Dem mit altfranzösischer Lexikologie befaßten Philologen, ob er Student oder Dozent sei, nimmt der *DEAF* die Mühe des Nachschlagens in den etymologischen und altfranzösischen Wörterbüchern ab; er bringt ihn dabei gelegentlich wohl auch um die Freude am eigenen Entdecken. Durchaus verfehlt wäre es indessen, im *DEAF* nur eine Art Summe aus Godefroy, Tobler-Lommatzsch und *FEW* sehen zu wollen. Schon die Lektüre eines einzigen größeren Artikels – man lese beispielsweise den Artikel *gaignon*, Sp. 43–47 – zeigt, daß nicht nur die ganze wortgeschichtliche Problematik, teilweise in interromanischer Perspektive, aufgerollt und neu durchdacht wurde, sondern daß die Belegstellen im Kontext, seien sie literarischer oder nichtliterarischer Provenienz, nach Möglichkeit aufgrund der neuesten Editionen, manchmal im Manuskript, genau nachgeprüft wurden. Da werden nicht selten durch falsche Lesarten entstandene Phantomwörter erkannt; noch wichtiger ist, daß die semantische Identifizierung und Bestimmung eine ganz wesentliche Verfeinerung erfährt. Wie weit diese semantische Bestimmung gehen kann und wie die Anordnung von Grundwort und Ableitungen dargeboten wird, möge der Artikel *garnir*, Sp. 286–334 (man vergleiche auch das «Tableau synoptique des significations de la famille de *garnir*»), illustrieren. Zuerst nenne ich die Numerierung der Oberbedeutungen, in Klammern setze ich dahinter jeweils die Zahl der Unterrubriken (sofern vorhanden):

garnir/garni: 1(6), 2(1), 3(7), 4(13), 5(4), 6(12), 7(2), 8(3), 9(4), 10(5), 11(8), 12(5), 13(2), 14(1), 15(3), 16, 17, 18. – *garnement, -iment*: 1, 2, 3, 4(4), 5(1), 6, 7, 8, 9(4), 10, 11(1). – *garnissement*: 1, 2, 3(1), 4(1), 5(1). – *garnis(s)eur*: 1(2). – *garnisserresse*: 1. – *guernissance*: 1. –

¹ Die große Mehrzahl der Artikel, nämlich 125, hat KURT BALDINGER selbst redigiert. Auf das übrige Heidelberger Team (WOLFGANG BLÜM, HEIDE FRIEBEL, ROLF MÜLLENBROICH) entfallen 11 Artikel. FRANKWALT MÖHREN (Québec und Heidelberg) zeichnet verantwortlich für 37 Artikel. Die Equipe aus Québec (LIONEL BOISVERT, EVELYNE HUYGHE, MARCEL JUNEAU, ARTUR BOHNET, JEAN-CLAUDE BOULANGER, JEAN-YVES DUGAS) redigierte insgesamt 76 Artikel. GEORGES STRAKA ist mit 7 Artikeln beteiligt.

garnissure: 1, 2, 3(1). – *garnison*: 1, 2(3), 3–8, 9(2), 10–14. – *garnisonette*: 1. – *garnissoisson*: 1. – *garnesture*: 1, 2, 3(1), 4, 5. – *garneture*, *-iture*: 1. – *guarnerie*: 1. – *garnil*: 1. – *regarnir*: 1–4. – *engarnir*: 1–3. – *congarni* 1. – *esgarni*: 1. – *desgarnir*: 1(3), 2, 3, 4(7), 5, 6. – *desgarnissemenz*: 1. – *contregarnir*: 1. – *contregarnison*: 1. – Somit ist das *DEAF* ein Arbeitsinstrument, das dem Romanisten nicht nur Zeit erspart, sondern ihn zudem umfassender und zuverlässiger orientiert als die bisherigen Hilfsmittel. Möge Kurt Baldinger die Mittel finden, die ihm erlauben, dieses Unternehmen weiter- und zu einem guten Ende zu führen.

Nun der Vorwurf, den ich den Redaktoren des *DEAF* nicht ersparen kann. Er betrifft die Präsentationsweise. Das Bestreben nach genauem Zitieren der Quellen und der Sekundärliteratur mittels Sigeln erzeugt zum Teil wahre Abkürzungsmonstren (CourtParV, CptRoiNavI, SCathAumT, RecMédBNlat8654b usw.). Gottlob sind die meisten Sigeln transparenter und dürften dem, der sich im französischen Schrifttum des Mittelalters einigermaßen auskennt, auch keine allzugroßen Schwierigkeiten bereiten. Ein Anfänger oder sog. interessierter Laie wird aber stets das *Complément bibliographique* zur Hand haben müssen, um sich in diesem Gestrüpp zurechtzufinden. Dazu kommt eine, in komplizierteren Fällen ziemlich unübersichtliche typographische Präsentation des etymologischen Vorspanns und des definierten Wortmaterials selbst. Die Redaktoren waren sich darüber offensichtlich im klaren, cf. p. XXIV: «La lecture des articles étant assez difficile même pour les spécialistes, nous avons choisi des caractères et un interligne un peu plus grands (*scil.* als im Probeheft von 1971) et ajouté des signes qui permettent de trouver plus facilement l'endroit où commence un nouveau dérivé, un nouveau sens, un nouveau sous-sens». Trotz allem bezweifle ich, daß die anschließend ausgedrückte Hoffnung: «Nous espérons que ce mode de présentation extérieure réconciliera le lecteur avec le style austère et discipliné de la présentation du matériel» sich bei der Mehrheit der Benutzer erfüllt. Tatsache ist, daß die meisten längeren Artikel beim Leser ein erhebliches Maß an Neugier, gutem Willen und Geduld voraussetzen. Ich kann mir vorstellen, daß manchen Studierenden – die ja auch angesprochen sind – die Ausdauer fehlt, sich durch einen ganzen Artikel durchzubeissen. Natürlich ist es leicht zu nörgeln, besonders, wenn man keine besseren Gegenvorschläge zu machen hat. Es würde sich aber – gerade wegen der hohen Qualität des Gebotenen – lohnen, wenn sich die Redaktoren in Bezug auf eine leichtere Lesbarkeit der Artikel einige Gedanken machten.

Daß der *DEAF* mit dem Buchstaben G beginnt, wird mit dem Umstand begründet, daß Wartburg erst vom Buchstaben G an im *FEW* seine neue Konzeption der Darstellung der Geschichte des Wortschatzes angewendet hat (genau genommen tat er dies bereits ab Band 2/2)². Ich deutete schon an, daß das Material nach Wortfamilien geordnet ist: «c'est la filiation génétique des formes et des sens qui est donc le principe essentiel de classification» (p. XIII).

Überblickt man die Herkunft der in den drei Faszikeln dargestellten Wörter bzw. der Artikel, worin die Herkunftsfrage erörtert wird, so ergibt sich folgendes:

1) Lateinisch:

- a) 37 Erbwörter, wovon eines über das Altoberitalienische, eines über die lingua franca ins Französische gedrungen sind; fünf davon sind lat.-germ. Kontaminationsformen vom Typus *VESPA* + *WAPSA*.
- b) 3 lateinisch-germanische Verbindungen vom Typus *gaimenter*.
- c) 1 romanische Kreuzung.
- d) 19 Lehnwörter.

² Die p. XIV geäußerte Forderung «les premiers volumes du *FEW* (A–B, C¹, D–F) sont à refaire sur une base nouvelle» wird sich aller Voraussicht nach leider nur bis und mit B realisieren lassen.

2) *Griechisch:*

- a) Gräzismen im Latein: 2, wovon einer okzitanisch.
- b) 4 Wörter mittelgriechischen Ursprungs, wovon eines übers Altokzitanische und eines übers Altoberitalienische ins Französische gelangt sind.
- c) 11 Lehnwörter.

3) *Germanisch:*

- a) Altniederfränkisch und Gotisch: 46
- b) Altnordisch: 5
- c) Altenglisch: 2
- d) Westgermanisch: 1
- e) Alt- und Mittelniederländisch: 6
- f) Deutsch: 1

4) *Arabismen:* 6, wovon zwei übers Okzitanische, einer übers Spanische.

5) *Keltismen bzw. Gallizismen:* 8, wovon zwei zweifelhaft.

6) *Ableitungen von Ortsnamen:* 4

7) *Onomatopäische Bildungen:* 1

8) *Unsicherer oder unbekannter Herkunft* sind 42 Wörter, wobei für 9 Etymologisierungsvorschläge gemacht werden.

Der hohe Anteil an germanischen Etyma erklärt sich durch die phonetische Entwicklung germ. w- > rom. g(u)-.

Die Überprüfung der Angaben in Gdf., *Dict.* und T-L, *AW* einerseits, der Lehrmeinungen der Etymologen, vorab Wartburgs, andererseits, steckt manch neues Licht auf. Hier, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, einige Ergebnisse dieses Nachprüfens und Überdenkens, die mir beim Lesen aufgefallen sind.

Sp. 1: *gaignepain* 'gantelet du chevalier muni de crispin' wird *FEW* 17, 467a, zu *W Aidanjan gestellt; es handelt sich aber um eine volksetymologische Verballhornung von *canepin* 'pellicule prise sur les peaux de mouton ou de chevreau chamoisées'.

Sp. 16–17: frankoit. *gaberise*, -arixe 'raillerie, plaisanterie' ist nicht eine Kreuzung mit *RIXA*, wie *FEW* 16, 14b N 7, vermutet wird, sondern beruht auf *gaberie* mit Suffixwechsel.

Sp. 22: *gaice* 'marais', mit dem der Artikel *Wattja des *FEW* 17, 549b, beginnt, beruht auf einer fälschlichen Übernahme aus Gdf., *Dict.* 4, 199a (s. *gace*). Tatsächlich handelt es sich um *agais(s)e* 'gorge de montagne', das Wartburg unter die Wörter unbekannter Herkunft gereiht hat (21, 37b).

Sp. 23: *gasqueuil* 'terrain marécageux, mare' wird *FEW* 12, 65b, unter *SÖLIUM* gereiht; es dürfte sich um einen suffigierten Fortsetzer von *Wattja handeln, ähnlich wie *gacel* 'bourbier, terrain marécageux'.

Sp. 23–24: *gachet* 'petit drap grossier de toute laine'. Die *FEW* 17, 541 und Gdf., *Dict.* 8, 319b, verzeichneten Formen *gache*, *wache*, *wasce* sind irrtümliche Rekonstruktionen aufgrund des Plurals *gaches*, *wasces*. Der Singular *wachet* ist im Wallonischen 1420 belegt, *gachet* 1530 in Rouen.

Sp. 32: agn. *rewager*, richtig *reswager* 's'atténuer' gehört nicht in die Familie von *gage*, sondern in diejenige von *Suaviare (*FEW* 12, 325a).

Sp. 33: *desgage* m. 'action, fait de libérer les gages' ca. 1320, 'amende, réparation' 1247, wird *FEW* 17, 444a, falsch datiert (mfr. und 16. Jh.). Die von Gdf., *Dict.* 2, 590c, angegebene unrichtige Bedeutung 'saisie' wird übernommen.

Sp. 43: *gaigne* 'espèce de projectile' gehört wohl zu *engaigne* 'Wurfgeschoß', das *FEW* 23, 135a, zu den Wörtern unbekannter Herkunft gestellt wird. Cf. jedoch mfr. *engaigne* 'engin' s. *INGANNARE* *FEW* 4, 683b, Nizza *ēdžīna* 'engin' s. *INGENIUM* *FEW* 4, 687b. Interferenzen zwischen *engin* und *enganer* sind jedenfalls anzunehmen.

Sp. 43 ss.: Die Herkunft von *gaignon* 'dogue, mâtin, chien de basse-cour' ist umstritten. *FEW* 4, 53a, supponiert eine Ablt. von **GANNIARE* aus *GANNIRE* 'glapir, japer, geindre'. Baldinger sieht darin mit überzeugenden Argumenten eine Ablt. von germ. **WEINÖN* 'einen Klagelaut ausstoßen'.

Sp. 68: hbret. *aguestour de chemins* 'voleur de grand chemin' ca. 1320, ist *FEW* 14, 203b, irrtümlich unter *VASTARE* gereiht; Variante von *agaiteur*, zu *gaitier*.

Sp. 74: apik. *gal* 'sorte de mesure pour la laine', mlt. *galdum*, wird *FEW* 23, 223a, als Wort unbekannter Herkunft bezeichnet. Baldinger interpretiert es als Regressionsform von *galon*, *galoie*, *jalaie* (cf. *FEW* 4, 35a) < *GALLETA* 'Eimer', was mir semantisch nicht einleuchtet. Ich erblicke darin eine technische Verwendung von *gal*¹ 'Stein' (cf. Sp. 72–73); man vergleiche die afr. Gewichtseinheit *piere* = ndl. *steen*, dt. *stein*, engl. *stone*, welche u.a. sehr häufig für Wolle und andere Textilien angewendet wurde. Abbeville *gal* könnte als regionale Variante von *piere* betrachtet werden.

Sp. 81–82: *galebrun* (nach *FEW* 21, 550a, unbekannter Herkunft). Das erste Element könnte lat. *GALLA* 'schwarzer Farbstoff' oder mhd. *galle* sein. Die mlt. Formen *galambrunus*, *valenbrunus*, afr. *walenbrun*, weisen auf eine deutsche Wortfügung **GALLENBRUN*; man denke an die Parallele afr. *isembrun* 'étoffe de couleur foncée' < mhd. *isenbrün* 'eisenbraun'.

Sp. 89: *galeron* 'Falknerhut', mfr. *galeron* 'sorte de coiffure', argot *galuron* 'Hut' (*FEW* 21, 527b, unbekannter Herkunft) ist eine Entlehnung aus lat. *GALERUS* 'Pelzmütze usw.'.

Sp. 91: *galice* 'sorte d'oiseau aquatique, grand plongeon', ist *FEW* 21, 213b, irrtümlich unter der Definition 'Fledermaus' angeführt, anderseits *FEW* 17, 474a, zu anfrk. **WALA* gestellt. Die Etymologie bleibt dunkel.

Sp. 96: *galobier* 'gaillard' (Adj.), Gdf., *Dict.* 4, 212a, *FEW* 17, 478b s. anfrk. **WALA*, existiert nicht. Richtig: afrprov. *galobier* 'audacieux, galant, magnifique, gracieux' < got. **GALAUBEI*.

Sp. 100–101: *galoner* 'orner les cheveux' ist etymologisch umstritten. Es wird *FEW* 17, 482, zu **WALA* gestellt, was semantisch schwierig ist. Die Herkunft bleibt dunkel. Das von T-L, *AW* 4, 434, erwähnte *gonelesches*, welches *FEW* 4, 326a, zu *GUNNA* gestellt wird, ist wahrscheinlich eine Variante von *galenesches* 'broderies' und eine Ablt. von *galoner*.

Sp. 114–115: *gamite* 'peau de chamoix qui sert de fourrure' ca. 1306, wird von Baldinger zu *CAMOX* gestellt.

Sp. 115–116: *ganche*, *solers a ganches* 'souliers munis de pointes recourbées ou pigaches, fort à la mode au XII^e s.'. *FEW* 19, 84a, sieht darin eine isolierte Entlehnung aus it. *gancio* (< türk. *QANGA* < gr. *GAMPSÓS* 'gekrümmt'). Baldinger möchte es an die Familie *guenchir* < anfrk. **WENKJAN* anschließen, was semantisch durchaus motiviert wäre.

Sp. 116: *gandion*, falsche Schreibung bei Gdf. *Dict.* 4, 216c, für *gaudion*. *FEW* 4, 78b, registriert zwar die richtige Schreibweise, bezeichnet das Wort aber als mfr. Cf. *DEAF* Sp. 398 *gaudion* 'drapeau (d'un bateau)' 1338. Etymologie unsicher.

Sp. 118: *ganele*, falsche Schreibung bei Gdf., *Dict.* 4, 216c, für *gavele* 'monceau de bois' = *javele*.

Sp. 118–119: *ganguerillié* ‘in schlechtem Zustand, zerlumpt’ stammt aus einem burgund. Dokument von 1363. *FEW* 14, 114a, gibt s. gall. *WÁDANA die Form *gaugueniller*. Wartburg akzeptiert erstgenannte Form nicht, zitiert und datiert falsch. *FEW* 21, 530b, figuriert das Wort s. ‘chaperon’ mit falscher Zitierung und Verweis auf *WÁDANA.

Sp. 120: *gannir*, Lehnwort aus lat. GANNIRE ‘kläffen’, ist in der Bedeutung ‘bellern’ schon in der 2. Hälfte des 14. Jh. belegt.

Sp. 120: *ganon* ist als *geron* ‘partie conique qui surmonte les pans d’un pavillon et lui sert de couverture’ ca. 1180, zu lesen, < anfrk. *GÊRO (cf. *FEW* 16, 32a). Zu tilgen in Gdf., *Dict.* 4, 217b, T-L, *AW* 4, 86 und *FEW* 23, 1a.

Sp. 132: *gar(r)age* ist zu lesen als *gartage* 1243. Gehört zu apik. *gartage* ‘jardin’ 1309, cf. *FEW* 16, 18b.

Sp. 135: *desgaraitier* ‘donner un coup de façon à faire trébucher’ ca. 1195, gehört nicht zu VERVACTUM (wie *FEW* 14, 333a); es ist vielmehr eine Ablt. von *jarret* < *GARRA.

Sp. 161: *angarde*. *FEW* 17, 524 N 26 und 28, trennt *an(s)garde* < ANTE + von *engarde* < IN +, letzteres in der Bedeutung ‘arrière-garde, couverture’. Es handelt sich in beiden Fällen um eine Fügung mit ANTE.

Sp. 178: *gardon* ‘Rotaue, leuciscus rutilus’, nicht «phoxinus», wie *FEW* 17, 519a, angegeben, ist eine Ablt. von *garder* ‘regarder’.

Sp. 184: *pargarder* ist wohl nur eine Variante von *porgarder*, entgegen *FEW* 17, 522b, wo es als unabhängige Schöpfung präsentiert wird; cf. immerhin altokzit. *pergardar* ‘regarder, visiter’.

Sp. 189: *agart* 2° ‘jugement, sentence, arrêt’, nicht wie Gdf., *Dict.* 1, 158c und *FEW* 17, 513b, angegeben ‘premier jugement, non définitif’. – 3° ‘succession’ belegt 1265, nicht 1200, wie im *FEW* 17, 514 vermerkt.

Sp. 246–248: Diskussion der vielumstrittenen Herkunft von *garenne*. Möhren gibt der Etymologisierung Gamillschegs (*EWFS*²) gall. *VARROS ‘Pfahl’ den Vorzug. Figuriert *FEW* 22/2, 21b–23a, s. ‘sol’.

Sp. 251–252: **garer*, als Hapax in der Form *varer* ‘lutter, se défendre contre qn’ belegt, wird *FEW* 17, 534b, zu anord. *VARASK ‘auf der Hut sein’ gestellt. DeVries folgend zieht Baldinger als Etymon anord. VARA ‘warnen, wahren, gedenken’ vor.

Sp. 262–263: **gargier* < *WARDICARE, wie Wartburg *FEW* 17, 523b, meinte, ist ein «mot-phantôme». Die konjugierten Formen sind durchwegs Konjunktive auf -ge von *garder*. Cf. K. Baldinger, *Mélanges F. Lecoy*, Paris 1973, p. 1–6.

Sp. 264–265: *garillant* ‘terrain marécageux?’. Cf. die Diskussion der Etymologie, die nach wie vor unklar bleibt.

Sp. 266: *garin* bei Gdf., *Dict.* 4, 229b, ist ein Lesefehler; es handelt sich um *garni* ‘garnison’.

Sp. 327: agn., apik. *garnesture*. 2° ‘corps de troupe qu’on met dans une place, dans une forteresse, pour la défendre’. Die gleiche Belegstelle wird versehentlich *FEW* 17, 529b, 530a (zudem mit falscher Definition) und 531b angeführt.

Sp. 334: Diskussion der Herkunft von agn. *garok* ‘Gänserich’; wohl dasselbe wie *garrot* ‘anas clangula’.

Sp. 386: *gateis* ‘misérable, traqué’ ist höchstwahrscheinlich nicht eine Ablt. auf -ATICIU >-eiz, sondern das apik. Perfektpartizip Nominativ sg. *gasteis* des Verbums *gaster* (Graphie ei für é).

Sp. 387–388: *gauban* ist zu lesen als *grans baus* und gehört dementsprechend zu *bauc* ‘Balken’ < anfrk. *BALKO.

Sp. 388: *gauberge* ‘espèce de poisson, probablement la merluche’ fehlt im *FEW*, das 21, 257b, nur mfr. *gamberge* registriert. Herkunft umstritten.

Sp. 401: *gauffrain*, Gdf., *Dict.* 4, 246b, ist zu lesen als *ganfrein* und wohl eine Variante von *chanfrein*.

Sp. 405: *gauler*² entpuppt sich als Variante von *galer* < gallorom. *WALARE 'se régaler' < anfrk. *WALA.

Sp. 405–407: Diskussion der Etymologie von **gaumoné*, das als *waumon(n)é* 'blet, trop mûr (d'un fruit)' einzig in *Aucassin et Nicolette* belegt ist. Eher von mndl. *walm* 'Strohbandel' als von anfrk. *WALM 'cuisson, vapeur qui monte' (cf. *FEW* 17, 493a).

Sp. 408–409: *gausseté* 'moquerie' ist Gdf., *Dict.* 4, 247b, eine falsche Lesung für *faussetez*. *FEW* 4, 82b, lehnt wegen der Existenz des angeblichen *gaussetei* zu Beginn des 14. Jh. die Herleitung von *se gausser* aus span. *gozarse* ab. Da fragliches Substantiv aber gar nicht existiert, fällt der Einwand Wartburgs flach. *FEW* 22/1, 74 N 3, wird der Beleg *gausseté* zwar gestrichen, die Herkunft aus span. *gozar* wird aber nach wie vor abgelehnt.

Sp. 413–415: Diskussion der überaus unklaren Etymologie von **gadel* (belegt als Plural *gadiaus* u. ä.): 1° 'chien (péj.), mâtin' 1165–1260, im *FEW* 17, 447b, zu WALD gestellt. – 2° *godel* 'terme d'injure pour désigner un homosexuel passif'.

Sp. 460: *gence* 1497, 1594, gehört zu *jante* < vlt. *CAMBĪTA < gall. *CAMBO- 'krumm'. Eher als einen Verschrieb könnte man darin den Einfluß von mfr. *ganse* 'lacet, boucle' < griech. GAMPSÓS 'krumm' erblicken.

Sp. 490–491: **genoicure*, zu lesen als *genoiture* und wohl zu korrigieren in *genoiivre* 'Wachholder'.

Diese Blütenlese mag zeigen, in welchem hohem Maß der *DEAF* zum besseren Verständnis der altfranzösischen Texte beiträgt und einen echten Fortschritt in der etymologischen Forschung bedeutet.

C. Th. G.

★

The Song of Songs, A Twelfth-Century French Version, ed. from Ms. 173 of the Bibliothèque Municipale of Le Mans by CEDRIC E. PICKFORD, London-New York-Toronto (Published for the University of Hull by Oxford University Press) 1974, XXXVIII + 155 p.

Das *Hohe Lied* (*Canticum Canticorum*) wurde vom 12. bis 14. Jh. öfters paraphrasiert. Abgesehen von den 86 Predigten von Bernhard von Clairvaux († 1153) und dem weniger bekannten lat. Kommentar von Guillaume de Saint-Thierry sind drei dichterische afr. Paraphrasen erhalten:

1. Ca. 1130, 93 Verse, s. *Paraphrase des Hohen Liedes*, hg. von Koschwitz in Foerster/Koschwitz, *Altfranzösisches Übungsbuch*, 71932, p. 163–167 (BN lat. 2297); im *DEAF* zitiert unter dem Sigel CantQuSolK, 1. Drittel 12. Jh. (s. *Complément Bibliographique* 1974). Derselbe Text wird von Gdf. als *Cantique des Cantiques* zitiert (s. auch Gröber, *Grundriß* II, 1, p. 477). Der Wortschatz dieser Paraphrase ist voll eingegangen in E. Stengel, *La Cançon de Saint Alexis und einige kleinere altfranzösische Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts, nebst vollständigem Wortverzeichnis zu E. Koschwitz: Les plus anciens monuments de la langue française und zu beifolgenden Texten*, Marburg 1882 (mit Ausgabe p. 65–68 und Wörterbuch p. 81–230). Cf. auch Bossuat 3025.

2. Der hier zum ersten Mal in vollem Umfang von Pickford herausgegebene Text, der in einem einzigen Ms. der Biblioth. Munic. von Le Mans n^o 173 erhalten ist (3506 paarweise gereimte Achtsilbler; anonym; oft Landri de Waben zugeschrieben). Die bisher einzige

(partielle) Ausgabe stammt von Charles-Joseph Richelet (*Le Cantique des Cantiques*, Paris 1843; erwähnt von Bossuat sub 3025; in den Anm. wird von Pickford systematisch auf diese Ag. verwiesen; cf. auch Gröber, *Grundriß* II, 1, p. 689)¹. Richelet war niemand anders als der Spaßvogel, der 1832 drei frei erfundene afr. Texte² publiziert hatte, auf die Godefroy hereinfließ und exzerpierte, so daß manche Wörter sogar bis ins *FEW* gelangten!³. Gdf. zitiert den Text unter dem Titel *Expl. du Cant. des cant.* nach dem (einigen) Ms. 173 Le Mans (z. B. sub *baerie* Gdf. 1, 549c; *chevrelat* 2, 118b zwei Stellen; *colon* 2, 185b; *consachable* 2, 249a; *croc* 2, 375b; *esterchir* 3, 609b; *festre* 3, 773c; *laceure* 4, 690c; *letuaire* 4, 765b (hier sogar bezogen auf die Kurzfassung des Fabliau du vilain asnier, Ausgabe Pickford p. 97!); *noiantage* 5, 513b; *noirtume* 5, 516c), unter dem Titel *Cant. des Cant.* (z. B. sub *enditer* Gdf. 3, 131b; *estableté* 3, 584a; *goupisele* 4, 319c; *lilie* 4 Stellen 4, 785c; *oire* 5, 584c 2 Stellen; *peuture* 6, 135c), unter dem Titel «Landri de Waben, *Cant. des cant.*» (z. B. sub *temprif* Gdf. 7, 668c; *vergele* 8, 189b; *alt* GdfC 8, 87c; *bissete* GdfC 8, 327a; *espoentement* GdfC 9, 547a; *virgene* GdfC 10, 861a), unter dem Titel «Landri de Waben, *Expl. du cant. des cant.*» (z. B. sub *reprement* Gdf. 7, 70c; *soutil* GdfC 10, 706b), schließlich unter dem Titel *Delivr. du peuple d'Isr.*⁴ (z. B. sub *colombele* Gdf. 2, 185a; *eschareçonner* 3, 368c; *escueillier* 3, 449a (*eskelt* 1255); *reclinatoire* 6, 668b; *souduire* 7, 496a; *eschalas* GdfC 9, 509a; *gageure* GdfC 9, 678c), also denselben Text aus demselben Manuskript unter fünf verschiedenen Titeln! Daraus ergibt sich auch kein systematischer Wechsel, es sei denn, daß Landri de Waben erst in den späteren Bänden ins Spiel kam.

3. Eine Übersetzung und Paraphrase der ersten drei Kapitel des *Hohen Liedes* (BN fr. 14966); sie ist nach dem *Rosenroman* geschrieben, da sie sich auf diesen bezieht (Gröber, *Grundriß* II, 1, p. 934: «näher der Mitte als dem Anfang des 14. Jhs.»); Incipit: *Tres glorieus dieus or encline* (Achtsilbler; Strophe 4 × ab); cf. dazu Jean Bonnard, *Les traductions de la Bible en vers français au Moyen Âge*, Paris 1884, p. 162–166.

¹ Schon 1826 hatte RICHELET ein *Fragment de l'explication allégorique du Cantique des Cantiques, par un poète du XIIIe siècle* publiziert. – Einige Unkorrektheiten bei den Verweisen in der Ausgabe PICKFORD (im Kommentar p. 98 ss.): vv. 212–13 l. 213–214 (statt *o eles* hat RICHELET korrekt *oeles!*); vv. 275–84 l. 277–84; vv. 801–18 l. 803–18; v. 900: RICHELET *mestres*; vv. 1323–58 l. 1323–56; vv. 1463–8 l. 1463–1478; vv. 1735–40 l. 1733–40; es fehlen vv. 1827–32 RICHELET p. 175; vv. 1861–66 RICHELET p. 175; v. 1871 Sternchen fehlt im Text; vv. 2019–2164 l. 2159–64 (entsprechend zu verschieben); vv. 2743–5 l. –6; vv. 2851–4 l. 2849–54. RICHELET'S Var. werden selten angeführt (v. 672 z. B. bei RICHELET richtig *tendre* [so auch G. HASENOHR], statt *rendre* wie PICKFORD; 708 *sentent* [so auch HASENOHR], statt *s'entent*; v. 746 lesen RICHELET und OHLY (1) *ordenement* statt *lor ilevement*; richtig *lo rilevement* HASENOHR). Andere Fehler hätte PICKFORD mit Hilfe von OHLY, *Hohelied Studien*, 1958, vermeiden können (z. B. 1483 *E rent* 1. *Erent* OHLY p. 291 und HASENOHR). Der Gerechtigkeit halber muß man sagen, daß PICKFORD manchen Unsinn von RICHELET bereinigt hat (cf. z. B. 1976, wo RICHELET *chant* statt *chaut* und *koiçant* statt *roisçant* liest). In einigen Fällen kann ohne Überprüfung des Ms. nicht entschieden werden, welche Lesart richtig ist, z. B. 3112 *fardeir* (PICKFORD) – *sarcleir* (RICHELET p. 194); das erste würde sich auf *joe*, das zweite auf *airete* beziehen. RICHELET'S Lesart scheint mir jedoch plausibler.

² *Du Baro mors et vis; Li molnier de Nemox; Li neps del pastur.*

³ KURT BALDINGER, *Trois pastiches et leurs victimes en lexicologie, TraLiLi. 11/1* (1973), 141–150.

⁴ Der Titel erklärt sich daraus, daß er auf dem roten Leder des Einbandes der Hs. steht: *Histoire de la delivrance du peuple d'Israel*; dieser Titel trifft jedoch nur für den ersten Text f° 1–33 zu (die oben zitierten Stellen betreffen jedoch f° 41 und 65 je zweimal, sowie f° 56 und 97). Er wurde unter dem Titel *La Delivrance du peuple d'Israel* von WALTER EICKHOFF, München 1970, herausgegeben (cf. unsere Besprechung *ZRPh.* 86 [1970], 572–573). Der Schluß dieses Textes findet sich auf dem Facsimile f° 33 v° zu Beginn der Ausgabe PICKFORD.

Pickford diskutiert den herausgegebenen Text in seiner Einleitung mit Literaturhinweisen (p. IX–XXXVIII); cf. zum *Hohen Lied* vor allem auch die älteren Arbeiten von E. Reuss, *Le Cantique des Cantiques*, 1879, und W. Wittekindt, *Das Hohe Lied und seine Beziehungen zum Istar Kult*, Hannover [1926] (von Pickford nur aus zweiter Hand zitiert). Besonders umstritten ist jetzt erneut die Verfasserfrage dieser Fassung. Gröber hatte noch lapidarisch festgestellt: «Die Bibelglosse setzte der maistre Landri de Waben (Pas-de-Calais, zw. 1176 und 1181⁵) in einer Bearbeitung des Hohenliedes fort, welche er für den lernbegierigen Grafen Balduin II. von Guines und Ardres und dessen Frau ausführte ... Die Erklärung ist moralisierend; der Gewährsmann Landris ist noch nicht wieder aufgefunden» (*Grundriß II*, 1, p. 689). Gröber basiert auf der *Hist. litt. de la France* XV, 1869, p. 328–333, 479–483; auch Gaston Paris, Hermann Suchier, Bonnard und zuletzt F. Ohly (*Hohelied Studien, Grundzüge einer Geschichte der Hohenlied-Auslegung des Abendlandes bis um 1200*, Wiesbaden 1958) schlossen sich an. Grundlage dieser Auffassung ist eine Stelle der lat. Chronik des Lambert von Ardres⁶, aus der hervorgeht, daß Baudouin II, Graf von Guines und Ardres 1176–1187, den *virum eruditissimum magistrum Landericum de Wabbano* mit einer mystischen Interpretation des *Hohen Liedes* beauftragte. Gleichzeitig wäre damit auch die Zeit der Abfassung gegeben. Aber daß mit der im Ms. von Le Mans erhaltenen Fassung diese Auftragsarbeit vorliegt, ist damit keineswegs gesichert, um so mehr, als im vorliegenden Text eine *Dame* als Auftraggeberin erscheint (p. XX–XXI). Warum, so fragt Pickford mit Recht, sollten nicht zwei Autoren im nördlichen Frankreich dieses Thema, das ja in der Luft lag (cf. die Predigten Bernhards, etc.), bearbeitet haben. Er gelangt zu dem Schluß: «The attribution to Landri de Waben must therefore remain a possibility rather than a probability» (p. XXV). Damit ist aber auch die Datierung ca. 1180 wieder völlig offen⁷. Das Ms. selbst wurde nach Pickford im allgemeinen Anfang 13. Jh. datiert, Pickford neigt eher zu Mitte 13. Jh.⁸. Blicke nur eine genaue Untersuchung der Sprache, und genau dies fehlt in der vorliegenden Ausgabe⁹. Immerhin, und dafür müssen wir Pickford dankbar sein, ist jetzt der Text selbst als Basis dafür allgemein zugänglich.

⁵ Bei PICKFORD p. XIX ist «between 1176 and 1187» Druckfehler; *ib.* N2 falscher Verweis.

⁶ *Lamberti Ardensis historia comitum Ghisnensium*, in: *Monumenta Germ. Hist. Script.*, ed. PERTZ, Bd. XXIV, 598 (zitiert von PICKFORD p. XVIII; von uns verifiziert).

⁷ Gdf., der die Belege chronologisch ordnet, ordnet sub *baerie* die Belege aus unserem Text nach 1279, der *Somme* von Laurent, ein; hingegen sub *eschalas* vor einem Beleg von 1215. Im *FEW* (2, 625a) wird der Text unter *eskarchoner* mit 13. Jh. datiert (Beleg bei Gdf. 3, 368c); ebenso bei *chevelat* *FEW* 2, 295a und *nientage* *FEW* 7, 86b. GENEVIÈVE HASENOHR datiert den Text «approximativement au dernier tiers du XII^e s.» (*CCM* 10, 289).

⁸ «It has usually been attributed to the early part of the thirteenth century. This dating may be a little early... To date the copy of MS. 173 as of the mid-thirteenth century is as precise as one can be in the light of our present knowledge» (p. XXXVII). Unverständlich ist, daß PICKFORD nicht (und nirgends) auf die Ausgabe der *Délivrance du peuple d'Israel* von WALTER EICKHOFF (1970) hinweist, mit dem er in Kontakt stand, und wo p. 9 auch Datierungsvorschläge des Ms. von BISCHOFF (1225–1275) und BULST (1280–1340) zitiert werden.

⁹ G. HASENOHR (*CCM* 19, 290) fordert ebenfalls eine sorgfältige Untersuchung; sie selbst gelangte zur Gewißheit, daß der Autor ohne Zweifel pikardisch schrieb; der Kopist war sicher nicht aus der Ile-de-France, wie PICKFORD (mit BONNARD) apodiktisch behauptet, sondern eher aus der Gegend der Wallonie («dans la seconde moitié du XII^e s. s'est épanouie dans la région wallonne toute une littérature dévote en langue vulgaire, dont l'un des plus beaux textes conservés est une traduction des quarante-quatre premiers sermons de saint Bernard sur le *Cantique*»). GILLES ROQUES kommt in seiner Besprechung (*ZRPh.* 93 [1977]) zu denselben Schlüssen (Autor pik., Kopist wahrsch. ostpik. – also auch westwall.).

Dies bleibt allerdings das einzige Verdienst. Die Ausgabe selbst, die dem einzigen Ms. möglichst genau folgen möchte, ist katastrophal schlecht und wimmelt von verfehlten Lesarten, Fehlinterpretationen, die durch das ausführliche Glossar zudem noch bestätigt werden. Es ist geradezu ein Musterbeispiel dafür, wie gefährlich ein Glossar werden kann, wenn es auf einer unzulänglichen Ausgabe beruht. Meine eigene Besprechung war schon fast abgeschlossen, als die ausgezeichnete kritische Besprechung durch Geneviève Hasenohr in den *Cahiers de Civilisation Médiévale* 19 (1976), 289–293, erschien (sie hatte auch Gelegenheit, das Ms. oder eine Photokopie davon zu konsultieren, cf. ihre Bemerkungen zu den Versen 1167, 2272, 2629, 3012, 3286 etc.). Eine zweite ausführliche, ebenfalls sehr kritische Rezension von Gilles Roques erreichte mich noch im Ms. und wird in der *ZRPh.* 93 (1977) erscheinen. Ich kann deshalb manche von mir ebenfalls vorgesehenen Korrekturen weglassen und mich vorwiegend auf weitere kritische Fälle bzw. Ergänzungen beschränken und den Akzent auf den wortgeschichtlichen Aspekt legen. Das Fazit: ohne Berücksichtigung der von den kritischen Rezensionen beigebrachten Korrekturen ist die Ausgabe von Pickford praktisch unbrauchbar. Unter anderem sind z. B. im Glossar (unter Berücksichtigung der beiden erwähnten kritischen Rezensionen) folgende Stichwörter zu streichen: *acruï*, *adeviciez*, *aeguent*, *agrièce*, *alive*, *alose*, *amolz*, *aveir*, *avevre*, *brive*, *chans*, *chist* (als Verbform), *cote* 'share, portion', *decrier*, *empoise*, *esevers*, *fail*, *fois* (als Verbform), *fuz*, *grièce* (= *grieté*), *ilevement*, *iscir* (= *eiscir*), *juce* (zu *jugier*), *laece*, *lest*, *luius* (= *lius*), *mete* 'food', *mie* (= *amie*), *monz* adj., *mueve*, *nive*, *rembeer* (= *remboer*), *soz* (= *sozgelee* = *seelee*), *vent* (zu *vanter* «praise, vaunt» statt zu *vendre*)! Ganz zu schweigen von den zahlreichen falsch rekonstruierten Infinitiven (*baillir* statt *baillier*, *costier* statt *costeir*, *cremer* statt *criembre*, *defermer* statt *defferrer*, *deleir* statt *doloir*, *encroistre* statt *encraissier*, *escorre* statt *escosdre*, *eskeler* statt *escoillir*, *gisir* statt *gesir* (so Hasenohr, aber der Inf. *gisir* ist hier 3172 und in anderen nordöstl. Texten belegt), *haer* statt *hair*, *priseir* statt *proisier*, *pureir* statt *purrer*, *quaiseir* statt *quaiscier*, *radreceir* statt *radrecier*, *ramaindre* statt *ramener*, *rapaieir* statt *rapaier*, *rapaiseir* statt *rapaisier*, *resplendir* statt *resplandier*, *roveir* statt *rover*, *seir* statt *seïr*, *soskeir* statt *soschier*, *tocheir* statt *tochier*, *tressailler* statt *tressaillir*, *uevrer* statt *ovrer*), falsch interpretierten Verbformen (*conkell* pr. 1 statt impér., *fusent* pft. 6 statt subj. imp. 6, *faz* pr. subj. 1 und 3 statt pr. ind. 1, *lo* pr. subj. 1 statt pr. ind. 1, *peurent* pr. 6 statt pft. 6, *poi* pft. 3 statt 1, *port* impér. sing. statt subj. pr. 3, *volrent* fut. 6 statt pft. 6, etc.), falschem Geschlecht (*armarie* f. statt m., *oiles* f. statt m., *reclinatorie* s.f. statt m.), falscher Wortart (*alques* adv. statt pron. indéf., *fois* vb. statt s.f., *grenate* adj. statt subst., *monz* adj. statt subst., *preste* 188 adj. statt vb.) und falschen Definitionen (statt *afichier* 'affirm' l. *soi affichier* 'se vanter'; statt *alever* 1531 'raise up' l. *aliuer* 'placer' Hasenohr, *entrepresure* statt 'entreprise, surprise' l. 'faute, défaut', *envier* statt 'send' l. 'inciter à, exorter à', statt *eskeler* 'sound, resound' l. *escoillir* 'exciter à', *faverkier* statt 'make, fabricate' l. 'forger' Hasenohr, statt *grenate* adj. 'with seeds' l. *grenate* s.f. 'Granatapfel', *jugier* statt 'judge' l. 'révéler', *lacheure* statt 'enclosure, palissade' l. 'charpente' Hasenohr oder 'lambris' Roques, *meridienne* statt 'midday' l. 'sieste', *partir* 94 statt 'départ, separate from' l. 'prendre part à', statt *quaiseir* 'calm, quieten, rest' l. *quaiscier* 'meurtrir, tourmenter', *reclinatorie* statt 'seat of a couch' l. 'sorte de demi-siège où l'on priait' *FEW* 10, 154b, statt *rembeer* 'redeem' l. *remboer* 'souiller (à nouveau)' Gdf. 6, 776b, *FEW* 1, 302a, *roisant* statt 'coolness, freshness' l. 'le serein', *saillir* statt 'leap, jump' l. 's'élaner à l'assaut', *tenpriu(s)* statt 'moderate' l. 'précoce (d'un fruit)' *FEW* 13¹, 182a, *torneïces* statt 'turning, revolving' l. 'parfaites de forme...' Hasenohr, etc. etc.). Andererseits fehlen z. B. *aliuer* 1531, 'placer', *alose* 362 (poisson), *argüer* 1787 v. pron. 'se damner', *aumbrer* v. pron. 97 's'incarner', *avancier* 456 'profiter à', *cois* (*a son*) 1544 'à son gré' (Roques) oder 'à sa guise' (Hasenohr), *cors* (*le grant* ~) 255 'im Laufe, eilends' (cf. T-L 2, 909), *crie* s.f. 1633

‘renommée’ (Hasenohr) oder ‘réputation’ (Roques), *desroi* (a ~) 326, 945 ‘sans retenue’, *detrier* a 2391 ‘tarder à’, *li fiers* 2774 ‘le démon’, *incorruption* 3302, 3312, *ore* 737, 1977 ‘souffle du vent’, *palmier* 2831 und öfters, *peir* 636 ‘égal’, *peuture* 169, 224, 1200, 1934, etc. ‘nourriture’, *preer* 3447 ‘dépouiller’, *profitable* 2731, *remettre* 1295 ‘fondre’, *repernement* 2193 (= *reprement*) ‘blâme, reproche’ *FEW* 10, 273a, *savoir* ‘avoir de la saveur’ 2374, *sunner* (*sunt* 1019) ‘sonner’, *tant* ‘seulement’ 1346.

Wie sorglos das Glossar bearbeitet ist, zeigt sich etwa am Artikel *columbele*, *columbeles*, *columbels*, *columbes* sf. ‘turtle-dove’, bei dem Grundwort und Ablt., m. und f., COLUMBUS und COLUMNA wild durcheinandergehen; richtig: *columbe* f. ‘colonne’ 1549 (zu *FEW* 2, 933b; T-L 2, 571, GdfC 9, 127a), *columbele* f. (s. o.) (die Stelle wird von Gdf. 2, 185a zitiert und richtig definiert! zu *FEW* 2, 934a; T-L 2, 572), *columbele* f. V. 933 ‘Täubchen’ (zu *FEW* 2, 931a; T-L 2, 571; GdfC 9, 127b), *columbel* m. V. 2907 ‘Taube’ (zu *FEW* 2, 931a; T-L 2, 571; Gdf. 2, 184c)!

Zum Text (und Glossar) noch ergänzende Einzelbemerkungen (Interpunktion, Trema-Setzung und unzählige Stellen sind schon durch G. Hasenohr und G. Roques moniert und korrigiert worden): *baerie* (3 und 1839) ist mit *covetousness* ‘Gier, Habsucht’ sicher semantisch überzogen, besser ‘ambition, vif désir (concernant les choses terrestres)’ oder ‘convoitise’ wie G. Hasenohr für die erste Stelle treffend übersetzt (cf. *ambicion que l’en apele fole baerie* 1279 Laurent Somme, Gdf. 1, 549c; TL ‘Trachten, Absicht’). – 82: *La flor* entendre de la letre ‘das Feinste, d. h. den tieferen Sinn’ (diese spezielle Verwendung fehlt Gdf.; T-L; *FEW*). – 97: *Li Fiz Deu s’aümbra* (nicht *sa umbra*) *en terre* (zu *aombrier*, von Christus gesagt, cf. T-L 1, 411, 45ss.; eig. ‘sich verbergen’; daher afr. *aombrier* v. r. ‘s’incarner dans le sein de la Vierge’ (12.–14. Jh., *FEW* 24, 187a), cf. auch *soi umbrier* ‘id.’ *Mir. agn.*, *FEW* 14, 23b. – 129 *Laise* ist das als Interjektion verwendete Adj. *las* < LASSUS (‘ich Elende, Unglückliche’), cf. *las(s)e*, *lais(s)e* T-L 5, 207f. – 169; 224; 1200; 1934: *peuture* ‘nourriture’ fehlt im Glossar (cf. *pouture* T-L und Gdf. 6, 135c, wo die Stelle V. 1200 zitiert wird; *FEW* 9, 549b sub PULS ‘Brei’); die Form ist hain. flandr. pik. und bestätigt die Lokalisierung. – 242 und 290 *cure*: im Glossar ‘care, trouble, protection’, wobei mir ‘protection’ unverständlich ist. In Wirklichkeit liegt in beiden Fällen die geläufige Wendung *n’avoir cure* de vor, in V. 242 mit der Bedeutung ‘nicht brauchen, nicht bedürfen’, V. 290 mit der Bedeutung ‘sich nicht kümmern um’ (zu beiden Bed. cf. T-L 2, 1156); cf. noch 2235 und 2583. – 226 *enoïnt* (im Glossar ist 266 Druckfehler) ist hier subst. ‘der Gesalbte’ (= Christus), so schon 215. – 223 *wape* ‘schwach’ ist selten und in pik. Texten belegt (*FEW* 14, 168a; 672a; *DEAFG* 131). – 303 *faverkié*; cf. T-L 3, 2098 ‘bauen’ (paralleler Text aus OxfPs 128, 3). – 335 *foïr* ‘cultivate’ ist zu frei übersetzt (‘umgraben’, s. T-L 3, 1985). – 336 *eskarchoner* ‘échalasser’ = einer der beiden Belege bei Gdf. 3, 368c. – 348 *mosteïsons* ist pl., cf. *FEW* 63, 271b. – 361/362 wurde vom Herausgeber gründlich mißverstanden, lies *Soi loe molt, les altres chose* (*choser* ‘critiquer, blâmer’); *E vent la finte* (oder *fuite*?) *por aloze*. G. Hasenohr und G. Roques haben diese Verse bereits korrigiert. Statt *fuite* der Ausgabe¹⁰ liest G. Hasenohr *finte*. In der Tat ist *finte* ‘petite aloze’ belegt, allerdings erst seit Boiste 1829 (*FEW* 3, 553b; das Netz *feintier* seit *Enc.* 1765), so daß es sich – wenn die Lesart richtig ist – um eine wichtige Vordatierung von über 500 Jahren handelt. Allerdings scheint die Lesart *fuite* sogar ältere Rechte zu haben: im *Ménagier* ca. 1393 (II 188) wird zuerst die Zubereitung der *alozes* beschrieben, sodann erfolgt unmittelbar *Fuites comme alozes* (*fuites* werden auf dieselbe Art zubereitet wie die *alozes*; es handelt sich also ganz offensichtlich um

¹⁰ RICHELET (p. 155) und OHLY haben die Stelle leider nicht transkribiert; aber es ist gut möglich, daß beide Lesarten möglich sind.

den spätestens im 18. Jh. *finte* genannten Fisch)¹¹. Semantisch wären *fuite* und *finte* ganz ähnlich motiviert, so daß nicht ausgeschlossen ist, daß – immer vorausgesetzt, daß *fuite* als Lesart gesichert ist – das eine volksetymologisch (vielleicht beim Kopieren, also auf schriftlicher Basis) aus dem anderen hervorgegangen ist. Erst weitere Belege können hier vielleicht Klarheit schaffen. – 391 *vaier (apres els)* 'ihnen nachlaufen'; 'wander, travel' im Glossar trifft nicht ganz das Richtige, da *VAGARE* normalerweise 'errer à l'aventure' bedeutet und diese negative Komponente mitschwingt (cf. *FEW* 14, 120a). – 611–613: *cevron* (= *chevron*) bedeutet zweifellos 'Dachsparren, Dachbalken', *cypre* (vgl. afr. *cypre* 'bois de cyprès' *AimFlor*; ca. 1310, *FEW* 2, 1613a; aber der pl. *cypres* läßt auch einen Sg. *cypres* zu) 'Zypressenholz' nicht 'Zypresse' als Baum wie im Glossar; *lacheüre* sicher 'lambris' (so Gdf. 5, 690c zu der vorliegenden Stelle; T-L definiert 'Deckengebälk') < *LAQUEARIUM* (*FEW* 5, 179b) (dies entspricht auch der lat. Randeintragung *tigna domorum nostrorum cedrina et laquearia nostra cupressina*; cf. *Cantique des Cantiques* I 17 «Les poutres de nos maisons sont de cèdre...»). Dazu 2319 *cipres* (der Verweis 2311 im Glossar ist Druckfehler): hier offensichtlich Plural, weshalb auch hier ein Sg. *cypre* möglich ist; die Bedeutung ist sicher ebenfalls Zypressenholz, nicht Zypresse als Baum. Die Artikel *cypre* und *cipres* müßten vereint werden. – 686 *pointure* 'piqûre' (im Glossar ist 696 verdruckt für 686). – 936 *laste* f. 'hardship'; zu *FEW* 5, 195b und T-L 5, 225. – 938 *Ouvrier doit hom et traveillier: traveillier* verbindet hier mit der Bed. 'sich mühen' schon sehr deutlich die Bed. 'arbeiten' (cf. dazu Barbara von Gemmingen, *Semantische Studien zum Wortfeld Arbeit im Französischen*, Tübingen 1973, p. 103ss.). – 986 (*fruit*) *tenpriu* und 991 (*li fruit*) *temprius* 'précoce (d'un fruit)' (13.–14. Jh., *FEW* 13¹, 182a < *TEMPORIVUS* 'frühzeitig'); die Def. 'moderate' im Glossar ist falsch. – 985–987: G. Hasenohr korrigiert *sunt fruit* in *sen fruit*. Dies scheint mir wohl besser als die Lesart von Gdf. 7, 668c sub *temprif: A cest comencement d'esté U ja sunt fruit tenpriu geté. Nos figiers c'est...* (U statt A wie im Ms., verstanden wohl als Kopiefehler nach dem vorangehenden Versanfang), da sonst *Nos figiers* im folgenden Vers nicht motiviert ist. – 1004 *al cavain de la mesiere: cavain*, meist 'Hohlweg', hier wohl speziell '(geschützter) Mauerdurchgang' (zu *FEW* 2, 559a; T-L 2, 75); *mesiere* (zu *FEW* 6¹, 9a). – 1043 *volpisele* 'junger Fuchs', *vuolpisele* 1073 und 1123 (diese beiden Stellen werden von Gdf. 4, 319c mit der Graphie *wolpisele* aus dem gleichen Ms. als einzige Nachweise zitiert; außerdem ist *ib.* das m. *gourpisiel* aus einer anderen Quelle belegt, *FEW* 14, 645a). – 1049 *suddinent* l. *sudduient* (so richtig im Glossar; gleiche Stelle aus demselben Ms. von Gdf. 7, 496a richtig zitiert; zu *FEW* 12, 331a). – 1113 *aideür* 'celui qui aide' (mit dieser Graphie erst 1253, *FEW* 24, 163a). – 1128 *muele* f., 1441 *muel*: im Glossar unverständlicherweise mit 'sinner' = 'Sünder(in)' übersetzt, obwohl aus beiden Stellen eindeutig die (übliche) Bed. 'stumm' bzw. 'der (die) Stumme' (*FEW* 6³, 312b) hervorgeht. – 1139 und 1163 *bissetes* pl. 'petites biches', *biscetes* 1160: zwei dieser Belege auch bei GdfC. 8, 327a; im Glossar getrennt in zwei Artikel, wobei außerdem noch der Beleg für *bissetes* 1163 unter *biscetes* eingereiht wurde; vgl. *maisceles*, *maiseles* (3219 falscher Verweis) und *maissele(s)*, die ebenfalls im Glossar getrennt behandelt werden, oder noch unsinniger die Trennung von *poir* in zwei Artikel unter *poet* und *porriemes*! – 1140 *brachet* 'Jagdhund' zu *FEW* 15¹, 237a. – 1193 (*de*) *lasque (vie)* cf. *FEW* 5, 231a (Form bei Conon). – 1196 *endite* im Glossar ist Druckfehler für *endité* (bei Richelet p. 169 sogar *enclité!*); von der Definition 'instruct,

¹¹ Um die Verwirrung noch zu vervollkommen: in einer Ordonnance von 1403 findet sich *suite*, allerdings in einer Aufzählung, die nicht eindeutig erkennen läßt, um welche Art Fisch oder Meergetier es sich handelt: *oistres, suites, troutes, hanons* (Ord VIII 614, GdfC 10, 817a sub *truite*). Vermutlich ist *suite* von den obigen Fällen zu trennen.

prescribe' mag 'instruct' noch angehen, aber 'prescribe' ist an dieser Stelle auf jeden Fall falsch; die Bedeutung ist 'zur Kenntnis bringen, melden' (cf. T-L 3, 285; FEW 4, 644a); Gdf. 3, 131b zitiert die gleiche Stelle unter der richtigen Def. 'indiquer, faire connaître, exposer'. – 1272 *net* (*nete vie*) präziser 'rein (von Sünde)' cf. FEW 7, 150a. – 1479 *reclinatoire* m.: im Glossar ist f. falsch und die Definition 'seat of a couch' recht unglücklich (Lehnwort zu mfr. *reclinatoire* m. 'sorte de demi-siège où l'on priaît' 1374, FEW 10, 154b; unser Beleg wird jedoch schon von Gdf. 6, 668b zitiert, mit weiteren Belegen, die im FEW unter 'lieu où l'on se repose (au fig.)' zusammengefaßt und falsch 15.–16. Jh. datiert werden). – 1480 und 1389 *orie* 'golden' (beide Stellen zitiert von Gdf. 5, 584c; cf. auch T-L 6, 1037). – 1728 und 2117 *subtils*: die gelehrte Form *subtil* ist im FEW 12, 366a erst seit ca. 1380 belegt (2117 wird auch GdfC 10, 706b zitiert und im FEW übersehen; hingegen *suptil* schon BenSMAure, Gdf. 7, 564a); *subtile* (Gl.) ist im Text nicht belegt und *succils* 1311 ist *suttills* zu lesen (Hasenohr); *subtilment* 3050: die gelehrte Form wird im FEW 12, 366b erst seit 1538 belegt (*subtilement* bei Oresme, GdfC 10, 706b wurde übersehen); *sut-cilment* 1869 (im Glossar getrennt) ist *suttill(e)ment* zu lesen (mit *e* Hasenohr; bei Ohly p. 285 *suttillment*). – 1703 und 1758 *virgne* 'Vierge' (der Verweis auf 1643 ist falsch): diese Form wird auch von GdfC 10, 861a nach 1758 zitiert und auch sonst bestätigt (FEW 14, 502b). – 1823 *founs* pl. zu FEW 3, 486b. – 1870 *abuissement* 'achoppement' zu FEW 152, 30b. – 1877 *Pomme granate*: graph. Var. erst 14. Jh. im FEW 4, 237b; 2318 *grenate* s.f. 'Granatapfel' (im Glossar falsch als Adj.) wird im FEW (*grenade*) erst seit dem 15. Jh. belegt (4, 237b). – 1976 *roisant* 'le serein' zu FEW RECENS (10, 139a). – 2028 *fole* 'troupeau' zu FEW 152, 188a. – 2053 *ceverlat* m. pl. fehlt im Glossar, wo die Belege auf *ceverlaus* 2041 (l. *ceverlat* Hasenohr; auch Gdf. 2, 118b), *cheverlaz* 2003 (Beleg auch bei Gdf. 2, 118b) und *cevrolet* 1135 verteilt sind; die Bedeutung hier sicher 'Zicklein', FEW 2, 295a sub CAPRA, aber offenbar (?) auch 'faon du chevreuil': *cheverollat* Macé, Gdf. 2, 114b; FEW 2, 304b sub CAPREOLUS 'Rehbock'; beide sind nicht immer sicher zu trennen. – 2142 *maile* 'Makel, Flecken' (selten, FEW MACULA 61, 12b; T-L 5, 798, 45; Gdf. 5, 72b); 2504 *mailentez* zu FEW 61, 18a *MACULENTARE (bes. pik.). – 2142 *putie* 'ordure, chose honteuse' zu FEW 9, 634b; Gdf. 6, 473c. – 2189 *pule* 'peuple' besonders pik. wall., FEW 9, 178a. – 2243 *virginal* zu FEW 14, 503b. – 2264 *nientage* 'condition vile, bas état, misère' (im Glossar zu allgemein 'nothingless, emptiness'): die Stelle wird von Gdf. 5, 513b zitiert und im FEW 7, 86b 13. Jh. datiert. – 2265 *poverté* (im Reim) zu FEW 8, 59b. – 2284 *ree de miel* zu FEW 16, 237b. – 2292 *sacrarie* 'sanctuaire' zu FEW 11, 40b (diese Form im Alexiuslied). – 2310 *consachable* 'conscient': im FEW 11, 197a wird nur *consachaule* ca. 1290 GlDouai zitiert, obwohl bei Gdf. 2, 249a zahlreiche Belege stehen, u.a. auch obige Stelle (cf. auch T-L 2, 719). – 2320 *aloains* 'aloès': im Glossar sub *alo*, eine Form, die jedoch nirgends belegt wird (auch nicht bei Gdf. und T-L); wahrscheinlich ist *alo* verdrückt für *aloains*, da auf diese Stelle verwiesen wird, während diese Form im Glossar fehlt. Alle drei Belege (*aloe* 2362, *aloain* 2320, *aloein* 2354 sind wichtige Zeugnisse für dieses im Afr. wenig belegte Wort (GdfC 8, 85c; T-L 1, 307–310; FEW 1, 75b). – 2320 *fistle* 'calamus (herb)' ist wohl neben den einzigen Beleg für 'Röhre' (T-L 3, 1779) zu stellen, wo *fistre* das vorher verwendete *chalemels* ersetzt; cf. FEW 2, 583a 'Blasrohr'; Gdf. 3, 773c definiert unsere Stelle (*nobele* statt *novele* ist Druckfehler, cf. die Stelle richtig zitiert Gdf. 2, 375b sub *croc*) mit 'fistule, ulcère', was hier keineswegs paßt. – 2320 *croc* 'safran' wird von Gdf. 2, 375b nur aus obiger Stelle belegt (cf. außerdem FEW 2, 1357b). – 2319 *narde* zu FEW 7, 12b; die Form *nard* 503 ist *ib.* erst seit Est 1538 belegt. – 2329 *especie* (Ende 12. Jh., FEW 12, 156a [gemeint ist der Münchner *Brut*, Gdf. 3, 517c]); im Glossar wird auch, offensichtlich als Sg., *especies* für 2324 und 2327 gegeben, aber in beiden Fällen (ebenso wie 2435) handelt

es sich um einen Plural, so daß der Ansatz *especie* genügt, umso mehr als alle drei Belege im gleichen Kontext stehen; *especes* pl. 2332. – 2336 *aigue* 'eau' (ebenso 2852, 2337, 2342, 2411, 2523: diese Stellen nicht im Glossar; 2523 und 2854 im Glossar sub *aigue*, im Text *aigue*, so auch bei Richelet); die Lesart scheint zu stimmen (von Richelet bestätigt; von G. Hasenohr nicht korrigiert); diese Form ist sonst nicht belegt und als «halbgelehrte» Form *FEW* 25, 67b nachzutragen. – 2350 *auster* (auch 2351, 2358, 2395, 2401) 'Südwind' zu *FEW* 1, 185b (cf. auch T-L 6, 1397); *aster* 2372. – 2372 und 1386 *signier* 'signifier': diese Bedeutung ist mir aus keinem anderen Text bekannt und weder bei Gdf., T-L noch im *FEW* belegt; 2372 auch bei Ohly, *Hoheliedstudien* 1958, p. 282. – 2537 *esmari* zu *FEW* 16, 535b. – 2565 und 2567 *chaveleüre*: im Glossar Druckfehler. – 2579–2586 wurden vom Herausgeber nicht verstanden (die ganze Stelle ist eine Paraphrase zum *Hohen Lied* V 3): *rembeer* 'redeem' l. *remboer* 'souiller de nouveau'; bezieht sich auf *piez* als ausliegende Paraphrase zu 2503/04 (*Jo ai mes piez lavez, Coment les ferai mailentez*); *mailenter* wird mit *remboer* «recouvrir de boue» < gall. *BAWA 'Kot, Schlamm' *FEW* 1, 302a synonymisch wieder aufgenommen. Dazu paßt sehr schön der von Gdf. 6, 776b und von T-L 8, 717 zitierte Beleg aus Renclus *Gardés, ja mais ne revenés Au monde remboer vos piés!* Schwierigkeiten bereitet einzig 2580 *adevicies*; G. Hasenohr schlägt *A de[s] vicies* ('vices') *del mont lavez* vor. Dieser Vorschlag scheint mir gut («Elle a lavé ses pieds des vices du monde»), wobei man freilich *des vic(i)es* erwarten würde. – 2583 *cote* 'share, portion' ist mit Sicherheit falsch, da lt. QUOT erst seit 1390 als Latinismus mit der Graphie *quote* entlehnt wird (die Graphie *cote* *FEW* 2, 1546b trifft erst für spätere Belege zu, cf. Gdf. 6, 255b) (es liegt ohne Zweifel *cote* 'Kutte, Obergewand' *FEW* 16, 346b, so auch G. Hasenohr, vor; auch hier wird die frühere Stelle deutend wieder aufgenommen: 2505/06 *Coment iere revestue De ma cote dunt jo sui nue?* Darauf bezieht sich auch *jus l'a mise* von 2585). – 2583 *mundain* 'weltlich' ist im *FEW* (6³, 213b) erst 1266 belegt; cf. jedoch schon *Alexanderroman*, etc., T-L 6, 199 und Renclus Gdf. 5, 386a; 10, 168a. – 2583 *cure* 'soin, attention; souci, inquiétude' (*FEW* 2, 1557b) (Stelle im Glossar nicht verzeichnet; s.o. zu 242). – 2584 *rodoter* < RE + DUBITARE *FEW* 3, 170a ist sonst nicht belegte Var. zu *redoter* (oder Schreibfehler des Kopisten?). – 2599 *pesle* 'Riegel' (Glossar 'latch') < PESSULUM *FEW* 8, 308a; T-L 7, 838. – 2619 *eswaree* «égarée» ('northern dialect form' p. 116; cf. auch *FEW* 16, 536b. – 2668 *lille* 'lis' und Varianten ergänzen *FEW* 5, 336b (alle vier Var. unseres Ms. werden auch von Gdf. 4, 785c zitiert). – 2697 *par son gabois* zu *DEAF* G 17. – 2706 *par ses gas* zu *DEAF* G 14. – 2715 *asuagement* 'soulagement, adoucissement' zu *FEW* 12, 325a; T-L 1, 599; Gdf. 1, 450c. – 2716 *espeventement* zu *FEW* 3, 304b; T-L 3, 1229; GdfC 9, 547a (hier wird auch unsere Stelle zitiert). – 2762/3/4 *crin* 'Haar': wichtige Stellen, auf die im Glossar nicht verwiesen wird. – 2771; 2847 *victorie* zu *FEW* 14, 417b. – 2776 *wuiz* (Graphie selten, cf. *FEW* 14, 589a; Gdf.). – 2779; 2843 *tribulacion* zu *FEW* 132, 253b. – 2792 und 2835 *noirtume* 'couleur noire' (hap., *FEW* 7, 133b) bezieht sich auf unsere Stelle, zitiert von Gdf. 5, 516c (dazu kommt noch *nertume* 'Finsternis' Brendan Var. bei T-L 6, 606). – 2809 und 2823 *comes* pl. 'chevelure' zu *FEW* 2, 935b. – 2827 *palmiers* pl.; *palmier* 2829; *palmiers* 2831 c.s.sg. 'Palme' fehlt im Glossar, ist aber bisher im Afr. äußerst selten belegt (außer in der Bed. 'Pilger', cf. T-L; *FEW* 7, 514b; GdfC 10, 263a. – 2863 *establité* zu *FEW* 12, 222a (die gleiche Stelle wird von Gdf. 3, 584a *estableté* gelesen); 3101 *estableté* auch in vorliegender Ausgabe; ein weiterer Beleg für *establité* findet sich in der gleichen Hs. (*Délivrance du peuple d'Israel*, ed. von W. Eickhoff, V. 250, cf. *ZRPh.* 86 [1970], 573). – 2864 und 2890 *muableté* zu *FEW* 6³, 285b. – 2858 *colon* 'Taube': gleicher Beleg bei Gdf. 2, 185b. – 2904 *warist*: im Glossar ist 2907 verdrückt. – 2906 *conkelt* (*concueillir*) zu *FEW* 2, 900a. – 2923 *Esterkist soi sor le cheval* zu *FEW* 17, 223a, wo *esterkir* hap. pik. 13. Jh. unseren

Beleg darstellt (nach dem Zitat bei Gdf. 3, 609b); cf. auch *FEW* 17, 250b, da dieser *FEW*-Artikel aus Versehen zweimal redigiert wurde, cf. 17, 643a; sowie T-L 3, 1388. – 2934 *terienetez*: typisch kirchensprachlicher Ausdruck (nur 3 Belege bei Gdf. 7, 695b; *FEW* 13¹, 244a [14. Jh.]). – 2939 *wageure* wird von GdfC 9, 678c zitiert (daraus auch als Erstbeleg im *DEAF* G 31 mit der Datierung Ende 12. Jh.; das Sigel CantLand wird geändert werden müssen, da die Autorschaft von Landri de Waben zu unsicher ist). – 2979 *apoteke* ist Erstbeleg zu *FEW* 25, 22a, auch wenn man die dort übersehenen Belege bei Gdf. 1, 352a (seit Ende 14. Jh.) mit einbezieht, allerdings nicht mit der im Glossar gegebenen Bed. ‘apothecary, healer’, sondern von ‘taberna aromatica vel medicamentaria’ (deutsch *Apotheke*), die im Mlt. mindestens seit dem 12. Jh. belegt ist (cf. *Mittellateinisches Wörterbuch* 1, 769). – *set* ‘sieben’: die beiden Verweise im Glossar 2290 und 2291 sind verdruckt für 2990 und 2991 (cf. außerdem 2992; 3051 (hier wohl für *trois*); 3052; 3053; 3081; 3324; 3330). – 3016 *ferdin* ‘kleine Münze’ zu *FEW* 15², 121a. – 3018 *le remantant* ‘remainder’ ist typischer Kopierfehler, lies *reman[tr]ant*, da der Kopist das folgende *-ant* schon vorwegnahm. – 3030 *curre* m. ‘Wagen’ (im Glossar ist ‘chariots’ in ‘chariot’ zu korr.), zu *FEW* CURRUS (2, 1575b). – 3041 *povre par esperit* (cf. Matth. 5, 2–5) zu *FEW* 8, 57a. – 3048 *Sire esperitels* ‘Gott’ fehlt im Glossar, wo differenziert werden müßte: *li Sires* 393, 873, *li Sire debonaire* 30, *Nostre Sire* 187 (13.–14. Jh., *FEW* 11, 454b), *Criz, Nostre Sire* 3121 ‘Jésus Christ’ (im *FEW* nur *Roland*). – 3051 ss. sind schwierig. Im Vers 3051 ist *set* widersinnig (cf. 3055s.) und sicher durch *trois* zu ersetzen, wie G. Hasenohr mit Recht erwägt; *tresel* verstehe ich als ‘Gruppe’, eigentlich ‘Haufen’, wobei kaum zu entscheiden ist, ob eine Ablt. von TRES (vgl. nfr. *tréseau* ‘assemblage de 3 gerbes dans les champs’ als terme de coutumes seit Fur 1690 belegt, aber sicher viel älter, *FEW* 13², 248b) oder von TREDECIM (vgl. agn. *tresel* ‘tas de 13 gerbes dressées dans le champ...’ Bibb., etc., *FEW* 13², 235b) vorliegt (eine Ablt. von 3 würde hier sicher besser passen, aber eine generalisierte Bed. ‘Haufen’ ist auch bei TREDECIM nicht auszuschließen)¹²; *mete* Konj. Pr. 3 *metre* (Hasenohr); *purreiz* ist mir nicht klar, nach G. Hasenohr zu *purrer* (gemeint ist wohl PURARE) als ‘épithète de tresels’; wenn das Komma in 3051 jedoch gestrichen wird, könnte man auch *met(r)e purreiz* ‘mettre pourrez’ (Fut. von *pooir*) verstehen und das folgende als Objekt. Mit den *set esperiz* 3052 sind wohl die 7 Nachtgesichte, mit den *set beneurtez* die 7 Seligpreisungen (Matth. 5) und mit den *set peticions* vielleicht das Vaterunser (?) gemeint. – 3093 *columbine* (*simpli-cité*): das *FEW* (2, 930a) gibt nur afr. *faire chiere colombine* ‘prendre l’air d’une colombe’ (13. Jh.), cf. jedoch auch GdfC 8, 127b und T-L 2, 572. – 3115 *especiaria* l. *especiaire* (<:faire>; ebenso, aber richtig 3208), so auch Richelet p. 194 (sicher ebenso auch 3153, <:aire>). – 3199 (auch 3203, 3227) *airete* ‘(kleines) Beet’ (vgl. *Hohes Lied* V 13: ‘seine Wangen wie Balsambeete’; in der Bibel von David Martin ‘ses joues sont comme un carreau de drogues aromatiques’) ist weder bei Gdf noch bei T-L belegt (zu *FEW* 1, 134a: heutige Mundarten). – 3217 *maiseles* pl. (3219 im Glossar Druckfehler), 3196 und 3223 *maisceles* ‘Wangen’, cf. *FEW* 6¹, 559b. – 3269 *avoltiere* kann m. oder f. sein (zu Gdf. 1, 540c; T-L 1, 780; *FEW* 24, 186b). – 3302 und 3312 *incorruption* ‘Unzerstörtheit’ ist auch in GregEz und SSBern belegt (T-L 4, 1369; Gdf. 4, 567c; *FEW* 2, 1234b), was bei einer weiteren Untersuchung der Abhängigkeitsverhältnisse vielleicht nicht uninteressant ist. – 3330 *vergele* ist Erstbeleg (zu *FEW* 14, 502a) und fehlt in der hier vorliegenden mystischen Bedeutung (auch 1303, zitiert von Gdf. 8, 189b); ebenso *vergelete* 3325. – 3327 *greinet* fehlt Gdf., T-L (zu *FEW* 4, 229b). – 3355 *senarie* <lt. SENARIUS ‘aus 6 Dingen bestehend’

¹² Der Herausgeber definiert ‘small barrel’ (anorm. *treseaul* ‘sorte de tonneau’ 1282 – 14. Jh., *FEW* 13², 235b).

(Abtl. von SENI 'sechs') fehlt T-L, Gdf., FEW (wo nur *senaire* 1611 verzeichnet wird; dazu ergänze Rab V 37, GdfC 10, 659c). – 3356 *binarie* 'zweifach' fehlt Gdf., T-L, FEW (*binair* erst seit 1554, BIWtbg.⁵). – 3357 *ternarie* 'dreifach' < lt. TERNARIUS: Erstentlehnung (vgl. FEW 13¹, 243b TERNI). – 3400 *jagonce* 'hyacinthe (pierre précieuse)' FEW 4, 520b; *jagoncie* 3437; 3461; 3483 fehlt als Var. – 3441 (auch 3161) *omanité*: Form (von (*h*)ome beeinflusstes Lehnwort) fehlt FEW 4, 508b, T-L, Gdf. (wo unter *omanité* ein Verweis auf *humanité* steht, wo aber Belege fehlen). – 3444 *berbiete* '(petite) brebis' zu FEW 14, 337b (nur Modus). – 3451 *dragme* f.: Erstbeleg (FEW 3, 150a nur 14.–17. Jh.; cf. auch T-L; Gdf. und Froissart *Espinette* 4194; 'pierre précieuse', vgl. Froissart bei Gdf. 2, 766c). – 3466 (auch 2107) *materie* zu FEW 6¹, 482a ('sujet de récit' seit 1119) und gleichzeitig 482b ('cause, sujet, occasion') (seit GuernesSThomas). – 3487 *hospitalité* ist Erstbeleg zu FEW 4, 498b (seit ca. 1210), cf. jedoch BIWtbg.⁵ (12. Jh.), T-L 6, 1343 (Dial. Greg.). – 3501 *rimer* '(in Reimen) dichten' zu FEW 16, 717a (vgl. *Qui en rimer velt painne metre* Claris 1, T-L). – Zu 3505f.: 'frühchristliche Tradition, die Jugendlichen den Zugang zum *Hohen Lied* verbietet' Ohly p. 284 (Pickford p. XXI). – Zur Kurzversion des Fabliau vom *vilain asnier*, welches im Ms. unmittelbar anschließt (zu datieren wohl 1. Hälfte 13. Jh.), Ausgabe Pickford p. 97: *waegnier son pain* Erstbeleg, cf. DEAF G 3, Zeile 45. – *rendre le musage* «perdre son temps» (T-L 'vergeblich harren' und 'gaffen') zu FEW 6³, 279b (nicht 'trickery, deceit' wie im Glossar). – *laituaires, laituarie* zu FEW 3, 211; T-L 5, 319; Gdf. 4, 765b (wo eine der beiden Stellen irreführend als *Expl. du Cant. des Cant.* zitiert wird).

Gesamturteil: Einer der schönsten und literarisch und sprachlich interessantesten Texte der afr. Literatur, aber eine völlig unzulängliche Ausgabe, in der sich Fehlinterpretationen häufen. Infolgedessen gleicht auch das Glossar eher einer Sammlung von Irrtümern. Immerhin ist der (gewiß schwierige) Text endlich zugänglich und mit Hilfe der vorliegenden kritischen Rezensionen von G. Hasenohr und G. Roques kann man sich ein einigermaßen klares Bild von ihm machen. Eine sorgfältige Untersuchung der Quellen und der Sprache von Autor und Kopist, der Datierung und Lokalisierung steht allerdings noch aus. Vorläufig kann man den Text wohl letztes Viertel 12. Jh. datieren und der Pikardie (Kopist wohl westwallon.) zuordnen. Wie wichtig der Text ist, zeigt sich unter anderem auch am Wortschatz und den zahlreichen aus dem Ms. unter 5 verschiedenen Titeln zitierten Belegstellen bei Gdf., die jetzt im Kontext überprüfbar sind¹³.

Kurt Baldinger



ANDRÉ DE MANDACH, *Naissance et développement de la chanson de geste en Europe: III. Chanson d'Aspremont*, A. *Les cours d'Agoland et de Charlemagne*, Genève (Droz) 1975, 172 p. (PRF 124).

Voici le premier volume d'une nouvelle édition de la *Chanson d'Aspremont*, publiée par M. André de Mandach dans le cadre de son ouvrage monumental *Naissance et développement*

¹³ *Nachtrag*: Unterdessen ist auch eine ausführliche, ebenfalls sehr kritische Besprechung durch J. MONFRIN und FR. VIELLIARD in R 97 (1977), 555–563, erschienen, im gleichen Heft auch ein Aufsatz von PETER RICKARD, *finte «petite alose»: deux attestations médiévales*, 546–554 (V. 362; die Argumente von P. Rickard scheinen mir überzeugend).

de la *chanson de geste en Europe*. Il faudra attendre les tomes deux et trois¹ pour prononcer un jugement définitif. Le glossaire, des notes explicatives, l'index des noms propres et d'éventuels appendices pourraient fournir certaines informations de détail que l'éditeur a négligées dans son introduction. Celle-ci compte pourtant 58 p., mais elle ne donne pas les indications, habituelles dans une telle entreprise, sur l'auteur, la langue, la versification, les assonances etc. Dans un préambule, on apprend en passant que la chanson a été écrite entre 1187 et 1191, en Angleterre et à la gloire des Plantagenêts (p. 1s.). Il se peut qu'il s'agisse là de lieux communs de la critique de la *Chanson d'Aspremont*: on aurait tout de même souhaité trouver des renvois plus explicites aux publications respectives et aux éléments du texte qui permettent les conclusions auxquelles arrive M. de Mandach. Suit (p. 5–20) l'analyse de la structure de la chanson, qui se compose d'après l'éditeur d'une série de diptyques. Le diptyque serait une sorte de module qu'on pouvait additionner pour obtenir une chanson. Le terme reste un peu vague, à mon avis: les symétries et les éléments fixes que M. de Mandach dégage du *Roland*, des chansons d'*Otinel*, de *Guillaume* et du *Pèlerinage de Charlemagne* ne suffisent pas à définir le «volet» du diptyque, et il me semble exagéré de conclure: «Pour le jongleur la «structure fixe» du diptyque littéraire avait des avantages importants sans doute – notamment dans le cas d'une chanson de plus de 11000 vers tel l'*Aspremont* qu'il fallait mémoriser sans faille» (p. 18). L'analyse est suivie d'un long chapitre sur la tradition manuscrite (p. 20–58). Je ne suis pas compétent pour apprécier à leur juste valeur les idées de l'auteur sur le moine Mathieu Paris et son rôle dans la genèse de la *Karlamagnussaga*. Je ferais cependant observer que M. de Mandach se limite en général à tracer l'histoire extérieure des manuscrits. Le classement qu'il obtient ainsi aurait gagné en transparence s'il avait été illustré par un choix représentatif de variantes. Contribution très personnelle et souvent suggestive à quelques problèmes que pose la *Chanson d'Aspremont*, cette introduction intéressera avant tout le spécialiste mais laissera sur sa soif l'étudiant qui cherche une information rapide sur le texte et la critique précédente.

L'édition est basée sur le manuscrit British Museum Additional 35289. Le prologue sur la cour d'Agoland qui précède la chanson dans certains manuscrits² est publié d'après le manuscrit français VI (= 226) de la Marciana de Venise, avec des corrections et des rubriques puisées dans le manuscrit français IV (= 225) de la même bibliothèque. L'éditeur adopte en général les sigles introduits par Roepke³. Le manuscrit du British Museum est donc désigné par *L 3*, aux manuscrits de la Marciana par contre sont attribués les sigles *V 4* et *V 6*, au lieu de *VI* et *V 2*, par analogie avec la critique de la *Chanson de Roland*. La description des manuscrits est relativement sommaire (p. 151–160. Curieusement, elle se trouve insérée dans la bibliographie!). Pour le numéro 17 de cette liste (p. 153), le manuscrit *Ch[eltenham]* on

¹ La seule indication relative à cette suite indispensable se trouve – bien cachée – parmi les variantes au vers 1340, p. 103.

² Bien que ce prologue ne se trouve que dans les manuscrits franco-italiens du XIV^e siècle qui remontent en dernier lieu au même ancêtre, comme l'a montré M. Marco Boni dans *Convivium 30* (1962), 588–602, M. de Mandach admet implicitement que cet épisode faisait partie de la chanson originale. Il en a besoin pour sa théorie des diptyques (dont le premier se compose précisément des volets «La cour d'Agoland» et «La cour de Charlemagne») et ce serait «la perte de la branche I sur la cour d'Agoland» qui distinguerait la version appelée «rose» par M. de Mandach de la version plus ancienne, appelée «jaune», qui ne contient cependant pas non plus ce prologue, puisque le seul manuscrit français conservé de cette version est acéphale! (p. 43). M. de Mandach ne se prononce pas sur les irrégularités métriques du prologue qui me semblent trahir un auteur italien peu sensible au rythme du vers français.

³ FRITZ ROEPKE, *Studien zur Chanson d'Aspremont*, Diss., Greifswald 1909.

consultera maintenant l'excellent catalogue des manuscrits français de la Bibliotheca Bodmeriana de Cologny⁴, car c'est elle qui se cache derrière la «bibliothèque privée du continent européen» (p. 17. Pourquoi cette discrétion dans un volume dédié à la mémoire de Martin Bodmer?). Dans le cas de *V6* et du fragment minuscule *V6a* les indications de M. de Mandach pourraient prêter à confusion. Les numéros 25 et 26 de sa liste (p. 156) ne forment, bien sûr, qu'un seul volume qui contient sur les feuillets 1–4r une *Passion* et, après un feuillet blanc, sur les feuillets 6r à 69r la *Chanson d'Aspremont*. Le manuscrit, exécuté par un seul scribe, est un des plus beaux mss. d'épopée française que possède la Marciana et il est le seul, à ma connaissance, à porter une date indiquée par le scribe même: celui-ci a terminé son travail le 20 juin 1371 (et non pas 1370). Au début de ce volume, le relieur a inséré un feuillet de parchemin isolé, de qualité beaucoup plus grossière que le reste. Sur le recto de ce feuillet se trouvent les premiers douze vers de notre chanson que je reproduirai ci-dessous. La date, évidemment, ne vaut que pour *V6*. Les principes d'édition sont formulés à la page 60. M. de Mandach a jugé bon reléguer dans l'apparat tous les *ç* devant *a*, éliminant ainsi une incon séquence du scribe de *V6*. L'emploi de la cédille dans les manuscrits français de provenance italienne montre cependant que ces scribes étaient conscients de l'évolution que le latin KA-avait subi en langue d'oïl, évolution inconnue en Italie. (L'éditeur a oublié d'éliminer la cédille dans 148 *saça*, 240 *mança*, 478 *trença*, 674, 676 *çastiel*).

Dans les passages que j'ai contrôlés sur les manuscrits (*V6* vv. 1–141, 660–704; *L3* vv. 705–920, 2055–2135), j'ai trouvé les fautes de transcription ou d'impression que voici (j'indique d'abord la leçon de l'éditeur, ensuite la mienne):

3 *N'en* : *Nen* (autrement la note «*nen* graphie de *nom*» n'a pas de sens!) – 8 *rayson* : *rayson* (le mot ne saurait être trisyllabe, le mètre ne demande en tout cas que deux syllabes). – 34 *bacaller* : *baçaler* ou *bacaler* si l'on élimine la cédille – 44 *Agulant* : *Agullant* – 79 *li* : *le* – 78 *se prendre* : *si prendre* – 92 *voç filç* : *vos filç* – 98 *parole* – *parolle* – 136 *Cicilie* : *Çicilie* – 626 *d'autrer* : *l'autrer* – 645 *aler* : *aller* – 674 *castiel* : *castel* – 709 *barons* : *baruns* – 711 *Unc* : *Anc* – 719 *Si cum li rois* : *Si cum rois* Karlle – 737 *espervier* : *esperver* – 746 *chevalier* : *chevaler* – 777 *remandra* : *remaindra* – 822 *si* : *sei* – 876 *li durrez* : *lur durrez* – 880 *Je* : *Ja* – 919 *presier* : *preisier* – 2057 *Je* : *Ja* – 2067 *dit* : *dist* – 2082 *ces* : *cest* – 2100 *cumplie* : *complie* – 2087 *desleal* : *desleial*.

Le texte aurait sans doute supporté quelques émendations de plus. Au vers 77 *Barons, fait il, intenden mun talant*, la correction *intendeç* (leçon de *V4*) s'impose: le français n'a jamais employé la 3^e personne du pluriel comme forme de politesse comme le suggère M. de Mandach, et en Italie cet emploi ne date que du XV^e siècle.

La numérotation des laisses est celle établie par Roepke sur la base de *V4*. Les numéros suivis de lettres minuscules désignent les laisses particulières à *V6* (inconnues donc à *V4*), telles 13a, b, 17a, 19a, 20a – 20h. Les alinéas désignés par 1a et 1b cependant ne sont point des laisses proprement dites: il s'agit d'une subdivision de la laisse 1, introduite par M. de Mandach. Afin de faciliter la compréhension du texte, il a attribué un titre à chaque laisse. Tantôt ces titres correspondent aux rubriques du manuscrit *V4*, tantôt ils ont été inventés par l'éditeur et imprimés sans la moindre distinction typographique. Ils analysent à la fois le contenu et la structure («1^{ère} laisse similaire», «2^{ème} laisse similaire» etc.). Il y a également des titres et des sous-titres de «branches», des «prologues» et des «transitions» en abondance. On aurait préféré lire un résumé dans l'introduction au lieu de voir octroyer au texte une analyse subjective et étrangère aux manuscrits de base, qui ne connaissent de subdivision

⁴ *Manuscrits français du moyen âge*. Catalogue établi par FRANÇOISE VIELLIARD, Cologny-Genève 1975, p. 15–18.

excepté les lettrines initiales des laisses. (L'autre «subdivision» des manuscrits est d'ailleurs généreusement négligée. L'éditeur indique tout juste le feuillet mais ni le *verso*, ni la colonne).

Le relevé des variantes n'est pas exhaustif et les critères adoptés ne sont pas suffisamment précisés. A propos de celles puisées dans *V4* et *V6* (pour la partie transcrite du manuscrit de Londres), il y aurait à apporter les corrections suivantes :

11 Le manuscrit a *Karll'* ce qui se transcrit *Karlle* aussi bien que *Karllon*. – 28 *Boydant* n'apparaît pas au vers 502 du *Gui de Bourgogne*, on le trouve en revanche aux vers 413, 464, 474, 536 etc. – 749 *V6*: *droces*; le vers manque dans *V4*. – 750 *V6*: *ot tot a justixier* – 811 *V6* a en effet *nobles*, *V4* en revanche modifie le vers entier: *Jentils estoit et jovene baçaler* – 832 Il y a plus d'une simple erreur de copie. *V6* semble ne pas avoir compris: *Q'il nos venient servir a la gran mester*. *V4* donne une nouvelle interprétation de ce vers: *Que nos servent quant voldrons repolser*. – 925 *V4*: *les oilz a vair*, *V6*: *Les oilç ot gros*. – 937 s. Le scribe de *V6* n'a pas du tout sauté ces deux vers, comme le croit avoir observé M. de Mandach. Précédés de 939 ils prennent la forme que voici: *Decinç li brand a un pum d'or entailé / Ad un Torcoples l'ot après lu cargié*. Le vers 938 ne manque pas non plus dans *V4*: *Sa cappe oit a un turcople livré*. (Le terme *turcoples* n'apparaît pas au vers 421 de *V4*: *Turs et hermine burge e coplés*). – 1029 *V6*: *Chi velç* – 1185 «... les mss. d'Italie»: *V6* a *Baruns ne li toçé*, mais *V4* ... *qu'il ne soit adeseé* au deuxième hémistiche. – 1227 Dans *V4* je ne trouve pas de vers où il est question de deniers dans ce contexte. – 1304 «Les autres '... laver'». L'indication est un peu sommaire puisque *V4* et *V6* ont *mançer*. – 1364 n'est pas omis dans *V6*: *Cels chi la creent fa folie e torment*. – 1395 *V4*: *nulla riem*, *V6*: *se vos nun*. – 1411 Ni le nom de Priam ni celui d'Hector ne figurent dans ce passage de *V4*. – 1442 *V6*: *diluvie*, le *i* est marqué par un trait. – 1890 Ce vers manque dans *V6*, dans *V4* on lit *A merchiés et a feres crier*. – 1905 *V4* n'a pas *requisse* mais *aquixe* – 2067 *V6*: *Dist l'arcivesque*.

L'apparat n'est pas exempt d'inconséquences typographiques. Qu'on observe, par exemple, les variantes aux vers 290, 318 et 336: des trois leçons rejetées la première est imprimée en caractères romains, la deuxième en italiques, la troisième est mise entre apostrophes.

Il convient de s'arrêter un instant au «manuscrit» *V6a*. C'est M. de Mandach qui, le premier, a attiré l'attention sur ce fragment de 12 vers⁵. Or, la transcription qu'il en donne à la page 61 diffère autant du manuscrit que de la transcription publiée en 1961. Voici ces douze vers :

[Qu]i voyt entendre voyre çançon
De Agulant e de Heumun
Nen doyt pays estre mal bricun
Mener mençoigne ne traysun
5 Mai voiç entendre senç *tenzon*
Asay li trove bon sermon
Et exempli li sont a gran fusun
Or se començe la traysun
Del rois Agullant l'isclavun
10 Com il corona son filç Heumun
E si cum Karilles poia in Aspremun
E de Girard d'Aufrate li Bergognun

Les variantes par rapport à *V6* sont minimales: 7 *fusun*, 9 *Del rois*, 12 *Girard*. Des laisses où l'assonance est écrite alternativement *-un* et *-on* se trouvent également dans l'*Entrée d'Espagne* (vv. 239s., 249, 254, 1772, 2784 etc.): il n'y a donc pas lieu de parler de texte anglo-normand à propos de ces quelques vers, comme l'auteur l'a fait en 1961! Ce texte suit, sans aucun doute, le même modèle franco-italien que *V6*. Est-ce qu'on a arrêté le travail parce

⁵ *CN 21* (1961), 116–122.

que ni la qualité du parchemin ni l'art du scribe correspondaient au ms. de luxe envisagé ou commandé?

Le volume contient en appendice le texte de la laisse 324 (= 307 dans l'édition Brandin) d'après onze manuscrits, avec un bref commentaire. M. de Mandach avait présenté le même matériel, à l'exception du manuscrit *Ch[eltenham]*, lors du troisième congrès (Barcelone, 1964) de la Société Rencesvals⁶. La bibliographie des imprimés (p. 160–169) est très riche. Mais les titres – rangés tous dans une seule liste alphabétique – ne sont commentés que rarement. Aussi est-il difficile d'évaluer l'importance d'un travail donné pour le sujet en question et de savoir les points particuliers qu'il traite. La thèse de Ingrid Lorenz-Filbinger, citée en abrégé à la note 3, manque dans la bibliographie. Je signale en passant quelques erreurs typographiques: p. 2 en bas: le ms. du British Museum porte le numero 35289; p. 3: *la Karlamagnussaga*; p. 39: l'abbé Tuoldus de Peterborough n'est pas mort en 1198 mais cent ans plus tôt. La composition des pages 8 à 11 est complètement bouleversée: les deux premiers alinéas de la page 9 ont leur place probablement après la note 12 au milieu de la page 8, à leur place devraient se trouver les schémas des p. 10 et 11.

Témoignage d'une vraie passion pour la matière, impressionnant par la richesse des matériaux réunis, ce volume ne manquera pas d'alimenter la discussion sur la fortune de l'épopée française hors de France et de déclencher des recherches complémentaires.

René Specht

★

ROLF SCHROTH, *Eine altfranzösische Übersetzung der consolatio philosophiae des Boethius (Handschrift Troyes Nr. 898), Edition und Kommentar*, Bern (Herbert Lang) – Fankfurt (Peter Lang) 1976, 244 p. und 1 Tafel (*Europäische Hochschulschriften XIII/36*).

Von den zahlreichen alt- und mittelfranzösischen Übersetzungen der *consolatio* lag bisher nur jene von Jean de Meung in einer vollständigen Ausgabe vor. Mit der zu besprechenden Giessener Dissertation wird eine weitere Prosafassung aus der Zeit Philipps des Schönen zugänglich, die Nummer 2 in der Liste von A. Thomas¹; sie wurde von einem unbekanntem Wallonen verfertigt und scheint nur in der Handschrift von Troyes (T) überliefert zu sein.

Leider muß zu Beginn festgehalten werden, daß die Arbeit bezüglich der Sorgfaltspflicht wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügt. Der Leser hat laufend mit Ungenauigkeiten und Verwechslungen aller Art zu rechnen². Im folgenden wird nur noch dann auf diese Unzulänglichkeiten hingewiesen, wenn sie den edierten Text selbst betreffen.

In einem einleitenden Kapitel weist der Autor kurz auf die Bedeutung der *consolatio* für das Mittelalter hin und gibt einen Abriß über die bisherigen Studien zu den altfranzösischen Übersetzungen.

⁶ *Boletín de la Real Academia de Buenas Letras de Barcelona* 30 (1965–66), 153–165.

¹ A. THOMAS, *Traductions françaises de la «consolatio philosophiae» de Boèce*, in *Histoire littéraire de la France* 37 (1938), 419–470.

² Zwei Beispiele: In der p. 98 s. zitierten Glosse liest man u. a. *primum* statt *patet*, *scilicet* statt *solis*, *circa* statt *Circe*; daß die Interpunktion entsprechend danebengeht, versteht sich. – Das p. 81 s. transkribierte Stück aus dem lateinischen Prolog enthält bezüglich P sieben Abweichungen: Z. 13 *cum* fehlt; Z. 15 *appetant*; Z. 20 *idem* statt *inde*; Z. 20–21 *nos docet*; Z. 26 *plantetur*; Z. 39 *fugere* statt *fugiunt*; Z. 62 *quemlibet*.

Das zweite Kapitel ist der Untersuchung des Manuskriptes T gewidmet. Es handelt sich um einen Sammelband, der an weiteren französischen Texten das *liber de regimine principum* von Aegidius Romanus in der Übersetzung von Henri de Gauchy³ und einen vom Herausgeber nicht identifizierten «Sentenzen-Text»⁴ enthält; trotz gewisser Bedenken für den dritten Text schreibt der Herausgeber alle drei französischen Teile demselben Kopisten zu. Aus der minutiösen Beschreibung⁵ geht hervor, daß die Handschrift aus jenem Fonds stammt, den François Pithou (gest. 1621) dem von ihm gegründeten Collège de Troyes vermachte. Ein Exlibris zeigt außerdem, daß sie im 16. Jh. einem Mitglied der Familie Croy (*Monseigneur Philippe de Croy, comte de Porchien*) gehörte. Nach Schroth ist T wie die Übersetzung selbst in Wallonien entstanden, eine These, die bereits von Thomas – vorsichtiger, aber überzeugender – vorgebracht worden war. Während Thomas viele der Dialektmerkmale des Boethius-Textes im Traktat des Aegidius wiederfindet, existieren diese nach Schroth nur in der Übersetzung der *consolatio*; für ihn wird der Beweis für den wallonischen Ursprung der Handschrift einzig durch die künstlerische Gestaltung der illuminierten Initialen am Anfang des «Sentenzen-Textes» geliefert, jenes Teils also, der sich hinsichtlich Schrift und Ausschmückung nicht ganz mit den beiden andern deckt.

Die Kapitel III bis V bringen Untersuchungen und Bemerkungen zur Arbeit des Übersetzers, vor allem auch zur Frage der lateinischen Vorlage. Die Übersetzung zeichnet sich dadurch aus, daß sie nicht nur keine Zusätze enthält, sondern den Text des Boethius teilweise in geraffter Form wiedergibt. In den Prosateilen folgt der Übersetzer anfangs zwar ziemlich genau dem lateinischen Text, aber etwa von der Mitte des dritten Buches an finden sich zunehmend größere Auslassungen, die manchmal durch Zusammenfassungen überbrückt werden. Mit den Gedichtpartien ist er noch freier verfahren; schon in der ersten Hälfte gibt er häufig nur die zentrale Idee wieder, während er später auf einzelne Gedichte sogar ganz verzichtet. Das im zweiten Teil nachlassende Interesse erklärt Schroth mit dem Aufbau der *consolatio*, die von den eher praktischen und lebensnahen Themen der ersten Bücher zu theoretischeren und abstrakteren Fragestellungen aus dem theologisch-philosophischen Bereich voranschreitet. Die Frage, ob nicht allenfalls ein lateinischer Kompilator für die Kürzungen verantwortlich sei, macht dem Verfasser offensichtlich Mühe. Er verwirft diese Hypothese mit Argumenten, die z.T. sogar gegen ihn verwendet werden könnten: Wenn die kürzende Intention bereits aus dem Prolog ersichtlich wäre, dieser aber – was feststeht – seinerseits aus dem Latein übersetzt ist, so hieße das, daß die Textlücken auf den Autor des lateinischen Prologs und damit der lateinischen Version zurückgingen. Überzeugender wäre die Argumentation über die sprachliche Gestalt des französischen Textes, auf die Schroth in andern Zusammenhang hinweist: Wenn es so ist, daß in den ersten Büchern (im Gegensatz zur zweiten Hälfte) der Einfluß der lateinischen Vorlage noch deutlich wahrgenommen werden kann, so deutet das auf eine Änderung in der Einstellung des Übersetzers hin, die sich mit der zunehmenden Tendenz zur Straffung sehr gut decken würde. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß ein mittelalterlicher Kompilator in den Überleitungen und Zusammen-

³ Ediert von S. P. MOLENAER, New York 1899; Nachdruck New York 1966. Außerdem wäre zu verweisen auf F. MAILLARD, *Les Traductions du «De regimine principum» de Gilles de Rome*, *Ecole Nationale des Chartes, Positions des Thèses* 1948, 93–96.

⁴ Es handelt sich um eine seltsame Kompilation, in die u. a. die *Enseignement Seneque* (ediert von M. OSWALD R 90 [1969], 31–78 und 202–241) mit Erweiterungen aus der *Formula honestae vitae* des Martin von Braga, die *Disticha Catonis* und das Guillaume de Conches zugeschriebene *Moralium dogma philosophorum* eingefloßen sind.

⁵ Die Lagenzählung (p. 22) allerdings müßte m.E. am Schluß noch präzisiert werden: VI–IV (–I). Ferner besteht der erste Text aus 12 IV Lagen.

fassungen kein boethianisches Latein geschrieben, dem Übersetzer also weniger Widerstand entgegengesetzt hätte und deshalb Spuren im französischen Text allgemein weniger zu erwarten wären. Als Beispiel kann vielleicht Metrum IV, 3 dienen; auf den ersten Blick «originales» Französisch, ist es möglicherweise nur die Wiedergabe einer in flüssigem Latein gehaltenen Paraphrase des Textes von Boethius (siehe Zitat in N 6).

Da der kurze (entstellte?) Prolog sehr allgemein gehalten ist und auffallende Gemeinsamkeiten mit jenem von Jean de Meung aufweist, war die Vermutung gegeben, es könnte beiden ein lateinischer Kommentar zugrundeliegen. Schroth hat tatsächlich in den Handschriften Paris, B. N. lat. 11856 (P) und Erfurt fol. 358 (E) die gesuchte Vorlage gefunden; auf den Seiten 81–82 ediert er die entsprechenden Ausschnitte. Während in P Thomas von Aquin als Autor genannt wird, ist der Kommentar in E einem sonst unbekanntem Wilhelm von Aragon zugeschrieben. Die Bedeutung dieser Entdeckung, vor allem auch für den Prolog von Jean de Meung, ist evident, darf aber doch nicht überschätzt werden. Auf jeden Fall kann ich Schroths Zusammenfassung am Ende des Kapitels V nicht zustimmen, wonach «sich die Benutzung des Wilhelm-Kommentars durch den wallonischen Übersetzer vielfach(!) nachweisen läßt». Signifikante Gemeinsamkeiten mit andern französischen Versionen (p. 92–95) können – wie der Verfasser selber sagt – die Benützung des Wilhelm-Kommentars durch den wallonischen Übersetzer nicht beweisen, sondern höchstens die Verwendung von Interlinearglossen und andern, in einer weiteren Tradition des Boethius-Textes verbreiteten Varianten und Zusätzen wahrscheinlich machen. Gemeinsamkeiten zwischen Wilhelm-Kommentar und wallonischer Übersetzung in Bezug auf die griechischen Zitate des Boethius-Textes (p. 103–105) sind ebensowenig schlüssig, da die griechischen Sätze im Mittelalter stets durch die gleichen (fehlerhaften) lateinischen Formeln wiedergegeben wurden. Ein positiver Beweis müßte über Besonderheiten des französischen Textes, die sich *einzig* aus dem Wilhelm-Kommentar erklären lassen, geführt werden. Auf den p. 96–103 führt Schroth ein paar Fälle in diesem Sinne auf, doch halten die wenigsten einer nähern Prüfung stand. Ein Blick in die Tradition des lateinischen Textes hätte gezeigt, daß V, 66–67 z. B. kein Zusatz des Übersetzers ist, sondern eine mittelalterliche Fassung des griechischen Zitates aus Boethius wiedergibt (p. 102). Auch der Name *Simacus* braucht kein Zusatz des Übersetzers zu sein (p. 102); er findet sich z. B. in B. N. lat. 14381 f. 3 innerhalb des ordentlichen Textes. B. N. lat. 16094 f. 39v enthält in einer Interlinearglosse den Ausdruck *in domo dei*, was beweist, daß auch die für IV, 22 geforderte Erweiterung allgemeiner verbreitet war. Die Stellen, die letztlich übrigbleiben, sind weniger zahlreich als jene Fälle, in denen der Wilhelm-Kommentar eingestandenermassen nicht weiterhilft⁶.

⁶ Die Glosse, die am ehesten für einen Einfluß der in P und E manifest gewordenen Kommentartradition spricht, ist Schroth entgangen (p. 98–99). Da sie bei einer erneuten Behandlung des Problems hilfreich sein könnte, soll sie hier im Wortlaut wiedergegeben werden. P, fol. 92r: [*Philosophia*] *confirmat predicta per fabulam, et circa hoc duo facit (...): – Circa primum advertendum quod fabula ista dicitur Ulixis fabula. Dicitur enim quod Ulixes rediens de Troianorum obsidione per mare vento cogente in insulam Cretes (lies: Circe) filie Jovis (lies: solis) applicuit, que cum intellexisset Ulixem cum sociis ad suam insulam accessisse ex certis herbis pocionem composuit carmineque coniuratam Ulixi et suis sociis obtulit potandam, ex qua pocione quidam conversi sunt in aprum, quidam in leonem, quidam vero in lupum. Sic omnes in diversas animalium species corporaliter transmutavit, excepto Ulixem quem liberavit Mercurius qui dederat florem Ulixi cum in Archadia nutrire, cuius virtus erat hominem ne a specie caderet retinere; qui secundum naturam speciei, in quam fuerunt mutati, ostendebant se de mutacione dolere. Hoc est quod hic tangitur de fabula, quia hoc facit ad propositum. – Residuum vero est quod Ulixes videns socios mutatos compaciens miserie sociorum evaginato ense Circem fugavit per insulam. Quo viso Circes aliam promisit se facere pocionem, quam cum biberent promisit ad propriam speciem corporis redituros, qui vero non biberent, non redirent. – Sensus*

Die Würdigung der Arbeit des Übersetzers beschränkt sich im wesentlichen auf die Frage, ob der Autor den lateinischen Text richtig verstanden habe oder nicht. Dabei bleibt das abschließende Urteil widersprüchlich. Einerseits wehrt sich Schroth gegen Thomas, der die Lateinkenntnisse als «médiocre» bezeichnete, andererseits sagt er, der Übersetzer habe «den Text nicht immer bis in die letzten Einzelheiten verstanden». Tatsächlich enthält das Werk viele ungenaue und ungeschickte Übersetzungen und ist an manchen Stellen ohne den lateinischen Text unverständlich. Aber nicht alles, was Schroth in der kurzen Untersuchung (p. 63–66) und in den detaillierteren Anmerkungen zur Ausgabe dem Übersetzer anlastet, sind Fehler des Wallonen, sei es daß gar kein Widerspruch zwischen lateinischem und französischem Text besteht, sei es daß dieser Widerspruch anders interpretiert werden muß.

- Ein Teil der angeblichen Verständnisfehler fällt auf den Herausgeber zurück, der den altfranzösischen Text offenbar mißdeutet. In I, 33 z. B. sagt der altfranzösische Text nicht «das Gegenteil» des lateinischen aus; *porter* ist im Sinne von 'er-tragen, erleiden' gebraucht (wie I, 395; II, 310). Ebenso wenig verstehe ich die Vorwürfe zu I, 34 (es ist zu lesen: ... *les queles conneu je apries qu'elle le(s) avoit tissues de ses mains*), zu I, 515 (die Vermutung wird durch das Latein gerade nicht gestützt), zu III, 637 (mangelnde Übereinstimmung?), zu IV, 495 (*les cors* ist tatsächlich c. obl.; sonst stünde *li cors*, zumal am Anfang des Satzes).
- An andern Stellen kann man ob der Deutung des nicht immer einfachen lateinischen Textes verschiedener Meinung sein. In III, 44 ist die Interpretation von *quam* als Relativpronomen mindestens möglich, wenn nicht sogar von Boethius intendiert. Ebenso ist die Deutung des Übersetzers in III, 381 grammatikalisch einwandfrei, wenn auch inhaltlich weniger überzeugend. Die Interpretation eines Relativsatzes in kausalem Sinn mag man als erlaubt ansehen oder nicht (II, 62; II, 370); gleich zu behaupten, der Autor habe das Relativpronomen «nicht erkannt» (p. 65), geht aber zu weit. Auch die Lösungen, die der Übersetzer in II, 570; III, 606; IV, 116, 333 vorschlägt, sind für mich nicht «falsch».
- Auch in jenen Fällen, wo tatsächlich ein Widerspruch zwischen lateinischem und französischem Text vorliegt, wäre größere Vorsicht in der Verteilung von Zensuren angebracht. Um dem Übersetzer einen Fehler anzulasten, müssen zwei Bedingungen erfüllt sein: Der französische Text muß *gesichert* sein, d. h. als französischer Satz durchkonstruiert und als Wiedergabe der lateinischen Entsprechung durchschaubar (was z. B. I, 207, 444 nicht der Fall ist). Ferner muß feststehen, daß die Auffassung des Übersetzers nicht durch eine lateinische Variante bedingt ist, was natürlich sehr schwierig ist, solange man die Tradition

moralis istius fabule talis habetur (...): Ulixes interpretatur sapiens, unde et dicitur Mercurius sibi florem dedisse qui a poetis dicitur sapientie [sc. deus], qui cum aliis hominibus veniens in mundum Circe insulam applicuit. Circes idem est quod operacio dicta a ciros, quod est manus vel digitus. Et dicitur filia solis eo quod oriente sole communiter homines incipiant (!) operari. Et quia communiter ex operationibus propriis homines trahunt vitam, ideo dicitur Cerces pocionem dedisse. Et quia qualitas operationis iudicat (indicat?) hominem bestialem vel humanam retinere naturam, ideo bestialiter operantes mutari dicuntur in bestias, soli autem boni et sapientes humanam speciem retinere eo quod non cadunt ab operibus rationis. Et isto modo interpretando fabulam facit ad propositum Boecii. – Residuum vero fabule interpretatur quod Ulixes, id est sapiens, evaginato ense, id est doctrina sua, pravas operationes corrigit et castigat, que correcte facit homines ad propriam speciem redire; que (!) vero non corriguntur, detinentur in specie bestiali. Sed quia hoc non facit ad propositum, ideo Philosophia non tetigit in hoc metro, sed tetigit illud solum quod suum propositum confirmabat, sc. improbas (!) mutari in beluas, quod sufficienter innuit (?) fabula. Das Besondere an dieser Version der Circe-Episode liegt in der Erwähnung des Schwertes von Odysseus; weder bei Boethius noch in den mir bekannten Kommentaren ist davon die Rede.

des lateinischen Textes nicht überblickt und die Handschrift, auf die sich der Übersetzer gestützt hat, nicht bekannt ist. Als Grundsatz kann gelten, daß erst dann von einem Fehler des Übersetzers zu sprechen ist, wenn er als solcher erklärt werden kann (z. B. II, 7).

Der edierte Text folgt auf den p. 111–230, wobei sich ein Index nominum, der allerdings nur die Personennamen enthält, und ein Glossar (p. 232–236) anschließen. Er ist von einem doppelten Apparat begleitet. Der erste betrifft die Lesarten von T, der andere bringt Anmerkungen des Herausgebers, Zitate des lateinischen Textes, allenfalls der Jean de Meung-Übersetzung, und soll ganz allgemein das Verständnis erleichtern.

Die Transkription des in einer sorgfältigen *textualis* geschriebenen Textes enthält keine eigentlichen Lesefehler. An Ungenauigkeiten stellte ich bei der Kontrolle des fünften Buches folgende fest: V, 30 *pas.* – 71 *le* statt *les.* – 149 *le.* – 236 kein *ne.* – 241 *necessaires.* – 274 *ile.* – 303. *oeil.* – 320 *honneres.*

Zur editorischen Leistung im engeren Sinne ist zu sagen, daß die Ausgabe noch einiges gewonnen hätte, wenn Schroth seine Prinzipien klar definiert und dann auch strikte angewandt hätte. So ist der Gebrauch des Akzentes nur dann eine Lesehilfe, wenn man genau weiß, unter welchen Bedingungen er gesetzt wird. Die 2. P. pl. erscheint in T grundsätzlich als *-es*, der Akzent findet sich aber nicht immer in der Ausgabe. Eine ähnliche Inkonsequenz betrifft die zu *-ie(s)* reduzierte Endung *-iee(s)*, die in mehr als einem Dutzend Fällen mit Akzent erscheint und damit nicht mehr als feminin erkennbar ist, während sonst meist richtig *-ie(s)* steht. Für *-el+s* findet man *nature<u>s* (IV, 98) neben *natures* (III, 688), *eternes* (V, 221) neben *eternés* (V, 203) und im Falle von *tes* (III, 74) wird die Form in einer Anmerkung erklärt. Schwerwiegender ist der Fall des weiblichen Personalpronomens, meist *ille*, teilweise aber auch *ile*, *elle*, *ele*, *il*. In II, 78 zeigt der Herausgeber in einer Anmerkung, daß *il* als feminine Form aufzufassen ist, und viermal korrigiert er zu *il<le>*; da er aber in mindestens 10 Fällen *il* beläßt, weiß der Leser an der einzelnen Stelle nicht, wie der Herausgeber die Form *il* versteht (z. B. I, 252). Ein ähnliches Schwanken zeigt sich auch in andern Bereichen der Formenlehre. Warum wird *corage<s>* (III, 579), nicht aber *pieres precieuse* (III, 270) korrigiert, *le<s>* in II, 114, nicht aber in V, 168, *chose present<e>* (V, 190), nicht aber *innocent maison* (I, 339)? Es sei hier nicht einer vollständigen systematisierenden «Toilette» das Wort gesprochen; hingegen müssen die editorischen Prinzipien soweit festgelegt sein, daß der Leser im Einzelfall weiß, wie der Herausgeber den Text versteht.

Was die übrigen Emendationen betrifft, ist man Schroth dankbar, daß er nur vorsichtig interveniert und es hie und da vorzieht, Konjekturen in den Anmerkungen zu diskutieren. Der Gefahr, den Text nach dem Latein zu korrigieren, ist er nur in Ausnahmefällen erlegen. So ist es wohl eher der lateinische denn der französische Text, der in IV, 458 ein Fragezeichen suggeriert. An der schwierigen Stelle V, 231 f. liegt höchst wahrscheinlich eine Hyperkorrektur von seiten des Herausgebers vor; die Lesart *si presentiam pensare velis* ist seit frühester Zeit verbreitet (u. a. in P), so daß sie auch von einzelnen Boethius-Editoren anerkannt wird. Wahrscheinlich ist auch in V, 233 und 236 auf eine Intervention zu verzichten, denn auch diese «Fehler» finden sich schon in lateinischen Handschriften (z. B. B. N. lat. 16094 f. 58c). Schließlich zeigt ein Vergleich mit V, 290, daß Schroths Verstoß gegen seine eigene Praxis in V, 279 kaum berechtigt ist. Es stimmt, daß Jean de Meung hier wie an andern Stellen mit *prescience*, *providence* und *pourveance* einen «logischeren» Text bietet. Das paßt aber gerade zum Bild, das man sich wohl vom wallonischen Übersetzer machen muß und den man nicht mit Jean de Meung vergleichen wird: er wählt mehr oder weniger unkritisch irgendeine lateinische Handschrift und übersetzt diese umso wörtlicher, je weniger er sie versteht.

Trotz der Vorsicht, die der Herausgeber beim Emendieren beweist, scheinen folgende Interventionen unglücklich oder fehl am Platz: II, 38 *dette* ist in *deité* (*numen*) statt in *deesse* zu korrigieren (cf. III, 612 *deité-divinitas*). – II, 123 *reondece* für *orbis* wäre naheliegender als *redondance*. – II, 379 *amenuisies* statt *amenuisiet*. – III, 39 ich verstehe die Korrektur nicht; cf. III, 445. – III, 43 *estroit* ist korrekt als Übersetzung von *angusta*, weit verbreitete Variante für *augusta*; Anm. entfällt. – III, 76 die Konstruktion entspricht III, 510 u.a.; nicht korrigieren! – III, 766 *saueront* kann als Form von *salir* belassen werden. – IV, 499 nicht intervenieren! («die – sonst – fallen würden...»). – V, 142 *ensaier* im Sinne von 'essayer' ist korrekt (*temptare*). – V, 217 *chou que* ist nicht expungiert und gehört zum Text: *Mais il faut en che que, chou que li eternités a emsamble, le tans a par succession de moment; et ce...*

An folgenden Stellen muß die überlieferte Form wohl anders interpretiert werden: II, 606 *blasmes* statt *blasmés* (in Parallele zu *glore*). – II, 610 *de-faute*. – III, 656 *cha venés* statt *ch'avenés*. – IV, 155 *couroune* (Anm. entfällt). – IV, 520 *chou souffis-ce!* – V, 152 *seues*.

Über Interpunktionen ließe sich häufig streiten. Es sei hier nur auf jene Fälle hingewiesen, wo m. E. der Text klar mißdeutet wird: I, 28 ... *vigueur, ja soi ... eage; et ...* – I, 178 ... *il a jeté son escut. Et, esmeut en son liu, il se loie ...* – II, 128s. ... *que Cresses, li rois de Lide, qui ... Cyro, le roi de Pierse, estoit moult fors* (Anm. erübrigt sich). – II, 208 ... *ostes soudains ...* – II, 507s. *Quel droit ... sour le cors? Et chou qui est devens le cors, cuides tu...?* – II, 665 ... *est plainne de vent, courant et ...* (*courant* geht parallel zu *plainne*). – III, 40 *devant* gehört noch zum Relativsatz. – IV, 293 ... *avoir pitié, ausi et plus ...* – IV, 304 ... *bien, cum bien que soit; et ...* – V, 105 kein Komma; *se* ist possessives Adjektiv; Anm. entfällt. – V, 256s. wenn man nicht emendiert (*a* wegnehmen und/oder zu *et* korrigieren), ist ein Komma nach *necessaires* unerlässlich.

Die Anmerkungen wird man zwar nicht alle ohne Widerspruch hinnehmen – wie aus obigen Bemerkungen hervorgeht –, sie sind aber doch in vielem hilfreich: der Herausgeber erklärt schwierige Formen, stellt Überlegungen zum Gedankengang des Übersetzers an, konfrontiert die Übersetzung mit dem lateinischen Text, wägt Konjekturen gegeneinander ab und – was ebenfalls sehr zu begrüßen ist – gesteht allenfalls seine eigene Ratlosigkeit. Es wäre aber falsch zu glauben, es handle sich hier um einen durchgehenden Kommentar. Für den Leser bleiben noch manche Stellen dunkel, sei es daß das Produkt des Übersetzers unverständlich oder der Text verdorben ist, und er wird sich deshalb nur mit einer Boethius-edition ausgerüstet an die Lektüre machen. Was die Überlieferung des französischen Textes betrifft, sind wohl noch einige Stellen mehr verdächtig, als Schroth angibt, oder hat er wirklich alles ganz verstanden, was er kommentarlos ediert? Um nur beim Prolog zu bleiben, wie muß man Zeile 21s. lesen? Schon bei Zeile 16–17 kann man sich fragen, ob nicht eine Lücke besteht; der Anschluß *par quoi* hat erst dann einen vollen Sinn, wenn man den im lateinischen Text vorausgehenden Gedanken dazunimmt, wonach sich der Mensch von Pflanze und Tier dadurch unterscheidet, daß er ein *animal rationale* ist und «es deshalb nötig hat...»

Im folgenden seien noch ein paar Bemerkungen zu einzelnen Stellen – erste Lese Früchte – angeführt. Leider lassen die Platzverhältnisse jeweils höchstens eine knappe Begründung zu.

I, 59 *plentiveus* (cf. III, 34) – *es* zu *<et I>es* korrigieren und Komma weglassen (cf. I, 390). – 63 wie muß man *vaines* verstehen? – 68 *<et> ne* scheint aufgrund der Tempora angezeigt; Fehler läßt sich leicht erklären. – 78 Komma statt Strichpunkt. – 101 die Form *euissies* steht im Widerspruch zu I, 290; II, 23 etc. – 142 Komma nach *abit*; es braucht keine Umstellung. – 207 Anmerkung kann nicht stimmen, da *didiceram* durch *m'avoies aprise* wiedergegeben ist. *ensegnie* durch *ensuivie* ersetzen? – 225 *de[s] ce que* (cf. V, 190; I, 269). – 255 Fragezeichen erforderlich. – 332 *loien* (für *locus*) erklärt sich als Verwechslung von *lieu* und *lien*;

also korrigieren; gleicher Fehler in II, 296 (cf. I, 428). – 346 *tes.* – 360 *as.* – 364 die in der Anm. gegebene Deutung von *par* scheint mir wenig wahrscheinlich; eher ‘quant à’. – 386 *que* oder Anmerkung. – 425 *merir [a] exil?* – 427 *plus que.* – 430–32 Das *et* in 431 beweist, daß die Stelle verdorben ist. Wohl nach Latein: ... *ne mie <l>es livres, mais [en] chou qui...*

II, 62 *ti* (Pron., nicht Adj.). – 140 *ou l'uisuel*: nachdem A. Thomas *ou linsuel* transkribiert hatte, wäre eine N. willkommen gewesen. – 154 Die Anmerkung trifft kaum zu: *degouter de* – ‘triefen von’. – 184 *noi<i>es* statt *noies* (cf. II, 203, 229 – II, 262) – 232 *mauvaise.* – 260–62 Der mit *car* eingeleitete Satz gehört noch zum vorangehenden Abschnitt; nicht nur *te* sondern auch *car* selbst beweisen es. – 296 siehe I, 332. – 330 *Se tu ne les ses: Quele..., se tu ne le ses (ignorantie cecitate)?* Es handelt sich nicht sicher um eine Dittographie. – 476 N trifft nicht zu; Wunschsatz ohne einleitende Partikel; Verb ist reflexiv gebraucht (cf. IV, 412). – 499 Die Erklärung mit *pre-clara* ist wenig überzeugend; eher *pri[e]s de gloire* (cf. I, 310). – 519 *li tirant voloient*: der Sinn erfordert Singular. – 559 *et [a] chiaus a ...* – 562 den *patres* entsprechen die *senatours* (cf. III, 272). – 579 *selon che <que>?* (cf. II, 583, 597 etc.). – 586 *wastées* (adjektivisch zu *terres*). – 660 *pros<s>perité.* – 675 *tu te[s]plains?*

III, 45 *[et] va.* – 65 N nicht zutreffend; die entsprechende lateinische Stelle lautet: *At quibus optimum quiddam claritas videtur* (die zitierte Stelle gehört zu III, 63–64). – 145 *sos* oder *s<o>us.* – 232 *les quel[e]s.* – 282 die Handschrift hat *poissances.* – 328 *millie[u]rs.* – 449 *qui[l].* – 509 wohl *ymagen[é]es.* – 535 Vielleicht muß der Satz anders interpretiert werden: *Et tu ... portes le biau monde en ta pensée, a[s] le forme douquel as fait cestui et ...* – 543 Die in der N gegebene Deutung beruht einzig auf dem lateinischen Text. – 633 *boine[s] eurtés.* – 707 Wenn man den Satz – dem Latein entsprechend – als (rhetorische) Frage auffaßt, muß man kein *ne* hinzufügen. – 812 *il* statt *li.*

IV, 60 *on [ne] le voelt.* – 70 *indiscreta intentione: par non saige intention.* Typisches Beispiel für das schablonenhafte Übersetzen; *discretio (bonorum et malorum)* entspricht *sagesse* (cf. Prolog); also *indiscreta: non saige.* – 133 *li.* – 276 *que ... ne:* ‘sans que’; also kein *et.* – 285 Ein Punkt oder Ausrufezeichen nach *choses* würde das Verständnis erleichtern. – 307 *loys* erklärt sich als Übersetzung von *lex*, Variante für *nex.* – 333s. Der Satz hat nur dann einen Sinn, wenn man für beide Verben eine Konjunktivform ansetzt (und ihn mit Ausrufezeichen versieht). – 376 Wo setzt der neue Satz ein? Mit *par?* – 381 *[soit]?* – 412–23 Die 12 Zeilen bilden eine einzige Periode. – 516 *e<s>t.*

V, 34 *<n'>entendirent.* – 63 *tourblé<e>s.* – 112 *nos consaus n'ait:* Man erwartet, aufgrund des ersten Teils französischen Satzes und in Übereinstimmung mit dem Latein (*consiliis*), einen Plural (cf. V, 90). – 150 *de le.* – 185 Ausrufezeichen. – 293 *sent* statt *seut.* – 301 *po<r>oies.*

Im Zusammenhang mit dem Glossar⁷ muß auf ein Problem hingewiesen werden, das sich bei allen Übersetzungstexten, hier aber in besonderem Maße stellt. Es betrifft die Bestimmung der Bedeutung einzelner Wörter. Als Herausgeber läuft man Gefahr, sich dabei vom lateinischen Text beeinflussen zu lassen. Ein Übersetzungstext, der ja – im Gegensatz etwa zur Interlinearversion – autonom sein will, ist aber grundsätzlich wie ein originaler Text zu lesen, und der semantische Gehalt eines Wortes ist innerhalb dieses Textes zu bestimmen; besondere Bedeutungen dürfen einem Wort nur dann beigemessen werden, wenn sie sich aus dem Kontext zwingend ergeben. Wenn z.B. das Verb *abatier* (als Übersetzung von *delatrare*) Boethius zum Subjekt hat, transitiv gebraucht ist und im gleichen Satz auch noch

⁷ Es bringt eine geschickte Auswahl, ist aber in der Definition der Bedeutungen nicht immer genügend präzise: ‘einst’ trifft *oprimes* nicht; *vivier* ‘See’ ist fraglich. Mit *quevece* ist nicht der Kragen, sondern der Kopf im allgemeinen – als Gegensatz zu den Füßen – gemeint; auch *a men ues (mihi)* und *batut (percussus)* ist mit ‘Werk, Sicherheit’, bzw. ‘gedemütigt’ wohl überinterpretiert.

von *continuée douleur* die Rede ist (I, 407), dann ist klar, daß es nicht 'bellen' bedeutet, sondern etwa mit '(heraus-)heulen' wiedergegeben werden muß ('stöhnen' nach Schroth). Daß aber ein mittelalterlicher Leser in I, 232, 234 *consilleur* im Sinne von 'ehemaliger Konsul' (*consularis vir*) verstanden hat, ist wohl unmöglich. Das Problem stellt sich im vorliegenden Text deshalb besonders akut, weil es manchmal den Anschein hat, der Übersetzer habe seinen Gedanken sprachlich nicht zu bewältigen vermocht, so daß eine Diskrepanz anzusetzen wäre zwischen dem, was er verstanden hat, und dem, was sein Text für einen unvoreingenommenen Leser aussagt. Ein Beispiel: man kann sicher voraussetzen, daß der Übersetzer das Wort *imprudencia* kannte. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob für einen Leser *mauvais sens* das gleiche beinhaltet wie das lateinische Wort (I, 142, 271). Ebenso braucht in V, 43 kein Verständnisfehler vorzuliegen, obwohl *cainne faee* (für *fatalis catena*) kaum den lateinischen Begriff zu evozieren vermag. Es scheint mir, daß man dieser Problematik hätte Rechnung tragen müssen. Man kann sich fragen, ob *consilleur* (*consularis vir*) überhaupt ins Glossar gehört. Auf jeden Fall müßten Lehnübersetzungen als solche markiert und mit dem entsprechenden lateinischen Wort versehen werden; *abondances*/'Truppen' z. B. wird nur über das lateinische *copiae* verständlich.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß der Arbeit von Schroth jene Akribie und methodische Strenge fehlt, ohne die in der Philologie keine gültigen Resultate möglich sind. Als Transkription der Handschrift von Troyes kann sie aber einen Beitrag liefern zum Corpus der altfranzösischen Boethiusübersetzungen, das für die Geschichte der Übersetzung und für die französische Sprachgeschichte im allgemeinen ein ideales Arbeitsfeld abgeben dürfte.

Hans Haselbach



WALTER K. GRAFSCHAFT, *Die Onomasiologie von 'sterben' im Französischen*, Bonn (Romanisches Seminar) 1974, 332 p. (*Romanistische Versuche und Vorarbeiten* 50).

Die vorliegende Studie, welche in ihrer Weise die heute geradezu modisch gewordene Todesthematik behandelt, wurde 1974 von der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn als Inaugural-Dissertation angenommen. Es ist dies eine für die Terminologie des Sterbens im französischen Sprachbereich erstmalige Monographie.

Laut Einleitung wurden als Quellen hauptsächlich Wörterbücher des 19./20. Jahrhunderts – deshalb wohl erscheint auch der mittelalterliche Sprachschatz des Sterbens nur kurz abgehandelt – beigezogen: Analogie-Wörterbücher, Synonymen-Wörterbücher, Lexika des Argot und der Volkssprache. Die einbezogenen afrz. und mfrz. sowie etwelche mundartliche Formen wurden aus dem *FEW* übernommen. Einige aktuelle, mündliche von Franzosen erhaltene Belege, meist Umschreibungen, sind im geeigneten Kontext inventarisiert.

Ogleich der Hauptteil der Arbeit ein mehr oder weniger kommentiertes Verzeichnis von Wörtern und Redewendungen darstellt, sollen die gesammelten Ausdrücke nicht nur losgelöst vom Gebrauch und Kommunikationsnetz, unabhängig vom Kontext also, aufgereiht werden. Wo immer möglich wird vielmehr die Anwendung veranschaulicht: Todesanzeigen, Zeitungsberichte, argothaltige und volkssprachliche Literatur fungieren so als Textzeugen. Besonders häufig treten auch Belege aus Kriminalromanen, die durch ihre große Auflage und Konsumation auf die Verbreitung des Vokabulars einwirken, als Zeugen auf. Diese nahe-

liegenden Primärquellen zeigen oft Varianten zu lexikalischen Formen oder bringen kontextbedingte Fügungen, die in Wörterbüchern kaum, jedenfalls nicht so, berücksichtigt werden.

In dem der Untersuchung zugrunde gelegten Gliederungsprinzip verflochten sich verschiedene Gesichtspunkte. Vorab gilt – abgesehen von der längeren Besprechung des «normalen», gebräuchlichen *mourir* – die Aufteilung in Bild- und Umschreibungstypen. Aber auch die jeweilige Bedeutungsfiliation, die Stilschicht, Form und Gebrauchsfrequenz u.ä. werden zusammen mit den Ausdrücken selbst besprochen. Schon bei der Durchsicht bemerkt man die relativ wenigen, aber ständig mit einer Fülle von Variationen wiederkehrenden Motive und Grundklischees im Vokabular des Sterbens. In manchen Fällen entstehen Zuordnungsprobleme, da bei der Erklärung einer Ausdrucksweise aufgrund von Nebenbedeutungen oder Assoziationsmöglichkeiten mehrere Metaphern und Bildbezüge in Frage kommen können (z. B. bei der Deutung von *casser la [sa] pipe*). Zur Erhellung oder zu bloßem Vergleich werden wo möglich immer anderssprachige Parallelen angeführt. Sie machen klar, daß viele Metaphern im Wortschatz des Todes keine frz. Besonderheit darstellen oder stützen die gegebene Deutung eines fraglichen Bildgehalts bei gewissen Bezeichnungen. Das Hauptgewicht der Studie aber liegt, wie zu erwarten, auf 'sterben', 'im Sterben liegen', 'dem Tode nahe sein', 'tot sein'. Nur zur Ergänzung und Erweiterung des Feldes werden 'Tod', 'Grab', 'Sarg', 'schwer krank sein' u. a. als Ableitung oder Illustrationen eines Metapherotyps angeführt.

Lapidar und treffend ist die Feststellung: «Der Wortschatz des Todes ist komplex und vielgestaltig» (p. 25). Ursache, Umstände, Dauer des Todesvorgangs können verschieden sein, ebenso die seelische und geistige Verfassung der Beteiligten, alles je nach Person und Situation. Wenn hier auch nicht groß philosophiert wird, finden doch auch außerhalb der «Sache» liegende Faktoren, die die Ausdrucksweise bestimmen können, Beachtung. Beispiele bietet der Verbrecher- und Soldatenargot mit zahlreichen makabren und pietätlosen Ausdrücken.

Vom Sprechakt aus gesehen muß, gemäß Autor, unterschieden werden, ob sich der Sprecher über das Phänomen Tod im allgemeinen äußert oder ob ein konkreter Todesfall in der eigenen Familie, wenn nicht gar derjenige des Gesprächspartners anvisiert ist. Wichtig ist auch, ob es sich bei den Sprachzeugnissen um schriftliche oder mündliche Äußerungen handelt. Mündlich ist die Stilebene gerne affektgeladen. In literarischen Texten sind erzählende Teile dann meist konventionell «normalsprachlich», während wörtliche Rede oder innerer Monolog oft im Argot oder in der Volkssprache stehen, d. h. extravagant sprechen können. Die Art der literarischen Gattung ist im schriftlichen konventionellen Bereich wiederum bestimmend für die Ausdrucksweise: Todesanzeigen, Kondolenzschreiben und Zeitungsberichte etwa verwenden meist stereotype Bezeichnungen.

Eine Veranschaulichung des Wortfeldes 'Tod' wird nach Weisgerber geboten (p. 26). Ein innerster Kreis (um das Zentrum 'aufhören des Lebens') teilt ein in menschliches *Sterben*, *Verenden* des Tieres und *Eingehen* der Pflanze. Ein nächster Kreis umfaßt den sachlichen Befund des Todes im erweiterten Sinn ('zugrunde gehen', 'erliegen'; 'umkommen', 'verhungern'; 'fallen', 'erfrieren' usw.). Der dritte, äußerste Kreis soll die subjektiv-gefühlsmäßige Ausdrucksweise erfassen ('hinübergehen', 'heimgehen', 'verrecken' usw.); doch hier schon führt sich die innere konzentrische Einteilung in humane, tierische und vegetabile Lebewesen wortschatzmäßig ad absurdum. Das gezeigte Wortmaterial im ganzen zeigt überhaupt, daß nur das Konventionell-Normale mit diesem Schema übereinstimmt, während andere beigezogene Belege eben unkonventionelle, «wilde» Übertragungen darstellen.

Die zwei häufigsten Möglichkeiten, einer konventionellen oder neutralen Ausdrucksweise auszuweichen, sind der Euphemismus und der Dysphemismus. Beim Euphemismus

handelt es sich, wie bekannt, um Ersatzbezeichnungen für einen Ausdruck, den es, aus verschiedenen Gründen, zu vermeiden gilt. Das Vokabular des Todes ist von der Wirkung eines solchen Sprachtabus stark betroffen. Nach Ullmann bedingen, etwas kurzzeitig und simplifizierend, Takt und Rücksicht das Tabu. Die Euphemisierung erfolge aber, laut Verfasser, eventuell auch auf dem Hintergrund von abergläubischen Vorstellungen; dämpfende Periphrasen erschienen meist, um das Unwiderrufliche zu verschleiern. Von Todesangst oder auch nur Todesabscheu ist merkwürdigerweise hier nie die Rede. Der Dysphemismus hingegen versuche zu schockieren, in oft groben oder obszönen Bildern das Ernste oder einfach Gegebene und soweit Normale ins Lächerliche zu ziehen. Es könne sich aber bei dysphemischer Ausdrucksweise auch um Humor handeln, um Distanzierung vom Schrecken des Todes. Der Dysphemismus rücke gewisse Fakten um den Tod, ebenso wie das diesbezügliche Tabu, vom Menschen weg und verberge wahre Gefühlsregungen. Die soziale Konvention sei da weniger beteiligt als beim Euphemismus. Es wird dabei erneut auf Ullmann Bezug genommen, der den Dysphemismus als «*euphémisme indirect*» bezeichnet und also in solchen nichtnormalen Ausdrucksweisen, euphemistisch oder dysphemistisch, nur das Distanzierende oder Verfremdende registriert. Oft bestehe das Bestreben, angesichts eines Todesfalls energisch und ausdrucksvoll zu sein (Flüche!) oder gegen die Konvention anzugehen. Die dysphemistische Umschreibung könne aber auch – hierin wohl über Ullmann hinausgehend – Waffe, eine «*Art Klassensignum gegenüber sozial Höhergestellten*» sein (p. 28). Direkt grobe, emotionale Ausdrücke erschienen überall dort, wo Autoritätsverhältnisse herrschen, in Schule, Militär, an der Arbeitsstelle. Dysphemistische, humoristische, «*saftige*» Wendungen machen einen großen Teil des hier zusammengestellten Materials aus. Im Falle der sprachlichen Darstellung des Sterbens ist somit eine «*begriffliche Hierarchie*» (p. 37) festzustellen.

Unter den Entsprechungen für *mourir* finden sich: Ende und Abschluß, Aufhören menschlicher Bedürfnisse, abschließende Handlungen, Trennung von Seele und Körper, Schwinden der inneren Lebenskraft, Heimkehr ins Jenseits (das Bild der Reise und des Fortgehens), der Tod als Person, Ausdrücke mit konkretem Bezug auf den Vorgang des Sterbens, Ausdrücke mit Bezugnahme auf die Bestattung, Fallen und Zerfallen, das Zerstören und Entschwinden von Gegenständen (als Bild des Todes; wiederum: *casser la pipe*), Abrechnung, Ruin. Es ist demnach die metonymische Setzung eines Einzelfaktums für den Gesamtvorgang (*cesser de souffrir, perdre le goût du pain* u. ä.), aber auch die reine Metapher möglich (*remercier le boulanger* u. ä.). In ihrer Erklärung diskutabile Umschreibungen des Todes und Sterbens sind in der Untersuchung als unsicher gekennzeichnet.

Der letzte Abschnitt über Sprachpause, Gesten- und Zeichensprache ist eher in Form eines Exkurses, kurz und ohne Grundlagendiskussion, gegeben. Der kurze Anhang vermerkt nebst der literarisch im Druck als ... erscheinenden Sprachpause die aufschlußreichen Blicke und Grimassen, sowie die in der Gestik fest etablierte Zeichensymbolik wie Senken und Heben des Daumens. Dann folgen die «*signes*» im semiologischen Sinn wie Trauerkleidung, Totenglocke und weitere konkrete Fakten, die zum Sterbevorgang im weiteren Sinn gehören. Ein Hinweis auf Requisiten, die Symbolträger werden können bei filmischen Darstellungen, schließt die Studie ab: leeres Bett, Leichenwagen z. B. Die Aussagewerte ominöser Vorzeichen werden kurz erwähnt. In der Aussage sei das Zusammenwirken von Reden und Schweigen, aber auch die Bedeutung durch Zeichen allein möglich.

In einer Ausweitung des Wort- und Begriffsfeldes von 'sterben' werden zusätzlich Belege für 'schlecht gehen' zusammengestellt. Wie bereits angedeutet, ist mittelalterliches Wortmaterial spärlich vertreten. Die Belege sind – auch sonst hin und wieder – sehr kurz und mangelhaft diskutiert; oft werden verschiedene und disparate Meinungen ohne eigene Stellungnahme referiert. Der Abschluß der ganzen Untersuchung wirkt etwas brüsk, ohne

überblicksmäßige und globale Interpretation. Die Einleitung der Untersuchung bildet eigentlich zugleich deren Zusammenfassung. Eine «philosophische und sprachtheoretische Durchleuchtung» des Wortmaterials darf vielleicht bei der immerhin geleisteten großen Arbeit nicht erwartet werden. Erstaunlich bleibt, wie wenig das Vokabular des Sterbens von der Bibelsprache und überhaupt dem christlichen Glaubensgut geprägt ist. Ist das ein Trugbild, das durch die Anlage und die Ergebnisse dieser Studie bedingt ist, oder herrscht im sprachlichen Bereich des Todes tatsächlich der urtümliche Schrecken, der lediglich in die besprochenen Formulierungen und Redeweisen ausweicht?

Als sicheres Fazit dieser Untersuchung zur Onomasiologie des Sterbens bleibt immerhin dies, daß die *Vielfältigkeit des Todes* auch im französischen Sprachbereich eine unerwartet feine Auffächerung des Vokabulars und einen unerhörten Reichtum der Ausdrucksweise zeitigte.

Louise Gnädinger



CHRISTIAN LOUIS VAN DEN BERGHE, *La phonostylistique du français*, The Hague-Paris (Mouton) 1976, XIII-565 p. (*De proprietatibus litterarum, series practica 68*).

Nicht um *phonostylistique* im weitesten Sinn geht es in der vorliegenden Arbeit¹, sondern ausschließlich um den sogenannten *Lautsymbolismus*, mit welchem besonders in bestimmten literarisch-stilistischen Untersuchungen gearbeitet wird. Aber auch viele Dichter selber und angesehene Linguisten scheinen bereit, gewissen Phonemen oder Graphemen einen Symbolwert zuzuschreiben. Da eine solche Annahme im Widerspruch steht zur Theorie vom «arbitraire du signe», bedarf sie der Überprüfung. Dies ist die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung, die sich dazu einer ebenso aufwendigen wie genial einfachen Methode bedient. Der Autor hat aus über 300 einschlägigen Werken alle lautsymbolischen Urteile herausgeschrieben, systematisch geordnet und nun in Form eines nahezu fünfhundertseitigen Glossars publiziert, so daß sie sich untereinander vergleichen lassen.

Um es gleich vorwegzunehmen: das Ergebnis ist für die Verteidiger des Lautsymbolismus niederschmetternd ausgefallen, denn die Aussagen der verschiedenen Autoren heben sich in den meisten Fällen gegenseitig auf! So liest man etwa auf p. 147 gleich untereinander folgende beide Urteile von Maurice Grammont und Pierre Guiraud über den Hiatus:

Grammont

... dans les vers, dont le débit est plus lent, il peut se produire une impression d'hésitation, de bégaiement ou de prolongement. (...)

Guiraud

L'hiatus ... donne au vers de la légèreté et de la fluidité ... il est doux...

Man erhält bei der Lektüre des Glossars bald einmal den Eindruck, dass offenbar jedes Phonem jede beliebige symbolische Bedeutung annehmen kann. Auf einige Phoneme – es sind nicht zufälligerweise die häufigsten (cf. p. 524) – entfallen so bis 200 und mehr «Bedeutungen». Viele Interpretationen sind schlechthin grotesk, wie etwa die folgende, deren Kommentar ich dem Leser überlasse:

¹ Cf. dazu insbesondere die sehr interessante Artikelsammlung von PIERRE R. LÉON, *Essais de phonostylistique*, Montréal-Paris-Bruxelles 1971 (*Studia Phonetica 4*).

Certaines lettres, certains mots paraissent avoir une couleur, *souvent celle de l'objet qu'ils désignent*. Le mot Waterloo et le mot Napoléon me semblent majestueux surtout aux deux premières syllabes. Aux dernières, il semble que l'on voit l'empire s'écrouler (zit. p. 503).

Nicht selten werden zudem Laut und Schrift miteinander verwechselt. So hält etwa Marcel Proust den Digraphen *an* für einen Diphthongen:

Coutances, cathédrale normande, que sa diphtongue finale, grasse et jaunissante, couronne comme une tour de beurre (zit. p. 463).

Gewisse Interpreten schrecken nicht einmal davor zurück, stummen Konsonanten einen symbolischen «Lautwert» zuzuordnen. So schreibt etwa Robert Cohn über das französische *h*, wobei er gleich noch *h aspiré* und *h muet* durcheinanderbringt:

h – exclamatoire, violent, a rapport au vent: hurlé, hilarité, horreur, hululer, hé! ha! etc. (zit. p. 325).

Auch die *Synästhesien*, die «audition colorée», kommt nicht ungeschoren davon. Es gibt zwar durchaus Leute, welche mit gewissen Phonemen – meist sind es nur die Vokale – gewisse Farbbegriffe verbinden, nur kann van den Berghe einmal mehr praktisch für jeden beliebigen Vokal jeden beliebigen Farbwert nachweisen. Stellvertretend möchte ich hier bloß die Statistik von Grüben wiedergeben, welche van den Berghe auf p. 56 zitiert:

A	E	I	O	U
6 noir	6 blanc	7 jaune	6 brun	10 noir
5 bleu	4 vert	6 rouge	6 rouge	3 violet
5 blanc	3 gris	3 bleu	3 noir	2 bleu
2 rouge	4 jaune	2 vert	2 jaune	5 brun
2 gris	3 bleu	2 blanc		
2 brun				

Eine deutliche Tendenz ist nach dieser Statistik einzig bei U festzustellen, wo die «dunkeln» Farbtöne überwiegen, wie ja auch der akustische Eindruck derjenige eines «dunkeln» Vokals ist. Selbst im Fall von U kann van den Berghe jedoch noch folgende Qualifikate aus andern Quellen beibringen: *clair* (neben *foncé!*), *blanc* (*laiteux*), *jaune* (2), *pourpre*, *rouge* (2) und *roux*...

Die Versuchung ist groß, mit diesem grausamen Spiel weiterzufahren. Schließlich gilt ja die Schadenfreude als die beste Freude, und ich gestehe offen, daß es mir großes Vergnügen bereitet hat, in dieser linguistisch-literarischen Scherzartikelsammlung zu schmökern. Ich füge hinzu, daß das Glossar sehr geschickt aufgebaut ist, so daß Wiederholungen vermieden werden, die einzelnen Zitate aber trotzdem leicht wiederzufinden sind. Dagegen wird man kaum um die Feststellung herumkommen, daß die gut dreißigseitige *Conclusion* des Verfassers im Vergleich recht mager ausgefallen ist. Entscheidend scheint mir die Frage nach der Ursache solcher interpretatorischer Fehlleistungen.

Die wesentlichste Stütze für die Theorie des Lautsymbolismus sind jene psycholinguistischen Tests, mit denen Edward Sapir vor bald fünfzig Jahren begonnen hat². Er verwendete

² EDWARD SAPIR, *A Study in Phonetic Symbolism*, *Journal of Experimental Psychology* 12 (1929), 225–239 (éd. MANDELBAUM, p. 61–72; éd. BOLTANSKI, p. 187–203). – Zur Bibliographie VAN DEN BERGHES wäre in diesem Zusammenhang noch nachzutragen: JEAN-MICHEL PETERFALVI, *Recherches expérimentales sur le symbolisme phonétique*, Paris 1970 (*Monographies françaises de psychologie* 19).

dabei fiktive Wortschöpfungen ohne vorgegebene Bedeutung. Besonders eindrucksvoll ist sein Test mit Minimalpaaren für die Opposition *a/i* ausgefallen, denen die Testpersonen die Bedeutung 'groß' oder 'klein' zuschreiben mußten. Über 80% der Befragten entschieden sich dabei für die Bedeutung 'groß' im Falle von *a*. Obwohl die Auswahl zum vorneherein auf zwei Antworten beschränkt war, ist dies ein Ergebnis, welches der Erklärung bedarf.

Auch in den Listen van den Berghes findet man einige Epitheta, deren Häufigkeit sich nicht durch den Zufall erklären läßt. Bei den Vokalen erscheint */i/* am deutlichsten charakterisiert durch die Begriffspaare 'aigu-acuité' (42+9 Belege), 'clair-clarté' (27+10) und 'petit-petitesse' (23+16), wobei die ersten beiden Paare wohl die gleiche Eigenschaft bezeichnen. Umgekehrt wird */u/* überdurchschnittlich häufig mit den Begriffen 'sombre' (33 Belege) und 'sourd' (12) in Verbindung gebracht. Schon wesentlich weniger ausgeprägt ist die Charakterisierung von */ü/* als 'aigu' (18) und von */a/* als 'éclatant' (16) was Charles Gounod allerdings nicht daran hinderte, das *a* in *chaste* als «un peu terne» zu bezeichnen.

Offenbar erscheinen also diejenigen Vokale, welche die Ecken des Vokaldreiecks einnehmen, am deutlichsten charakterisiert. Am eindeutigsten wird dabei der Unterschied zwischen hellen und dunkeln Vokalen empfunden, der akustisch begründet ist durch die unterschiedliche Frequenz des zweiten Formanten. Das Merkmal 'éclatant', das man bei */a/* und auch bei */o/* findet, muß sich dagegen auf den Öffnungsgrad beziehen. Das Epitheton 'petit' für */i/* dürfte dagegen anders zu erklären sein, denn bei */u/* treffen beispielsweise vier 'grand' und ein 'grandeur' auf nur ein 'petitesse'. Ich nehme an, daß das genannte Urteil über */i/* vor allem vom entsprechenden Graphem beeinflußt wurde.

Bei der Mehrzahl der Konsonanten ist demgegenüber so gut wie kein Merkmal von auffälliger Häufigkeit. Immerhin wird dreißigmal der Begriff 'sifflement' mit */s/* und sechzehnmal der Begriff 'souffle' mit */f/* in Verbindung gebracht, was allerdings niemanden überraschen dürfte. Schon wesentlich unklarer liegen die Verhältnisse bei */l/*, wo folgende Merkmale im Vordergrund stehen: 'liquidité' (15), 'glissement' (14) 'douceur' (10), 'fluidité' (9), 'transparent' (7), 'doux' (6), etc. */l/* gehört, wie mehrfach in den «Interpretationen» zu allem Überfluß betont wird, zu den sogenannten Liquiden. Das ist eine Bezeichnung, welche sich nicht schlecht mit dem akustischen Eindruck von */l/* (im Gegensatz zu demjenigen von */r/*) verträgt. Sie drängt sich aber auch nicht gerade auf, weshalb sie zu häufigen Umschreibungen Anlaß gibt. Die Vorstellung des vorbeiziehenden Wassers steht dabei im Vordergrund, deshalb 'glissement' (besonders bei Grammont in mehreren Zitaten) und 'fluidité'. Über die Vorstellung des Wassers gelangt man durch eine weitere Assoziation dann offenbar auch zu 'limpide' und 'transparent'. 'douce' und 'dur' ist dagegen ein Oppositionspaar, das bei den Konsonanten recht häufig vorkommt. Als 'dur' gelten dabei berechtigterweise die Verschlusslaute, besonders aber */d/* (wohl wegen der Alliteration!).

Alle diese Fälle, wo der vermeintliche Lautsymbolismus ganz einfach durch den akustischen Eindruck des *signifiants* bestimmt wird, fallen gesamthaft aber nur schwach ins Gewicht. Vorherrschend sind Einzelbegriffe, welche sich kaum je zu einem bestimmten Bedeutungsfeld zusammenfügen lassen. Bei den meisten Einzelinterpretationen handelt es sich schlicht und einfach um Tautologien. Man stellt in irgendeinem Vers oder irgendeiner Zeile die Häufung gewisser Phoneme und Buchstaben fest, ob sie nun gewollt oder zufällig sei, und weist ihr einen bestimmten Sinn zu, natürlich denjenigen des Syntagmas oder Satzes, in dem diese Häufung auftritt. So erklärt J. Marouzeau:

Dans le vers de Victor Hugo:

Lente et molle rivière aux roseaux murmurants

nous percevons d'abord le glissement de l'eau, puis le bruissement de la brise (zit. p. 331).

Daß *r* in *roseau* eine lautsymbolische Bedeutung haben soll, nicht aber in *rivière* scheint ihn dabei nicht sonderlich zu stören. Auf diesem Wege kann man jedoch zu jeder Bedeutung für jedes Phonem gelangen, selbst zu den ausgefallensten:

Valois régnait encore: et ses mains incertaines,
De l'Etat ébranlé laissoient flotter les rênes, ... (Henriade)
Comme les L multipliées dans le second vers peignent ces rênes flottantes (zit. p. 326).

Gelegentlich wird bei solchen «Interpretationen» sogar auf den äußeren Anlaß der Alliteration verzichtet. So zitiert Pierre Clarac mit Zustimmung folgendes Urteil Rousseaus:

L'oreille musicienne de Rousseau ne s'y est pas trompée:
Il ouvre un large bec, laisse tomber sa proie.
«Ce vers est admirable; l'harmonie seule en fait image. Je vois un grand vilain bec ouvert; j'entends tomber le fromage à travers les branches». On ne peut mieux dire (zit. p. 39).

Weder Clarac noch Rousseau selber haben offenbar bemerkt, daß ihre «lautstilistische Interpretation» nichts anderes ist als eine simple Paraphrase des La Fontaine-Verses!

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß die «Substanz der Ausdruckseite» nicht neutral ist. Phoneme und Grapheme sind durchaus imstande, unterschiedliche ästhetische Werte zu verkörpern. Dies kommt besonders bei jenen Tests zum Ausdruck, wo mit fiktiven Wörtern ohne Bedeutung gearbeitet wird. Daß solche Erwägungen für den Wortschatz natürlicher Sprachen von Bedeutung sind, bleibt fraglich. Dagegen gibt es für mich nach der Lektüre dieses Buchs keinen Zweifel mehr, daß es unhaltbar ist, einzelnen Phonemen und Graphemen eine symbolische, nicht arbiträre Bedeutung zuschreiben zu wollen. Insofern hat Christian Louis van den Berghe einen wesentlichen Beitrag zur «Entmythologisierung» des vermeintlichen Lautsymbolismus geleistet.

Jakob Wüest



CLAIRE BLANCHE-BENVENISTE, *Recherches en vue d'une théorie de la grammaire française*. Essai d'application à la syntaxe des pronoms, Paris (Honoré Champion) 1975, 426 p.

Untersuchungen zu Verbalkonstruktionen sind derzeit groß in Mode. Dabei stehen verschiedene methodische Ansätze miteinander in Konkurrenz. Einen logisch-semantischen Ansatz vertritt die Kasusgrammatik (Fillmore, Anderson, Heger, Pottier usw.), einen streng morphologischen dagegen etwa Maurice Gross und sein *Laboratoire d'Analyse Documentaire et Linguistique*¹. Eine Zwischenposition nimmt sodann die deutsche Valenzgrammatik ein².

¹ Cf. MAURICE GROSS, *Méthodes en syntaxe. Régime des constructions complétives*, Paris 1975, und JEAN-PAUL BOONS / ALAIN GUILLET / CHRISTIAN LECLÈRE, *La structure des phrases simples en français. Constructions intransitives*. Présentation de MAURICE GROSS, Genève-Paris 1976 (*Langue et cultures* 8). – Eine didaktikorientierte Übersicht über die wichtigsten Konstruktionen geben PIERRE LE GOFFIC / NICOLE COMBE MC BRIDE, *Les constructions fondamentales du français*, Paris 1975.

² Auf romanistischem Gebiet ist zu nennen: WINFRIED BUSSE, *Klasse. Transitivität. Valenz. Transitive Klassen des Verbs im Französischen*, München 1974 (*Internationale Bibliothek für allgemeine Linguistik* 36). – Neuerdings ist erschienen WINFRIED BUSSE / JEAN-PIERRE DUBOST, *Französisches Verblexikon. Die Konstruktion der Verben im Französischen*, Stuttgart 1977, welches als Verblexikon den *Dictionnaire des verbes français* von J. und J.-P. CAPUT (Paris 1969) an Vollständigkeit deutlich übertrifft.

Claire Blanche-Benveniste ist keiner der genannten Schulen zuzuordnen, obwohl auch sie streng morphologisch vorgeht. Ihren theoretischen Ansatz bezieht sie vielmehr von Karel van den Eyde, von welchem sie im Vorwort schreibt: «Il a jeté sur le papier, en 1969, quelques lignes pour présenter l'hypothèse de l'approche pronominale», il ne les a jamais publiées» (p. 1). Die verwendete Methode sei deshalb hier zunächst kurz skizziert.

Ausgangspunkt ist das Personalpronomen, das nicht etwa als Substitut für ein anderes Satzglied betrachtet wird, was es in den ersten beiden Personen ohnehin nicht sein kann, sondern als ein «révélateur de constructions». Die nominalen Satzglieder erscheinen dann ihrerseits als «Lexikalisierungen» der Pronomen. Die Vorteile dieses Vorgehens für eine Sprache wie das Französische sind evident, denn einzig bei den Pronomen hat sich diese noch so etwas wie eine Kasusflexion bewahrt. Allerdings erscheint mir diese Erkenntnis auch nicht als grundsätzlich neu; nur hat man früher eher das Interrogativpronomen zur Bestimmung der Satzglieder in flexionsarmen Sprachen verwendet³. Jedenfalls erlaubt der Rückgriff auf die Pronomen unter den Verbalexpansionen eine Kategorisierung einzuführen, welche sprachimmanent und damit nicht willkürlich ist.

Claire Blanche-Benveniste erhält auf diese Weise ein Verzeichnis der Verbalkonstruktionen (p. 231–257), das besonders im Vergleich zu Maurice Gross (*op. cit.*) auf den ersten Blick etwas mager erscheint. Allerdings scheint mir Gross gelegentlich etwas zu weit zu gehen, bezieht er doch selbst Kriterien aus der Wortbildungslehre in seine Verbalklassierung ein. Auch bei so ausgefallenen Konstruktionen wie *J'ai repéré Paul travaillant* (Gross, *op. cit.*, p. 177) vermag ich gewisse Zweifel nicht zu unterdrücken. Ohnehin verfährt Gross mit dem Kriterium der Akzeptabilität ausserordentlich großzügig. Es ist ja durchaus möglich, daß jemand einmal in einer ausgefallenen Situation *abandonner* mit *que + subjonctif* verwendet. Nachdem ich diese Konstruktion in den großen Wörterbüchern und in einschlägigen Untersuchungen zum französischen Konjunktiv vergeblich gesucht habe, scheint mir diese Chance aber eher gering.

Demgegenüber dürfte die recht restriktive Auslegung von Claire Blanche-Benveniste angemessener sein, denn die umstrittene, aber unausweichliche Frage nach der Akzeptabilität wird man wohl am besten als ein Problem der «Norm» behandeln. Daneben sind jedoch bei unserer Verfasserin gewisse Unvollständigkeiten zu bemängeln. Die Gruppe *entendre, écouter, regarder, voir, sentir* ist offenbar völlig vergessen worden⁴. Bei Verben wie *devenir, être, rester, sembler, paraître* wäre als wichtiges Kriterium zu erwähnen, daß *le* hier mit einem Adjektiv kommutieren kann. Angesichts des gewählten Ausgangspunkts hat mich jedoch am meisten überrascht, daß die Verfasserin nirgends auf die Kombinationsbeschränkungen beim Subjekt beziehungsweise beim Subjektspronomen eingeht, da diese etwa im folgenden Beispiel überaus wichtig sind:

Je l'en déduis.

*Je s'en déduis.

*Cela l'en déduit.

Cela s'en déduit.

Die Verfasserin teilt die Personalpronomen in drei Paradigmen ein:

P 1: me, te, nous, vous, le, la, les, en, se.

P 2: me, te, nous, vous, se, lui, leur, y.

P 3: me, te, nous, vous, lui, leur, se, en.

³ Cf. auch das Vorgehen von ERIC BUYSSENS, *Les catégories grammaticales du français*, Bruxelles 1975.

⁴ Bei einer Stichprobe ist mir außerdem aufgefallen, daß bei *éviter* (p. 247) die Konstruktion *il m'évite, il t'évite* usw. unberücksichtigt blieb.

Diese drei Paradigmen können sich je nach Verb vollständig, teilweise oder gar nicht realisieren. Fragen ergeben sich besonders beim dritten Paradigma, das ja fast völlig mit dem zweiten übereinstimmt. (Wieso *se* in allen drei Paradigmen an anderer Stelle auftritt, bleibt mir unergründlich.) Es scheint mir eher zweifelhaft, daß *lui* und *en* in *les lui ôter* und *les en ôter* die gleiche Funktion haben, besonders wenn man an die Lexikalisierungen denkt (*ôter ses bottes à quelqu'un*; *ôter des meubles d'une pièce*). Es stellt sich dann ja auch heraus (cf. p. 251 ss.), daß von der Serie P 3 sich einzig *en* und *de lui* mit Pronomen der Serie P 2 kombinieren lassen.

Dagegen scheinen die Materialien der Verfasserin meine Auffassung zu bestätigen⁵, wonach die Pronomen von P 2 ihrerseits zwei Unterparadigmen bilden, welche sich ebenfalls nicht miteinander kombinieren lassen. Diese lassen sich wie folgt darstellen, wobei *lui* stellvertretend für jedes Dativpronomen steht:

$$\left. \begin{array}{l} \text{(lui)} \\ \text{(y)} \\ \text{(se)} \end{array} \right\} \quad \text{und} \quad \left. \begin{array}{l} \text{(à lui)} \\ \text{y} \\ \text{-} \end{array} \right\}$$

Beispiele:

1)	il lui obéit	il y obéit	il s'obéit
	il le lui interdit	–	il se l'interdit
	il lui parvient	il y parvient	–
	il le lui semble	–	–
2)	–	il l'y invite	–
	il pense à lui	il y pense	–

Nur das erste Unterparadigma mit «obligatorischem» Dativpronomen und möglicher Reflexivdiathese repräsentiert für mich den dritten Mitspieler (*tiers actant*) des Verbs. Das zweite Unterparadigma *y* (-à *lui*) gehört für mich so gut wie *en* (-de *lui*) zum Inventar der *circonstants*.

Der ertragreichste Teil des Buches scheint mir allerdings derjenige zu sein, welcher sich mit den Inkompatibilitäten zwischen den verschiedenen Personen befaßt. Claire Blanche-Benveniste stellt dazu zehn Regeln auf (p. 207–229), deren Präsentation mich nicht völlig überzeugt. Ich möchte sie deshalb hier in etwas veränderter Form wiedergeben⁶. Grundsätzlich wäre dabei zu unterscheiden zwischen generellen und strukturellen Inkompatibilitäten. Die erstern sind möglicherweise universell, dürften logisch-semantische Ursachen haben und sind daran zu erkennen, daß die Sprache auch nicht imstande ist, den gegebenen Sachverhalt sonstwie auszudrücken.

1) Zu diesen generellen Unverträglichkeiten gehören mit Sicherheit die Sequenzen **me nous* und **te vous*:

* Il me nous présente.

Cf. *Er stellt mich uns vor.

⁵ Cf. JAKOB WÜEST, *Les expansions du verbe et leur classification*, in: *Mélanges offerts à Carl Theodor Gossen*, Bern-Liège 1976, II, p. 925–943, besonders p. 931 s.

⁶ Ich bediene mich dabei bequemiheitshalber der traditionellen Terminologie.

2) Auch die Abfolge zweier Pronomen der gleichen Person wird schlecht akzeptiert:

? Il me présente à moi.

Man greift meist zur Verstärkung durch *-même*:

Il me présente à moi-même.

Diese Verbindung ist offenbar so ausgefallen, daß sie einen erhöhten Informationsaufwand erfordert, um akzeptiert zu werden.

3) Wenn ich recht verstanden habe, geht es bei Regel 6 von Claire Blanche-Benveniste um den sog. passivischen Gebrauch der Reflexivdiathese, welche nicht von einem indirekten Objekt gefolgt sein darf:

* Les tomates se vendent à moi.

Cf. *Die Tomaten verkaufen sich mir.

Was die Kombination von Akkusativ- und Dativpronomen betrifft, so gilt die spezifisch französische Regel, daß sich jedes Dativpronomen mit jedem der drei Akkusativpronomen *le, la, les* verbinden läßt. Alle andern Verbindungen sind unzulässig. Die Ursache liegt eindeutig darin, daß sich einzig *le, la, les* von den entsprechenden Dativpronomen *lui, leur* unterscheiden.

4) Stoßen die Akkusativpronomen der ersten beiden Personen auf ein Dativpronomen, so muß dieses in die «semi-lexikalische» Form übergeführt werden.

* Il me lui présente → Il me présente à lui.

* Il te lui présente → Il te présente à lui.

5) Es ist zu beachten, daß es keine «semi-lexikalische» Form des Akkusativpronomens gibt:

* Il lui présente moi.

6) Auch von *se* gibt es keine «semi-lexikalische» Form. Dieses ist deshalb von Regel 4 ausgenommen:

* Il nous associe à soi.

Als Ersatz kommt in Frage:

Il nous associe à lui-même.

y und *en* sind mit den übrigen Personalpronomen frei kombinierbar, nicht aber unter sich, weshalb folgende Regeln gelten:

7) Treffen *y* und *en* aufeinander, so muß zumindest das eine Pronomen durch eine «semi-lexikalische» Form ersetzt werden:

* y en ajouter → $\left\{ \begin{array}{l} \text{en ajouter à ça} \\ \text{y ajouter de ça} \\ \text{ajouter à ça de ça} \end{array} \right.$

8) Sind *y* und *en* jedoch Ortsangaben, so müssen immer beide «semi-lexikalisch» realisiert werden:

venir de là à là

9) Auch zwei *en* dürfen nicht aufeinander folgen, doch ist diese Gefahr eher gering. Claire Blanche-Benveniste nennt als Beispiel die Pronominalisierung von *imbiber des mouchoirs de liquide*.

Daß zwei gleiche Pronomen nicht aufeinander folgen dürfen, hat wahrscheinlich nicht nur formale Gründe; in diesem Fall würden auch die Bezüge verwirrt. Das entsprechende «Verbot», das auch unserer letzten Regel zugrundeliegt, dürfte deshalb wiederum generellen Charakter haben.

10) In *elle me lui paraît fidèle* bezieht sich *lui* nicht auf das Verb, sondern auf das Adjektiv *fidèle*. Kommen in einem solchen Fall zwei gleiche Pronomen nebeneinander zu stehen, so muß dasjenige, das sich auf das untergeordnete Adjektiv bezieht, in die lexikalische Form übergeführt werden:

* Elle lui lui paraît fidèle →
Elle lui paraît fidèle à son mari.

Im Deutschen ist * *sie scheint ihm ihm treu* ganz unmöglich, und selbst (?) *sie scheint ihm ihrem Mann treu* halte ich für fraglich.

Weit weniger zu überzeugen vermochten mich dagegen die Schlußkapitel des Buches, wo sich die Verfasserin mit verschiedenen Fragen beschäftigt wie der Komplementarität von *y* und *en* in bestimmten Verbpaaaren (*s'y habituer* / *s'en déshabituer*, *y inclure* / *en exclure*, usw.), der Wahl zwischen *avoir* und *être* in den zusammengesetzten Zeiten, Einschränkungen im Gebrauch der verschiedenen Diathesen, usw. Das sind alles sehr wichtige Themen. Es geht letztlich dabei um die Frage, welches Verhältnis zwischen dem semantischen Inhalt eines Verbs und seiner Konstruktionsweise besteht. Nur würde eine entsprechende Untersuchung eigentlich eine gesicherte semantische Theorie voraussetzen, und niemand wird der Verfasserin vorwerfen wollen, daß sie im heutigen Zeitpunkt über eine solche nicht verfügt. Gelegentlich scheint sie mir jedoch übergroße Vorsicht walten zu lassen.

Am Ende eines siebenseitigen Paragraphen, der sich mit den *constructions dépourvues de «se»* befaßt, liest man etwa: «Pour les différents verbes considérés, l'absence de *se* devrait être prévue par la pose, dans le lexique, d'un élément d'ordre sémantique à déterminer; il n'est pas question de faire ici» (p. 310). Nicht immer bleibt die Verfasserin gleichsam im Vorraum der Semantik stehen. An folgender Stelle scheint sie sich jedoch beinahe dafür zu entschuldigen: «Si l'on devait tenter un embryon d'analyse sémantique, on proposerait une double paraphrase, simplement pour éclairer le problème» (p. 330). Nicht immer ist Vorsicht eine Tugend. Hier führt sie dazu, daß zwar eine Menge von hochinteressanten Problemen angeschnitten werden, daß sich aber kaum je eine Lösung dafür abzeichnet. Was Wunder, wenn man da gelegentlich vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht.

Tatsächlich muß ich gestehen, daß ich die Lektüre des Buches von Claire Blanche-Benveniste ausgesprochen mühsam fand. Das hat, so hoffe ich, nichts mit mangelndem Interesse meinerseits zu tun, auch nichts mit der schon überdurchschnittlich großen Zahl von Druckfehlern. Den Hauptgrund sehe ich vielmehr im streng analytisch-induktiven Vorgehen der Verfasserin. Das heißt nicht, daß ich etwa grundsätzlich gegen den Gebrauch formal-mor-

phologischer Kriterien wäre. Diese sind vielmehr nötig, um nachzuweisen, ob ein semantischer Unterschied linguistisch relevant ist, d.h. ob er zur Definition der entsprechenden linguistischen Elemente notwendig ist. Es ist denn auch nicht zu übersehen, daß sich die formalistische Methode der Verfasserin in bestimmten Teilen des Buchs durchaus bewährt. Trotz grundsätzlicher Einwände halte ich es deshalb für eine wichtige Veröffentlichung.

Jakob Wüest

★

PETER BEHNSTEDT, *Viens-tu? Est-ce que tu viens? Tu viens? Formen und Strukturen des direkten Fragesatzes im Französischen*, Tübingen (Gunter Narr) 1973, VIII + 325 p. (Tübinger Beiträge zur Linguistik 41).

In dieser 1973 erschienenen Tübinger Dissertation setzt sich P. Behnstedt zum Ziel, die verschiedenen Frageformen des gesprochenen Französischen auf ihre Häufigkeit und Funktionen, sowie auf ihren stilistisch-semantischen Wert hin zu untersuchen. Anhand eines sehr umfangreichen Corpus, das sich in der Hauptsache aus Sendungen des Rundfunks, ferner aus Umfragen und Notierungen spontaner gesprochener Sprache zusammensetzt, werden die Formen des direkten Fragesatzes in verschiedenen Bevölkerungsschichten und Sprachregistern analysiert. Teil I gliedert sich in drei Hauptkapitel: 1. *Die Frageformen in der «langue populaire»* (p. 13–47), 2. *Die Frageformen in der Sprache der Mittelschicht* (p. 48–108) und 3. *Die Frageformen in der Rundfunksprache* (p. 108–207). Separat vom Text sind im umfangreichen Teil II (p. 211–319) die statistischen Auswertungen der von Behnstedt zusammengetragenen Materialien und solcher anderer Autoren aufgeführt. Angesichts der Fülle von Einzelergebnissen müssen wir uns im folgenden auf die Zusammenfassung der wichtigsten Fakten beschränken:

1. *Die Frageformen in der «langue populaire»*

Totale Fragen: aufgrund der gemachten Beobachtungen¹ ist erwartungsgemäß die Intonationsfrage, die einen Anteil von mindestens 95% aufweist, die Hauptform der populären Umgangssprache; die Frage mit *est-ce que* ist zwar gebräuchlich, ihr prozentualer Anteil ist aber äußerst niedrig. «Die Inversion muß man als aufgegeben bezeichnen, sieht man von erstarrten Formen wie: «vois-tu?», «voyez-vous?», «penses-tu?» u.ä. ab» (p. 21). Sehr ausführlich behandelt P. Behnstedt die Fragepartikel *ti* (p. 14–32), über deren Frequenz und Ausbreitung Unklarheit herrscht. Eine Reihe namhafter Linguisten wie L. Foulet, P. Guiraud und R. Le Bidois betrachten *ti* als Hauptform der «langue populaire», andere – z.B. G. Paris oder A. Blinkenberg – glauben sogar an ein Übergreifen dieser Partikel auf obere Sprachregister. In krassem Gegensatz dazu stehen u.a. die Aussagen von A. Dauzat oder L. Söll, wonach *ti* im Aussterben begriffen sei. Behnstedts Erhebungen bestätigen deutlich die äußerst geringe Vitalität der *ti*-Fragen; keine einzige *ti*-Form tauchte in den Gesprächen der Arbeiter auf, ebenfalls ergab die Sichtung zeitgenössischer Literatur, in der die «langue

¹ BEHNSTEDT hat hier nur typische Beispiele notiert. Tonbandaufnahmen ließen sich mit seiner Tätigkeit als LKW-Beifahrer nicht vereinbaren. Als wichtigen Anhaltspunkt bezeichnet BEHNSTEDT zwei Umfragen, die er 1969 und 1972 durchführte.

populaire» imitiert wird, durchwegs niedere Werte: 1,2% in Queneau, *Zazie dans le Métro*, 7,1% in Céline, *Voyage au bout de la nuit* und 15% in Benjamin, *Gaspard*. Diese Beobachtungen konnte der Verfasser auch mit Hilfe einer Umfrage, die er in der Haute-Marne² bei 41 Personen (Bauern und Arbeiter) durchführte, bestätigen (p. 21–32). *Ti* wird danach vorwiegend in abgelegenen Ortschaften von der älteren Bevölkerung verwendet, und zwar überdurchschnittlich häufig für die 3. Pers. Pl. («ils sont-i là?») und in formelhaften Wendungen wie «c'est-i». In größeren Orten und bei der jüngeren Generation hingegen scheint *ti* weitgehend von der Intonation verdrängt worden zu sein. P. Behnstedt kommt zum Schluß, daß es verfehlt sei, *ti* als «forme essentielle» der «langue populaire» zu bezeichnen. Vielmehr ist dies die Intonation. *Ti* verdient das Prädikat «bäuerlich/ländliche Redeweise». (...) Von einem Übergreifen von *ti* auf die familiäre Sprache der gehobenen Schichten kann auf gar keinen Fall die Rede sein» (p. 32).

Partielle Fragen: hier ist das völlige Verschwinden der Inversion auf Kosten der normalen Wortstellung hervorzuheben. P. Behnstedt unterscheidet vier Typen:

- | | |
|--|---------------------------------|
| a) Fragewort – Subjekt – Verb | <i>où il est ?</i> |
| b) Fragewort – <i>que</i> – Subjekt – Verb | <i>où qu'il est ?</i> |
| c) Fragewort – periphrastisches Element – Subjekt – Verb | |
| 1) <i>est-ce-que</i> | <i>où est-ce qu'il est ?</i> |
| 2) <i>c'est que</i> | <i>où c'est qu'il est ?</i> |
| 3) <i>que c'est que</i> | <i>où que c'est qu'il est ?</i> |
| d) Subjekt – Verb – Fragewort | <i>il est où ?</i> |

Zusammen mit den *que*-Formen ist der Typ *où il est ?* am häufigsten anzutreffen; eine auffallende Affinität ist zwischen dieser Form und den Fragewörtern *pourquoi*, *combien*, *où* und *qui* zu beobachten. Dem Typ *où qu'il est ?* begegnet man sehr oft in Verbindung mit *pourquoi*, *quoi* und *quel*. Der Gebrauch der einzelnen Formen hängt demnach sehr stark vom Fragewort ab. Behnstedt hält fest, daß die *que*-Formen den Sprecher der Unterschicht charakterisieren, während die einfachen Formen (*où il est ?*) beiden Sprachebenen, dem der Unter- und der Mittelschicht angehören. Die periphrastischen Formen treten häufig in Verbindung mit *où* (*c'est que*) und *quand* (*est-ce que*) auf; bei *quand* ist überhaupt nur die periphrastische Form oder die Nachstellung die Regel. Bei den superperiphrastischen Formen dominiert der Typ *que + c'est que*, vor allem bei *où*, *quand* und *qui*. Die Nachstellung des Frageworts ist bei *combien* und *quand* besonders beliebt, ferner bei *qui*, *quel* und *quoi*. Die Länge des Fragewortes, so scheint es, spielt dabei keine Rolle.

2. Die Frageformen in der Sprache der Mittelschicht

Die Frageformen der Mittelschichtssprecher werden in drei verschiedenen Gesprächssituationen, die der Autor mit «familiär», «neutral» und «höflich-förmlich» bezeichnet, untersucht. Das Hauptaugenmerk gilt der familiären Sprache, dem «Register, dessen man sich im Umgang mit Verwandten, guten Bekannten, mit Kindern, oft auch mit sozial niedriger stehenden Personen bedient» (p. 49). Wenden wir uns im folgenden der Frageformen in familiären Gesprächssituationen zu:

² Es handelt sich um das Gebiet, in dem laut ALF-Karte 1417 (*voulez-vous... ?*) *ti* lebendig ist.

Totale Fragen: Wie in der «langue populaire» ist die Intonation mit einem Anteil von 90–95% Hauptfrageform. *Est-ce que*- und Inversionsfragen werden hingegen nur sporadisch verwendet (p. 51). Was die Inversion betrifft, so tritt sie vornehmlich in Verbindung mit ein- und zweisilbigen Hilfs- und Modalverben auf: *as-tu?*, *est-il?*, *avez-vous?*, *veux-tu?* etc., ferner ausschließlich in Fragen mit pronominalem Subjekt. Die komplexe Inversion (*ton frère est-il arrivé?*) ist auch in der Sprache der Mittelschicht nicht gebräuchlich. «Der Fragesatz mit nominalem Subjekt wird wie in der «langue populaire» vor allem als segmentierter Fragesatz realisiert» (p. 55).

Partielle Fragen: zum ersten Mal stoßen wir hier auf nennenswerte Unterschiede zwischen «langue populaire» und «langue familière»: – *que*-Formen, hybride und superperiphrastische Formen kommen in der Sprache der Mittelschicht nicht vor. – Der desinvertierte Typ (*où c'est qu'il est?*) ist seltener als in der «langue populaire». An seiner Stelle finden *est-ce-que*-Formen Verwendung, die sich sehr stark auf *où* und *quand* konzentrieren. – Im Unterschied zum Sprachgebrauch der Unterschicht ist die Inversion noch lebendig, und zwar vor allem in festen Wendungen mit *comment* (*comment allez-vous?*), in Verbindung mit *où* und schließlich beim Verb *vouloir* (p. 56–63). – In den äußerst seltenen nominalen Fragesätzen ist in beschränktem Maß die Inversion anzutreffen, besonders nach *où*, *comment*, *qui* (Präpositionalobjekt/prädikativ), immer nach *quel* (prädikativ) (p. 65). Die komplexe Inversion hingegen muß man auch hier als völlig aufgegeben bezeichnen (p. 67). Berührungspunkte mit der «langue populaire» sind festzustellen: einerseits bei der einfachen Wortstellung, am häufigsten nach *pourquoi*, *comment*, *quoi* (Präpositionalobjekt), *quel* und *qui*, andererseits bei der Nachstellung des Fragewortes, besonders *combien*, *quand*, *quoi* (Präpositionalobjekt) und *quel*, selten *comment*, nie *pourquoi* (p. 63–65). Wie bereits bei den totalen Fragen führte Behnstedt im Rahmen der «interrogation partielle» bei 200 Mittelschichtsprechern³ eine Meinungsumfrage zum Sprachgebrauch durch. Vor allem interessiert ihn die Frage nach der Akzeptabilität der Nachstellung des Fragewortes (p. 77–98). Unabhängig vom sozialen Kontext akzeptieren die MS-Sprecher die Nachstellung von *quel*, *quand*, *combien*, *quoi* und *qui* eher als die von *où*, *comment* oder *pourquoi*. Für eine «höflich-förmliche» Gesprächssituation sprach sich aber die Mehrheit der Befragten gegen die Nachstellung des Fragewortes aus (p. 83). Unabhängig vom Kontext wurden *c'est que*-Formen meist als vulgär empfunden, Fragen mit *est-ce que* durchwegs akzeptiert, besonders in Verbindung mit *où* und *quand* (p. 95); die einfache Wortstellung stieß auf allgemeine Ablehnung, abgesehen von *combien il y en a?* oder *comment tu le trouves?* und Sätzen mit *ça* als Subjekt (p. 97). In zwei kurzen Abschnitten werden noch die Frageformen in der Sprache der politischen Debatten (p. 98–100) und des Unterrichts (p. 100–102) behandelt. In beiden Registern dominiert erwartungsgemäß die Inversion. Am Schluß des dritten Kapitels gibt der Verfasser einen Überblick über die unterschiedliche Beurteilung der nicht-inversiven Formen in totalen und partiellen Fragen bei einer Reihe von Linguisten (p. 102–108).

3. Die Frageformen in der Rundfunksprache

Zweifellos bildet dieses Kapitel das Kernstück der vorliegenden Arbeit: nicht weniger als 4000 Interviews und 815 Nachrichtendialoge⁴ wurden aufgezeichnet, so daß dem Verfasser ein Corpus von 20085 direkten und 7312 elliptischen und suggestiven Fragen zur

³ Befragt wurden 50 Personen aus freien Berufen: Ärzte, Rechtsanwälte usw., 50 Volksschul- und Gymnasiallehrer sowie 100 Studenten.

⁴ Als Sender wählte P. BEHNSTEDT *France Inter*.

Verfügung stand. Die Klassifikation der Interviews und Gespräche erfolgt nach soziolinguistischen Kriterien; die interviewten Personen wurden gemäß einem dreistufigen Statusmodell⁵, die Gespräche – nach ihrem Förmlichkeitsgrad – eingeteilt in:

a)	formelle Gesprächssituation	Abk.
	Personen mit hohem Sozialprestige	OF
	Personen mit mittlerem Sozialprestige	MF
	Personen mit niedrigem Sozialprestige	UF
	Nachrichtendialoge	KF
b)	informelle Gesprächssituation	
	Personen mit hohem Sozialprestige	OI
	Personen mit mittlerem Sozialprestige	MI
	Personen mit niedrigem Sozialprestige	UI
	Kollegiale Gespräche	KI (p. 123)

Totale Fragen: die Auswertung der 4000 Interviews und Gespräche ergab 12069 totale Fragen:

Inversion	2410 = 19,9%
<i>est-ce que</i>	4706 = 38,9%
Intonation	4953 = 41,2%

Zwei Dinge fallen hier besonders auf: einerseits der geringe Anteil der Inversion und andererseits die im Vergleich zur familiären Sprache häufig verwendete *est-ce que*-Frage. Weniger überrascht die Tatsache, daß die Intonation in der Sprache des Rundfunks, wo man sich, wie Behnstedt feststellt, der Schriftsprache bedient (p. 108), nicht in dem Ausmaße dominiert wie in der «langue familière». «Das Verhältnis der drei Frageformen zueinander (2410 : 4706 : 4953) ändert sich völlig, wenn wir es in unseren acht Gruppen untersuchen. Dann stellen wir fest, daß die Inversion in förmlichen Gesprächen weitaus mehr gebraucht wird, und daß ihr Anteil mit dem Sozialprestige des Gesprächspartners steigt. Die Inversion ist also eine vom sozialen Kontext abhängige Variable» (p. 124). Interessant ist außerdem, daß der Inversionsanteil in informellen Interviews mit Personen der Gruppe O und M höher ist als in formellen Gesprächen mit Angehörigen der Gruppe U. Es besteht demnach eine Korrelation zwischen Inversion und Intonation; das bedeutet, «daß in dem Maße, wie der Anteil der Inversion steigt, der der Intonation sinkt, und umgekehrt» (p. 125). Während Inversion und Intonation von Gesprächsteilnehmer und Gesprächssituation abhängige Varianten sind, kann die Periphrase *est-ce que* als «sozial neutrale» (d. h. für jeden Kontext mögliche) Form betrachtet werden (p. 125–126).

Partielle Fragen: hier nimmt die Inversion einen bedeutenden Platz ein; ihr Anteil steigt in informellen Gesprächen von 57,5% (bei Personen mit niedrigem Sozialprestige) bis 87,5% (in Nachrichtendialogen) sinkt in informellen Gesprächen selbst bei Personen der Gruppe U nicht unter 35,6% (p. 132 und p. 267). Es zeigt sich also auch hier, daß der Gebrauch der Inversion sich nach dem sozialen Kontext richtet. Zweithäufigste Form ist die Nachstellung

⁵ Zur Klassifikation dienten Beruf und Position der Interviewten. «Eine Einteilung nach einem nuancierten Schichtenmodell (...) war deshalb nicht möglich, weil uns so wichtige Daten wie die Einkommensverhältnisse der Interviewten nicht bekannt waren» (p. 112).

des Fragewortes; sie tritt aber weitgehend nur in informellen Interviews auf. Das gleiche gilt auch für die einfache normale Wortstellung und die *est-ce que*-Frage, die in Nachrichten und formellen/informellen Gesprächen mit Personen der Gruppe O sehr selten anzutreffen sind (p. 136 und 144). Die Ergebnisse zeigen deutlich, daß man sich in der Sprache des Rundfunks mehrheitlich der von der normativen Grammatik sanktionierter Formen bedient. «Es gibt also Formen, die tabu sind, obwohl man sie in der Umgangssprache recht häufig hört. Der Grund ist dafür letzten Endes der, daß man nicht privat miteinander redet, sondern vor Publikum» (p. 144).

Die Wahl der einzelnen Frageformen hängt aber nicht allein von sozialen Faktoren ab. In einem Unterkapitel «Immanente Analyse» (p. 144–172) werden sprachinterne Faktoren auf ihre Funktion hin untersucht. – Totale Fragen: was das Subjekt des Fragesatzes betrifft, ist der Gebrauch der Inversion im Gegensatz zur Alltagssprache in nominalen Sätzen ebenso häufig wie in solchen mit pronominalem Subjekt; *est-ce que* taucht vornehmlich im nominalen Fragesatz auf (p. 145–146). Die Wahl der Fragekonstruktion hängt im weiteren ab von der Verbform (die Inversion tritt besonders in Verbindung mit *vouloir, s'agir, pouvoir, falloir* etc. auf) (p. 148–151), von der Person (hier konzentriert sich die Inversion auf die 3. Pers. Sg./Pl. und die 2. Pers. Pl.) (p. 151–152), von der Silbenzahl der Verbalform (sehr hoher Inversionsanteil bei einsilbigen Verbformen: *a-t-il?, est-il?* etc.) (p. 152) und schließlich von Tempus und Modus (überdurchschnittlich hoher Anteil der Inversion bei synthetischen Futurformen, begründet in der Vorliebe für Verbindung zweier Prestige- bzw. Intensivformen) (p. 153–154). – Bei den partiellen Fragen kommt außerdem dem Fragewort bei der Wahl der Frageform besondere Bedeutung zu. Deutlicher noch als in der Umgangssprache zeigt sich, daß die Inversion überdurchschnittlich häufig nach *comment, qui* (prädikativ, direktes Objekt + unpersönliches Verb) und *où* gebraucht wird (p. 163); die einfache normale Wortfolge kommt nach *comment* und *pourquoi*, die *est-ce que*-Frage nach *où, pourquoi* und *comment* besonders oft vor (p. 165–169).

Im letzten Unterkapitel (p. 175–207) werden die verschiedenen Frageformen auf ihren stilistisch-semantischen Gehalt hin untersucht. Nach Meinung Behnstedts ist die Inversion – gegenüber der Intonationsfrage – als eine mögliche Intensivform zu betrachten. Sie tritt oft in Fragen auf, denen besonderes Gewicht beigemessen wird, so etwa zu Beginn oder am Ende eines Interviews (p. 182)⁶. Daß es sich bei der Inversion um eine Intensivform handelt, geht auch daraus hervor, daß sie oft in Fragen steht, deren affektiver Gehalt auch lexikalisch durch Adverbien wie *alors, vraiment, véritablement* etc. ausgedrückt wird (p. 183–186). Neben der Inversion wird ebenfalls die *est-ce que*-Frage gegenüber der Intonation als Intensivform eingesetzt. Diese hat, wie M. Wandruszka⁷ betont, Signalcharakter; sie signalisiert dem Gesprächspartner sehr deutlich, daß ihm eine Frage gestellt wird. «Vielfach ist die *est-ce que*-Frage eindeutiger als die beiden anderen Frageformen, vor allem, wenn die Kommunikation nicht auf direktem Wege geschieht wie am Telefon» (p. 173). «Da *est-ce que* die Frage von vorneherein anzeigt, steht die *est-ce que*-Frage oft, wenn zu einem neuen Thema übergeleitet wird, oder wenn ein neuer Sprechabschnitt beginnt» (p. 175). In welchem Verhältnis stehen nun die drei Frageformen zueinander? P. Behnstedt resumiert seine Beobachtungen wie folgt:

⁶ Daß in Einleitungs- und Schlußfragen die Inversion dominiert, hängt sicherlich auch damit zusammen, daß diese unabhängig vom Verlauf des Gesprächs schriftlich vorformuliert werden können; der Gebrauch der Inversion als Frageform des *code écrit* ist daher Konvention.

⁷ M. WANDRUSZKA, *Réflexions sur la polymorphie de l'interrogation française*, in: *Mélanges offerts à M. Georges Straka*, Lyon/Strasbourg 1970, vol. II, p. 71.

« – der Gebrauch von Inversion und Intonation richtet sich in erster Linie nach dem sozialen Kontext. Erst sekundär kann die Inversionsfrage in Opposition zur Intonationsfrage als Intensivform verwendet werden.

– Die *est-ce que*-Frage wird unabhängig vom sozialen Kontext gebraucht. Vor allem in Opposition zur Intonationsfrage wird sie als Intensivform eingesetzt.

– Damit soll nicht gesagt werden, daß die Intonationsfrage grundsätzlich eine *«interrogation à faible intensité»* sei. Durch den Tonfall kann man sehr wohl die verschiedensten expressiven Nuancen ausdrücken wie: größere Neugier, Ungeduld, Ärger usw. Doch ist die Intonationsfrage sehr oft beiläufig, sehr oft erwartet man auf sie eine positive Antwort» (p. 189).

Im Schlußwort (p. 207–210) werden die wichtigsten Ergebnisse dieser detaillierten Untersuchung kurz zusammengefaßt.

Von allen bisherigen Arbeiten über den französischen Fragesatz darf die vorliegende Dissertation als die umfassendste Darstellung dieses komplexen Sachverhaltes gelten. P. Behnstedt begnügt sich nicht allein damit, die Interrogation unter sozialen (und regionalen) Gesichtspunkten zu durchleuchten, auch innersprachliche Gegebenheiten, die Einfluß auf die Wahl der Frageformen ausüben, werden ebenso minutiös untersucht wie der stilistisch-semantische Wert der einzelnen Fragekonstruktionen. Beeindruckend auch der Umfang des in Tabellen zusammengestellten Zahlenmaterials, das statistische Berechnungen zu eigenen Erhebungen umfaßt, wobei auch Daten anderer Autoren zum Vergleich herangezogen werden.

Trotz dieser unbestreitbaren Vorzüge, welche diese Arbeit auszeichnen, gibt u.a. die Erfassung der gesprochenen Sprache Anlaß zu Kritik. Der Autor gibt in der Einleitung (p. 5) an, seine Analyse auf spontane Rede zu stützen. Zur Beschreibung der Fragekonstruktionen in der *«langue populaire»* dienen außer persönlichen Beobachtungen und Notierungen typischer Beispiele vor allem zwei Umfragen, bedauerlicherweise aber keine Aufnahmen spontaner Gespräche. Bei der Untersuchung der Frageformen der *«langue familière»* kann sich Behnstedt zwar auf ein Corpus spontaner gesprochener Sprache stützen, mit der wichtigen Einschränkung allerdings, daß die Frageformen handschriftlich und in kodierter Form erfaßt werden mußten, *«sodaß es nicht möglich war, Feinheiten zu berücksichtigen»* (p. 6). Durch diese Mängel wird die Aussagekraft der erzielten Ergebnisse, besonders im Falle der *«langue populaire»*, wo kein Corpus echter Sprechsprache vorliegt, erheblich eingeschränkt. Ein Wort noch zu den Umfragen: abgesehen von der Tatsache, daß die Meinung, die der Sprecher von seinem Sprachgebrauch hat, oft erheblich von seinem tatsächlichen Sprachgebrauch abweicht, scheint uns die Verwendung von Umfragen zur Erfassung von Eigenheiten der gesprochenen Sprache äußerst problematisch, besonders dann, wenn den Informanten Sätze der *«langue parlée»* in schriftlicher Form zur Beurteilung vorgelegt werden. In diesem Zusammenhang möchten wir auf L. Sölls Feststellung hinweisen, *«daß Züge des code parlé, die in phonischer Gestalt völlig normal und unanstößig sind, in graphischer Form nur schwer akzeptiert werden, wenn sie vom code écrit abweichen»*⁸. Ein gutes Beispiel für die Divergenz zwischen *code parlé* und *code graphique*, der P. Behnstedt leider nicht genügend Rechnung trägt, liefert der Testsatz: *«Pourquoi vous me l'avez pas dit?»*. Dieser Satz, der Mittelschichtsprechern schriftlich zur Beurteilung vorgelegt wurde, schockierte – laut Behnstedt – nicht so sehr aufgrund der einfachen normalen Wortfolge, sondern vielmehr wegen Fehlens der Negationspartikel *ne*. Die von Behnstedt aufgeworfene Frage, *«ob die Beurteilung vielleicht <positiver> gewesen wäre, wenn man den Testpersonen die Sätze*

⁸ L. SÖLL, *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*, Berlin 1974, p. 102.

vorgelesen hätte» (p. 96), möchten wir auf jeden Fall entschiedener bejahen als es der Verfasser tut. Kritik ist ferner in bezug auf das Literaturverzeichnis angebracht, in dem eine Reihe wichtiger Beiträge zum französischen Fragesatz wie die von D. Coste, G. Moignet, B. Schlyter, L. Söll, Y. Szmidt, R. M. Terry und A. Valdman⁹ nicht berücksichtigt wird. Im weiteren fällt auf, daß der Autor den Begriff «langue populaire» überhaupt nicht, den Begriff «Mittelschicht» nicht präzise genug definiert.

Trotz dieser kritischen Bemerkungen sind wir der Meinung, daß es P. Behnstedt aufgrund seiner minutiösen Analysen und umfangreichen statistischen Berechnungen gelungen ist, Licht in den *buisson touffu* des französischen Fragesystems zu bringen.

Beat Butz



JOAN COROMINAS, *Tópica Hespérica. Estudios sobre los antiguos dialectos, el substrato y la toponimia romances*, Madrid (Gredos) 1972, 2 vol., 411 + 428 p. (BRH II/169).

In seinen *Tópica Hespérica* vereinigt Joan Corominas eine Reihe toponomastischer und etymologischer Studien sowie Besprechungen verschiedener grundlegender Werke, die sich in den gewählten Themenkreis einfügen oder gewisse Beziehungen zu ihm aufweisen. Der außerordentliche Reichtum dieser Aufsatzsammlung erlaubt nur eine kurze Vorstellung, die den Appetit des künftigen Lesers wecken soll.

Nr. 1–4 des ersten Bandes gehören ins Gebiet der Toponomastik: *De toponomástica hispana. Juicios, planes y tanteos – Para el origen de algunos antiguos nombres de lugar castellanos de origen céltico – Sobre la etimología de Madrid – Toponomástica cuyana.*

Schon der erste Beitrag charakterisiert alle folgenden in dem Sinne, daß er keine einfache Lektüre darstellt, aber um so fesselnder wird, je länger man sich mit ihm beschäftigt. In gewissem Sinne handelt es sich um ein eklektisches Lehrbuch der Toponomastik (Festschriftbeitrag). Die Literaturhinweise sind für den Nichtspezialisten oft etwas lakonisch. Grundsätzlich wichtig sind die Regeln, welche für die Beschäftigung mit diesen Forschungen aufgestellt werden: phonetische Konsistenz, Zeugnisse alter Belege, moderne Aufnahmen an Ort und Stelle, Warnung von den Gefahren der Homonymie, Ablehnung phantastischer Relationen, wobei der Autor mit schöner Offenheit eigene frühere Irrtümer zur Illustration benutzt und sich auch nicht scheut, Pseudoetymologien anderer Forscher als solche zu bezeichnen. So wird der Inhalt oft zum etwas telegraphischen Kommentar der Veröffentlichungen anderer Autoren, so daß ein eingehendes Studium die gleichzeitige Lektüre des Originals

⁹ D. COSTE, *Les procédés d'interrogation directe*, Saint-Cloud (CREDIF), s.d. (*Etude des Conversations d'enfants de neuf ans 1*); G. MOIGNET, *Esquisse d'une théorie psycho-mécanique de la phrase interrogative*, *Langages* 3 (1966), 49–66; B. SCHLYTER, *Les types interrogatifs en français moderne*, *MSpr.* 51 (1957), 99–115; L. SÖLL, *Die direkte Satzfrage im Übersetzungsvergleich*, in: *Interlinguistica, Festschrift zum 60. Geburtstag von Mario Wandruszka*, Tübingen 1971, p. 533–544; Y. SZMIDT, *Etude de la phrase interrogative en français canadien et en français standard*, in: *Recherches sur la structure phonique du canadien français*, éd. par P. LÉON, Paris (Didier) 1969, R. M. TERRY, *The Frequency of Use of the Interrogative Formula «est-ce que»*, *French Review* 40 (1967), 814–816 und «Faut-il» or «Est-ce qu'il faut»: *Inversion vs. «est-ce que»*, *French Review* 43 (1970), 480–482; A. VALDMAN, *Norme pédagogique. Les structures interrogatives du français*, *International Review of Applied Linguistics in Language Teaching* 5 (1967), 3–10.

verlangt, das nicht immer leicht greifbar ist. Daneben finden sich aber eine Reihe wertvoller methodischer Hinweise, die ein Forschungsprogramm in nuce enthalten, und eine alphabetisch geordnete ON-Auswahl, welche die einleitend ausgeführten Kriterien belegt und zahlreiche ebenso interessante wie anregende und erleuchtende Beispiele enthält.

Der folgende Aufsatz ergänzt die Thesen des ersten für einen bestimmten etymologischen bzw. historischen Sektor. Die Phonetik als Methode wird souverän gehandhabt. Der ON offenbart die Siedlungsgeschichte und geographische Verhältnisse, die ihrerseits einen Hinweis auf die Etymologie bieten. Man bedauert hin und wieder die allzu kurze und stichwortartige Darstellung, bewundert aber die eindrucklichen, revelatorischen Lösungen einer Reihe von Problemen, welche die Lektüre geradezu passionierend gestalten. Das sichere Urteil des Forschers prägt auch die Fußnoten, die oft ein eigenes lohnendes Studium erfordern. Mit besonderem Gewinn und Vergnügen habe ich die kurzen Analysen über Lubián (Sanabria) und Verague (Toledo), Monfrague (Cáceres) gelesen; nur verstehe ich im Hinblick auf port. *saiba* nicht die kategorische Aussage, daß -PI- niemals sonorisiert wird.

Es folgt die kurze, brillante und überzeugende Darstellung der Etymologie von Madrid (warum kein Hinweis auf Berceo?).

Die *Toponomástica cuyana* bildet das transatlantische Komplement der drei im engeren Sinne hispanischen Studien. Für den Nichtamerikanisten eine schwierige Lektüre, da der Autor – wohl infolge der Veröffentlichung dieses Aufsatzes in einer argentinischen Zeitschrift – auf erklärende Hinweise für europäische Leser verzichtete. Trotzdem sind auch die Uneingeweihten imstande, die methodisch wertvollen und interessanten Darlegungen zu würdigen, welche die Toponymie als lexikalisches Archiv interpretieren. Auch wenn der europäische Hispanist nicht sofort weiß, wer und was mit *millcayac*, *gharpe*, *diaguita* und anderen indianischen Namen gemeint ist, interessieren ihn die lexikologischen Resultate des landschaftlichen Erlebnisses einer neuen Welt, der Einfluß der Tierfarben auf die Fluß- und Flurnamen, die sprachlichen Überreste der Ureinwohner, hybride Bildungen, Verschiedenheit der Substrate und vieles andere. Auch hier ergeben sich wertvolle grundsätzliche Erkenntnisse: das entscheidende Kriterium der geographischen Lokalisierung der einzelnen Indianeridiome, die charakteristischen toponomastischen Suffixe bestimmter Gebiete, welche zugleich ethnische Indizien sind, die phonetische Substitution, die grammatischen Voraussetzungen der Etymologisierung und schließlich die Einbeziehung der historischen Phonetik. Nicht weniger interessant sind die Hinweise auf die prinzipiellen Parallelen der toponomastischen Erforschung jedes beliebigen Gebietes, die charakteristischen Phoneme, die semantischen Vergleiche, die geographischen Bedingungen der einzelnen ON und zum Abschluß, wenn immer möglich, die Ausnützung und Bestätigung durch historische Quellen.

Damit endet der erste Block, und es folgen die zahlreichen Besprechungen, z. T. unterbrochen von einzelnen lexikologischen Studien.

Die Würdigung des *Rätischen Namenbuches* ist natürlich für Schweizer Romanisten besonders interessant und belegt einmal mehr die Anhänglichkeit, welche der Autor unserem Lande und besonders seinem Lehrer Jakob Jud bewahrt. Vom hispanistischen Standpunkt aus ergeben sich Deduktionen für die Iberoromania und speziell Iberoamerika. Aus naheliegenden Gründen werden wir uns beim Bericht über diese und die folgenden Besprechungen kurzfassen. Grundsätzlich wichtig: der wiederholte Hinweis auf die absolute Notwendigkeit einer möglichst vollständigen Zusammenstellung aller alten Formen, die Bedeutung des Studiums der sog. «toponimia menor», die besonderen phonetischen Bedingungen der ON-Entwicklung unter dem Einfluß von Metathese, Dissimilation u.ä. und schließlich die Überzeugung, daß auf diesem Gebiet nur die kollektive Arbeit zum Ziele führen kann. Aus seiner eigenen reichen Erfahrung skizziert der Rezensent eine Art Handbuch für ON-Forscher, in dem er

z.B. die Bedeutung des Artikels für das Erkennen von Gattungsnamen erwähnt, die Geschichte des Kulturwechsels gewisser Pflanzen streift und den Widerhall des Sprachwandels an Orts- und Flurnamen illustriert, immer mit interessanten Ausblicken auf sein eigenes Forschungsgebiet.

Die nächste Besprechung gilt den *Documentos lingüísticos del Alto Aragón* von Navarro Tomás und dem von Tilander edierten *Vidal mayor*, die er unter dem Titel *Dos grandes fuentes para el estudio del aragonés arcaico* zusammenfaßt, also ein dialektologisches Thema, das nicht nur als Bericht sondern als Kommentar lehrreich und anregend zu lesen ist. So verlockend es wäre, auf einige Beispiele zu verweisen, gehen wir weiter zum nächsten, thematisch verwandten Aufsatz, *Nuevas fuentes del conocimiento del alto aragonés y del catalán occidental pirenaico*. Besprechung und Kommentar der *Colección Diplomática de Obarra* von Martín Duque, aber mehr Kommentar als Besprechung und zugleich Ausblick auf andere Publikationen des gleichen Sektors. Toponomastische Revelationen wechseln mit unverhüllter Kritik an einer ganzen Reihe wohlbekannter Autoren, und manche Seiten bestehen geradezu aus Korrekturen am laufenden Band, die natürlich der Philologe bei der Arbeit eines Historikers kaum unterdrücken kann. Die Identifizierung zweier Dorfnamen im Gebiet von Benasque, Cerler und Anciles (offizielle Bezeichnungen), ist so luminös, daß sie hier wenigstens genannt werden muß, und ebenso die kostbare Entdeckung von Birils (zwischen Pont de Suert/Lérida und Castanesa/Huesca). Wir bleiben im gleichen Gebiet mit *Los nombres de la lagartija y del lagarto en los Pirineos*. Den Ausgangspunkt dieser Studie bildet die Arbeit von Elcock, *The enigma of the lizard in Aragonese dialect*; aber Corominas stellt von Anfang an klar, daß er mehr als eine Besprechung im Sinn hat, sondern Kommentar, Korrektur und praktisch eine Fortsetzung der lexikologischen Untersuchung geben will. Das Kaleidoskop der Formen ist mit virtuoser Argumentation gemeistert, während der folkloristisch-magische Faktor nicht berücksichtigt wird. Die Polemik über die morphologische Komponente (Artikel IPSE) zeigt die gewohnte Überlegenheit des Verfassers, der nicht nur über alle erdenklichen Materialien und Unterlagen verfügt, sondern auch in dieser Sprachlandschaft beheimatet und mit ihr verwachsen ist, so daß er die Entwicklung und Wanderung des umstrittenen Wortes mühelos überblickt, das sich schließlich durch seine Struktur als vom Katalanischen und/oder Gaskognischen übernommenes Lehnwort enthüllt. Auch hier bewährt sich die Regel, daß der moderne Dialekt nicht ohne Kenntnis der mittelalterlichen Sprachform beurteilt werden darf, und der Leser erkennt einmal mehr ein von lichtvollen Belehrungen überquellendes Meisterstück.

Die Menéndez Pidal gewidmeten *Rasgos semánticos nacionales* sind ein unabhängiger Aufsatz zur Lexikologie, in dem Amerikanismen auf nautischem und militärischem Gebiet (*la valentía*) behandelt werden. Was den Gebrauch von *acá* statt *aquí* anbetrifft, kann ich vermerken, daß ich ihn auch im Landesinneren und auf dem Lande gehört habe, so daß sich also wohl diese ursprünglich auf städtische Zentren beschränkte Substitution immer weiter ausdehnt (auch in Chile gebräuchlich). Die Verallgemeinerung anfangs mit der Seefahrt verbundener Ausdrücke ist auch im nordamerikanischen Englisch zu finden: *shipment* = 'Sendung, Versand' ganz allgemein; also eine Parallele, welche die von Corominas für Hispanoamerika, speziell Argentinien aufgestellte These unterstützt.

Ein phonetischer Exkurs aus dem *Homenaje a Amado Alonso* ist die Studie *Para la fecha del yeísmo y del lleísmo*, aus der ich nur das hyperkorrekte aragonesische *¡* statt *y* als Vehikel von Lehnwörtern im Kastilischen erwähnen möchte (*llanta*).

Und zurück zur Etymologie: *Sobre una palabra del Arcipreste de Hita y el origen del castellano «badulaque»*. Eine geistreiche und auch sachkundlich interessante Ableitung von PORTULACA mit Varianten und Kreuzungen, denen Modellwert zukommt. Auch ein Beitrag

zur sprachlichen Deutung der *jarchas* fehlt nicht, der im Anschluß an die erste Publikation von García Gómez in *Al-An 17* mit Gewinn gelesen werden kann.

Gleichfalls lexikologisch orientiert ist der *Espiguelo de latín vulgar*, der eine Reihe Etymologien (a cuál más interesante) vereinigt. Als Grundthese können wir festhalten: Etymologisch unerklärliche Wörter weisen auf entsprechende vulgärlateinische Varianten. Dabei können semantische, phonetische und andere Aspekte eine Rolle spielen. Besonders interessant sind die Abhandlungen über *deseo* und *SPELUCA*. Überall bewähren sich die ungeheure Belesenheit und Sprachenkenntnis des Verfassers. Ein Axiom, das sich mit aller Klarheit aus dieser Studie herauschält: Latein allein genügt nicht; auch das Griechische und das Arabische, um nur zwei Quellen zu nennen, gehören zum Handwerkszeug des Etymologen. So ergibt sich eine Fülle von Offenbarungen, z. B. im Zusammenhang mit *morcuero*, *miércoles*. Daß dabei, etwa im Artikel über *porfía*, viele Hinweise ohne bibliographischen Kommentar bleiben, müssen wir in Kauf nehmen bzw. als Anreiz betrachten, die eigene Dokumentation zu verbessern. Eine bemerkenswerte und alles andere als einfache Studie.

Thematisch kohärent schließt sich eine Besprechung des *Dictionnaire étymologique de la langue latine* von Ernout-Meillet an, welche erstmals in französischer Fassung in unserer Zeitschrift erschien (*VRom.* 13 [1954]), was auch für einige Beiträge des 2. Bandes zutrifft. Die Arbeit enthält erwartungsgemäß Korrekturen, Ergänzungen und eigene neue Etymologien, die oft der ergänzenden Lektüre des *DCEC* bedürfen. Die suggestive Interpretation von *ARMORACIA* als Keltismus unter Hinweis auf dtsh. *Meerrettich* steht im Gegensatz zur üblichen Deutung des deutschen Wortes (Kluge) und zu englisch *horse radish*, das mit der deutschen Variante *Mährrettich* übereinstimmt; aber vielleicht liegt in beiden Fällen eine Volksetymologie vor. Wiederum eine anspruchsvolle Lektüre.

Damit kommen wir zu Band II, der eine Reihe zum Teil sehr eingehender Besprechungen, abschließend zwei eigene Aufsätze und – glücklicherweise – zwei ausführliche Indices (Sach- und Wortindex) enthält. Die Themen dieses Bandes gehen gelegentlich über die Grenzen der Halbinsel hinaus.

Dies gilt schon für die erste, sehr ausführliche Doppelbesprechung (96 p.): *Notas de lingüística italo-hispánica con ocasión de dos libros nuevos*, die sich auf das etymologische Wörterbuch von Prati und auf die historische Grammatik von Rohlf's beziehen, wobei Rohlf's den Löwenanteil erhält. Bei der Würdigung von Prati werden auch analoge Veröffentlichungen anderer Autoren berücksichtigt. Die Rohlf'ssche Grammatik wird als Fortsetzung und Überwindung oder zumindest enorme Vervollkommnung von Meyer-Lübke und Bertoni vorgestellt, ohne das Verdienst der beiden Vorläufer zu schmälern. Von besonderem Interesse für den Hispanisten ist, wie schon der Titel verrät, die Berücksichtigung der hispano-italienischen Parallelen. Das Gleichgewicht zwischen Anerkennung und Kritik gestaltet die Lektüre dieser Berichterstattung besonders reizvoll, wie denn der Autor überhaupt nicht vor sehr offenen Einwänden zurückschreckt, aber gleichzeitig das Gelingen des Werkes eindrucklich darzustellen weiß. Die Diskussion der phonetischen Differenzierung der männlichen und sächlichen Pronominalformen ergibt reziproke und retrograde Erleuchtungen; vor allem aber beeindruckt hier und immer wieder der weite Horizont des Rezensenten. Passionierend wie stets die Substratdiskussionen, hochinteressant die Stellungnahme zu Rohlf's' Theorie der Neoromanisierung Siziliens und Süditaliens oder die Verteidigung Meyer-Lübkes in Sachen *z* und anderen Fällen von Sonorisierung, die mit unwiderlegbaren Argumenten gestützt werden. Die Überfülle der Beispiele mag manchmal anstrengen, aber alle sind gut gewählt und einige geradezu revelatorisch. Die Ausblicke auf das Katalanische, Provenzalische und Kastilische wird der Hispanist dankbar vermerken und sich

gleichzeitig gern über phonetische Merkmale der Toscana aufklären lassen. Besonders bedeutsam in dieser Hinsicht ist der Kommentar über die Hispanismen und Katalanismen im Sinne hispano-italienischer Analogien bzw. hispanischer Lehnwörter im Italienischen, deren historische Basis evident ist. Das spezifisch katalanische Kapitel ist sehr aufschlußreich und eine regelrechte Lektion. Wichtig die Differenzierung der italienischen, vor allem süditalienischen Katalanismen. Auch der französische Beitrag kommt zur Sprache, und nach so eingehender Beschäftigung mit dem Thema versteht man die Enttäuschung des Rezensenten darüber, daß der Autor seinen zahlreichen Bemerkungen keine Aufmerksamkeit schenkte. Mit um so größerem Interesse wird der Leser der Besprechung die 14 Schlußseiten mit den verschiedensten Hinweisen zur Kenntnis nehmen und aus ihnen phonetische, morphologische, etymologische und – last not least – katalanische Belehrungen empfangen.

Die zweite, 60 Seiten umfassende Besprechung ist wiederum Rohlf's gewidmet und erschien vor 40 Jahren in der *VRom*; sie ist noch heute lesenswert. Der Titel *De una obra fundamental sobre el gascón* sagt bereits, um welches Werk es sich handelt, ein Thema, das Corominas naheliegt und zu dem er entsprechend viel zu sagen hat. Erwartungsgemäß erweitert er den Horizont auf das Katalanische und Aragonesische. Die zahlreichen bibliographischen Hinweise auf oft schwer zugängliche Arbeiten machen das Studium seiner Ausführungen zu einer anspruchsvollen Lektüre. Analog zum Kommentar über die italienische Grammatik wird man oft überwältigt, genießt aber gleichzeitig eine ausgezeichnete Zusammenfassung der Rohlf'schen Arbeit. Bei manchen nicht ohne weiteres verständlichen Beispielen wäre man dankbar für eine Übersetzung; andererseits ist die Fülle der Beispiele natürlich sehr willkommen. Im einzelnen finden wir interessante etymologische Diskussionen, hin und wieder vielleicht etwas allzu apodiktische Behauptungen («una *ġ* árabe no podía convertirse en *g*»; siehe Steiger, *Contribución*, p. 185+54); aber stets von neuem überzeugende Korrekturen (Ableitung von *enta* 'a'; Erklärung des anlautenden *g*- von *gosar*, des Lehnwortcharakters von *ruc* 'asno', des Triphthongs von *souéyo* 'hollín' und vieler anderer Zweifelsfälle). Die Besprechung ist so eingehend, daß sie zur unentbehrlichen Ergänzung des Originals wird. Manche Erklärungen fallen etwas sparsam aus, was der Leser angesichts des interessanten erörterten Problems bedauert (intervokalisches *w*). Daß es sich bei *luquet* um einen Arabismus handelt, ist wohlbekannt; aber schließt das die volksetymologische Beeinflussung von *alucà* aus? Äußerst spannend und überzeugend ist die Diskussion über die Erklärung der intervokalischen Tenues und ihre Deutung als Baskismus mit der Ausweitung auf die Sonorisierung nach Nasal und Zitterlaut, abgesehen von den sekundär durch Überentäußerung stimmlos gewordenen Stimmhaften. Weitere phonetische Bemerkungen sind nicht weniger interessant, können aber hier nicht erwähnt werden. Oft gewinnt man den Eindruck, daß kein Problem für den Rezensenten unlösbar ist, und genießt besonders die Verflechtung von Phonetik und Morphologie (Ortsnamen auf *-egn*). Ebenso willkommen ist das Hinausgreifen über die Grenzen des Gaskognischen, und ausgesprochen dankbar ist man, wenn ein Beispiel aus dem Valle de Arán einmal übersetzt wird.

Es folgt die spanische Version des Beitrags aus der *Festschrift Jud, Dis Aup i Pirenèu*, die mit der im ersten Band enthaltenen Besprechung des *Rätischen Namenbuches* zusammenhängt bzw. von ihr ausgeht. Auch hier fehlt es nicht an erleuchtenden Erkenntnissen, zu denen beispielsweise die prinzipielle Deduktion vulgärlateinischer Formen gehört, die in mehreren romanischen Sprachen auftreten. Einmal mehr haben wir Gelegenheit, den erstaunlichen Horizont des Verfassers zu bewundern. Besonders heilsam ist der Abschnitt über die Ausmerzung von Irrtümern, d. h. der Hinweis auf die trügerischen Analogien bzw. Ähnlichkeiten, welche so oft die Etymologie gefährden. Allerdings bedarf es oft eines langen Atems, um die Fülle der Beispiele aufzunehmen; aber immer wieder wird man durch be-

sonders interessante Exkursionen belohnt (tres términos del lenguaje de las lecherías; aranés brik 'nada'). Morphologisch bedeutsam ist die Diskussion über die Adverbien auf *-ter*, den persönlichen Akkusativ, die lateinischen Superlative (SUMMUS, IMUS) und glanzvoll inspirierend die Zusammenfassung über die alpino-pyrenäischen und hispano-rätischen Konkordanzen, spezielle Bedeutungsentwicklungen auf Grund paralleler geographischer Verhältnisse, lateinische und romanische Archaismen, Gemeinsamkeiten besonders archaischer Zonen der Romania und schließlich die vorromanischen Reste, welche unter Umständen auf ein gemeinsames Substrat deuten.

Dieser Hinweis führt uns zur nächsten magnetischen Studie, *Enseñanzas del Diccionario Etimológico Castellano sobre el hispano-celta*. Wie schon der Titel verrät, ist diese Arbeit in gewissem Sinne eine Frucht des DCEC, aber sie exemplifiziert zugleich, was sich aus dem dort gesammelten Material durch eingehende Interpretation herausholen läßt. En passant erinnert uns der Autor an die Reihe der Keltisten und Romanisten, welche auf diesem Gebiet Pionierarbeit geleistet haben. Dann entfaltet er sein immenses panromanisches, keltologisches und indoeuropäisches Wissen in kurzen Skizzen einiger wichtiger romanischer Keltismen, um anschließend speziell auf die iberoromanischen Verhältnisse einzugehen. Mehrere Schichten und Zufahrtswege sind zu unterscheiden. Die Schwierigkeit besteht gerade im Erkennen der eigentlich hispanischen Keltismen, die nicht nur von den z. B. durch das Baskische, Iberische oder auch Italienische übermittelten Entlehnungen unterschieden werden müssen, sondern auch von den Relikten anderer indoeuropäischer Völkerstämme, die sich schon früher auf der Halbinsel niederließen. Es ergeben sich verschiedene hilfreiche Gesichtspunkte geographischer, semantischer, morphologischer Natur. Aus den verschiedenen Zonen erstehen Rückschlüsse auf die vorhistorische Siedlungsgeschichte, während die Bedeutungsfelder der einzelnen Lexeme indirekt das Leben dieser ältesten Bewohner der Hispania aufhellen: Pflanzen und Landbau, Tiere und Ortsnamen. Selbst literarische Einflüsse lassen sich aufspüren (*cantiga*), deren Bedeutung keines Kommentars bedarf. Auch die phonetischen Hinweise sind überaus gewichtig (Unterscheidung von keltischem und lateinisch-iberischem *ē*) und erlauben die Deutung weiterer ON. Der Anhang enthält noch eine Reihe bedeutsamer Etymologien, unter denen *baranda* am eingehendsten behandelt ist. In diesem und im zweiten Aufsatz des ersten Bandes findet der Keltophile einen Schatz von Materialien für weitere Studien, wenn auch der nicht keltologisch Geschulte sich öfters anstrengen muß, um allen Hinweisen zu folgen und besonders die bibliographischen Kurzsignale aufzulösen.

Die folgende ausführliche Besprechung von Schmoll, *Die Sprachen der vorkeltischen Indogermanen Hispaniens und das Keltiberische*, liegt in der gleichen Linie und schließt sich den beiden genannten Arbeiten als willkommene Ergänzung und Vollendung des Triptychons an. Diese Besprechung würde selbst eine eingehende Besprechung verdienen. Sie erweitert den Horizont des Lesers in wohlthuender Weise und bereichert ihn mit verschiedenen phonetisch-historischen Erleuchtungen. Toponomastik und Ethnologie, Geschichte und Vorgeschichte kommen zu Wort. Bibliographische Ergänzungen werden dankbar vermerkt. Corominas setzt sich mit Schmoll vom romanistischen und allgemein linguistischen Standpunkt aus auseinander und belehrt den Leser, der Schmoll selbst noch nicht kennt, über die wichtigsten Ideen und Ergebnisse seiner Forschungen. Er tut es mit so viel Geschick, daß man es kaum erwarten kann, sich dem Original zuzuwenden, um es anhand des besprechenden Mentors zu studieren. Dies gilt für alle in diesen zwei Bänden enthaltenen Besprechungen. Die vorliegende vertieft und erweitert, was wir aus den vorhergehenden keltologischen Studien gelernt haben. Dazu gesellen sich die überraschend instruktiven Fußnoten, die u. a. über indoeuropäische Parallelen in Kleinasien belehren. Die Interpretation lautlicher Differenzierungen der Iberoromania durch die vorhistorische und historische Siedlungsgeschichte

könnte nicht eindrucksvoller sein, ohne daß der Rezensent je vergißt, zur Vorsicht gegenüber zu verlockenden Schlußfolgerungen zu mahnen. Zum Spannendsten gehören die toponomastischen Illustrationen, und falls mir das Zitat eines Slogans nicht als Blasphemie ausgelegt wird, möchte ich sagen: «Es ist unmöglich, von Corominas nicht gefesselt zu sein». Man lese die Erläuterungen zu *Coruña* und *Osmá*, zu *Prestamarci* und *Briviesca*, um zu erkennen, wie die ungeschriebene Geschichte zum Sprechen gebracht werden kann.

Es folgt die letzte keltistische Studie, die uns in die Bretagne führt: eine Besprechung der Dissertation von Falc'hun, *L'histoire de la langue bretonne d'après la géographie linguistique*. Das französische Original dieser Arbeit erschien in *VRom 13* (1954). Corominas beglückwünscht den Autor zu seiner Methode, zeigt sich aber enttäuscht über seine späteren Arbeiten, welche die ursprüngliche verlockende These des aus Großbritannien im 6. Jh. in die noch gallisch sprechende Armorica importierten Bretonisch umkehren und das Bretonische als armoricanisches Gallisch mit bretonischem Adstrat deuten, was Corominas vom romanistischen Standpunkt aus strikt ablehnt.

Wir verzichten auf eine Diskussion dieses Themas und wenden uns den drei letzten Arbeiten zu, die alle dem Baskischen im weiteren Sinne gewidmet sind und glücklicherweise auch für den Romanisten kein «trobar clus» darstellen sondern mit Genuß durchdacht werden können. Das Terzett beginnt mit einer unveröffentlichten Arbeit: *Breves notas vascorrománicas a propósito de la fonética de Michelena* – Besprechung und Kommentar, die nur bei gleichzeitiger Lektüre des Originals ganz faßbar sind; aber auch ohne diese Ausweitung gibt es genug des Interessanten. Beeindruckende Sicherheit des Urteils, etymologische Aufschlüsse, toponomastische Revelationen – speziell im Bereich der aragonesischen Flurnamen – und Prinzipielles über die baskischen Romanismen (z. B. kat. *buirac* 'Köcher', *PLUMBIARE* 'Tauchervogel', *CULTER* 'Pflug', *PUGIO* 'Dolch', kat.-prov. *bugada*, gr.-lat. *MAGIDEM* 'Trog' und viele andere). Neben dieser Gruppe stehen die ins Romanische übernommene Wörter, die sich nur vom Baskischen her erklären lassen (kat.-prov. *estalviar* 'épargner'), vor allem die schon erwähnten Flurnamen. Ein Beispiel mag genügen. *Braslavilla* in der Nähe von Echo, dessen hybride Geschichte Corominas überzeugend aufrollt und nachzeichnet, bis er zum Kompositum *Berari-villa* gelangt, dessen erstes Element die Grundlage des heutigen Flußnamens *Beral* (Ansó) bildet. Moral: es ist nicht alles Gold, was glänzt; d. h. es ist nicht alles Latein und nicht alles Baskisch, sondern es gibt zahlreiche Verflechtungen, deren sorgfältige Lösung oft zu überraschenden Ein- und Ausblicken führen kann.

Es folgt ein suggestiver Aufsatz aus dem Jahre 1970: *Hurgando en los nombres vascos de parentesco*. Besonders anregend ist die Studie über *alargun* 'Witwe'. Corominas ist kein Freund der kaukasischen These, die ihm allzu nebelhaft bzw. unbeweisbar erscheint. Er sieht in der Bezeichnung der Witwe in den verschiedensten Sprachen, die er zum Vergleich heranzieht, eine semantische Konstante, welche immer vom Gedanken der Beraubtheit, Verwaistheit, Mangelhaftigkeit ausgeht. So erkennt er als erstes Element des zu deutenden Wortes die baskische Verneinung *ez*, deren Konsonant vor *l* zu *r* wurde, so daß eine hypothetische Grundform **erlagun* angesetzt werden kann; damit assoziieren wir ohne weiteres bask. *lagun* 'Gefährte, Genosse', und die Witwe enthüllt sich als 'die ohne Gefährten', deren *r* sekundär metathetisch umgestellt wurde. Ebenso interessant sind die Diskussionen über *aizpa* 'Schwester', *agure* 'alt, Alter', das als romanisches Lehnwort erkannt wird: *AVÛLE* (die Akzentverhältnisse bereiten etwas Schwierigkeiten; aber das Baskische hat ja bekanntlich keinen Akzent im romanischen Sinne), und *guraso* 'Eltern', in dessen erster Komponente er *agure* wiederfindet, so daß die Eltern 'der Alte und die Alte' sind.

Wir kommen zur dritten und letzten baskologischen Arbeit, welche den zweiten Band mit einer glanzvollen toponomastischen Studie beschließt: *El origen del nombre de Gistáu*,

del de Odèn y de otros nombres conexos. Linguistik und Geographie vereinigen sich in der Erforschung des ältesten Archivs, der Toponomastik. Wie schon der Titel verrät, sind die Pyrenäen der Schauplatz der Handlung, und zwar im aragonesischen Bereich mit starken katalanischen und gaskognischen Einstrahlungen. Bewegend die etymologische Erkenntnis, welche die Landschaft selbst dem Betrachter offenbart. Jahrtausende stehen auf und bezeugen die Übereinstimmung der Benennung mit den örtlichen Verhältnissen, Richtungen, Wegen, Beziehungen zwischen verschiedenen Siedlungen, die sich zum großen Teil vom Baskischen her aufhellen lassen, aber darüber hinaus dem ahnenden Blick iberische, wenn nicht numidisch-berberische Spuren enthüllen.

Damit beschließen wir unsere Wanderung durch diese großartige Anthologie lexikologischer Forschung im weitesten Sinne und wünschen ihr viele begeisterte und dankbare Leser.

Eva Salomonski

★

GIORGIO S. A. PERISSINOTTO. *Fonología del español hablado en la ciudad de México. Ensayo de un método sociolingüístico*, México (El Colegio de México) 1975, 134 p.

Un estudio de conjunto de la pronunciación del español en la capital de México es abordado ya en 1896 por Ch. Marden en su tesis de doctorado *La fonología del español en la ciudad de México*, presentada en la Universidad Johns Hopkins, EE.UU., y publicada mucho más tarde en Buenos Aires por A. Alonso (*Biblioteca de dialectología hispanoamericana* 4 [1938], 87–187). En 1951 J. Matluck complementa en cierto sentido la investigación anterior con su tesis doctoral sobre la fonética de las poblaciones aledañas a la capital, *La pronunciación del español en el Valle de México*, presentada en la Universidad Nacional Autónoma de México y publicada en forma abreviada en *NRFH* 6 (1952), 109–120. A lo largo de este siglo ha surgido una serie de trabajos puntuales sobre el fonetismo de la ciudad de México, entre los que destaca la maciza contribución de J. Lope Blanch, pero hasta la fecha se carecía de un nuevo estudio de conjunto, necesario dada la antigüedad de la obra de Ch. Marden. La investigación de G. Perissinotto viene a llenar este vacío. Se trata de un estudio concebido y presentado como tesis doctoral en la Universidad de Columbia, EE.UU., pero realizado en el Seminario de Dialectología de El Colegio de México. El trabajo, traducido del inglés por R. Avila y prologado por J. Lope Blanch (p. 11–14), consta de dos secciones: la primera contiene la descripción del sistema fónico mexicano urbano y la segunda, el análisis sociolingüístico de algunos fenómenos fonéticos, según las variables de sexo, edad y clase social de los informantes.

Perissinotto realiza la descripción sincrónica del sistema fónico de acuerdo con criterios estructuralistas esencialmente norteamericanos, según el modelo actualmente en uso para el estudio de la norma culta española y americana, establecido en sus líneas básicas en 1968 en el *Cuestionario provisional para el estudio coordinado de la norma lingüística culta de las principales ciudades de Iberoamérica y de la Península Ibérica, I. Fonética y Fonología* (México, U.N.A.M. y El Colegio de México). Para este efecto utiliza los materiales reunidos y archivados por los investigadores de El Colegio de México. Dicho *corpus*, recolectado de acuerdo con las normas establecidas de trabajo de campo (p. 22s.), representa 75 horas de grabaciones con 110 informantes (p. 125–134).

La descripción del sistema vocálico permite concluir a Perissinotto (p. 38–42) que:

1) en general, y especialmente en posición tónica, el sistema vocálico del mexicano urbano no presenta cambios estructurales respecto del inventario y distribución del español peninsular estándar: /a/, /e/, /o/, /i/, /u/¹.

2) «La extrema relajación de las vocales átonas que se produce entre muchos hispanohablantes de la ciudad de México» (p. 40) permite postular «para estos hablantes» (p. 41) un sistema de sólo tres fonemas vocálicos en esta posición: uno anterior /Ē/, producto de la neutralización de /e/ e /i/, uno posterior /Ō/, producto de la neutralización de /o/ y /u/, y uno central /a/: *dilata, delata* [dĒlāta], *so pena de muerte, su pena de muerte* [sŌ péna de mwérte]. Dicho sistema permitiría además explicar coherentemente sin recurrir a la consideración de asimilaciones o disimilaciones, formas tales como *coltura, vistido, rediculo* y las frecuentes ocurrencias de sinéresis con las variantes semiconsonánticas [tjátro|pjór twáya|kwéte]. En posición final de grupo fónico ante /s/ implosiva, la tendencia a la reducción fonemática es aún mayor, ya que la neutralización es total, con la ocurrencia de un solo elemento vocálico sordo muy relajado [ʔ̥]: *callas, callos, calles* [káyʔ̥s]; *cosas, cosos, coses* [kósʔ̥s].

3) El peculiar sistema de vocales átonas descrito puede ser explicado sobre la base de particularidades articulatorias del español de la ciudad de México (cf. más adelante), sin recurrir a la influencia del sustrato náhuatl, por cuanto se da en otros lugares de América, donde ésta no puede ser supuesta (por ejemplo en Perú, Bolivia, Colombia, Argentina) y, sobre todo, no corresponde a las características estructurales de esa lengua indígena.

La descripción de Perissinotto pone de manifiesto que, a diferencia del sistema vocálico, que presenta un inventario reducido en posición átona debido a la extrema relajación de las vocales en ese contexto, el sistema consonántico mexicano se caracteriza por la presencia de articulaciones tensas donde se esperarían variantes relajadas en comparación con otras variedades del español, v. gr. con la peninsular estándar y la mayor parte de las americanas. El análisis de la estructura silábica del mexicano es, según el autor, especialmente adecuado para comprobar dicha característica. Es sabido que el español general tiene una marcada predilección por las sílabas abiertas, es decir, por las estructuras CV, V y CCV: *ca-mi-no, y, o, a* y *tri-ple*, que en conjunto constituyen la gran mayoría de los tipos silábicos (cf. T. Navarro, *Studies in Spanish Phonology*, Coral Gables: Univ. of Miami Press, 1968, p. 41). Por esta razón se ha interpretado como un paso más hacia la formación de sílabas abiertas la tendencia del español general a neutralizar o eliminar oposiciones fonológicas en final de sílaba, a través de la aparición de variantes relajadas en esa posición o simplemente de la pérdida fonemática. El español de la ciudad de México muestra, en cambio, un sistema silábico con muy poca relajación de consonantes, incluso en posición final de sílaba. Ejemplos típicos de esta peculiaridad son: la articulación tensa y estridente de -s, que, a diferencia de grandes áreas de España y América, no se aspira y sólo se pierde ante /r̄/, cuya articulación influye, asibilándola; la gran resistencia a la relajación de la consonante implosiva de grupos cultos [oḥséno|adkir̄|iy nóro|áktó|eksíste|ápto], en contraste con vastas áreas hispanohablantes donde son comunes la sonorización, tanto como la vocalización o pérdida de estas consonantes; y, por último, la tendencia de -d en posición final absoluta a mantenerse, aunque a veces relajada, a diferencia del español general. Perissinotto combina una explicación ecléc-

¹ Cf. algunas variedades dialectales andaluzas que han desarrollado distinciones fonémicas /ē/: /e/, /q̄/: /q/, /a/: /ā/ (V. D. ALONSO, A. ZAMORA y M. J. CANELLADA, *Vocales andaluzas*, NRFH 4 [1950] 209–230) y el sistema de 7 vocales que se ha propuesto para el español de Puerto Rico (V. R. DEL ROSARIO, *Estado actual del español en Puerto Rico*, en: *Presente y Futuro de la lengua española*, I, Madrid 1964, p. 153–160).

tica para el fenómeno de la referida tensión articulatoria de las consonantes, suponiéndolo efecto de la relajación extrema de las vocales (la explicación inversa conduciría al mismo resultado): el núcleo de la sílaba átona parece encontrarse con mayor frecuencia en la consonante que en la vocal, por lo que algunos autores hablan en este caso incluso de «consonantes vocálicas» (p. 72); por otra parte, la alta frecuencia y mantención de grupos consonánticos en topónimos indígenas de uso diario y constante contribuiría también a explicar la firmeza de las consonantes implosivas mexicanas. Una explicación general del fenómeno por el lado del sustrato náhuatl no resultaría sostenible, según el autor, ya que aquél también se encuentra en áreas donde no se puede suponer la influencia de dicho sustrato; tampoco serían aceptables explicaciones parciales sobre la base de este criterio, como la aparición de [ɸ] implosiva en ese contexto (B. Malmberg), por cuanto el náhuatl no poseía /ɸ/ ni /r/ (p. 73).

El tratamiento sincrónico del fonetismo mexicano que ofrece Perissinotto no presenta, en rigor, grandes novedades descriptivas ni soluciones nuevas para los problemas ya conocidos. El autor concuerda en general con el esqueleto descriptivo de Ch. Marden, comprobando e incorporando con oportunidad y eclecticismo los resultados de la investigación posterior sobre el tema. De este modo, por ejemplo, sigue a D. Cárdenas en el tratamiento de la asibilación de /r/ y /r̄/ (p. 74s.), a J. Lope Blanch en la interpretación fonológica de las variantes [s̄] y [s̄] (p. 66 y 67); a M. Canellada, A. Zamora, J. Lope Blanch y, parcialmente, B. Malmberg en la descripción y explicación de la tensión articulatoria de las consonantes (p. 69s.); a F. H. Jungemann en el análisis de la variante bilabial de /f/. El mérito de Perissinotto radica en haber logrado una armónica y actualizada presentación de conjunto del fonetismo mexicano, la que se hacía cada vez más necesaria. Precisamente por esto, debe lamentarse que la transcripción fonética no resulte todo lo pormenorizada, uniforme y rigurosa que es dable de esperar en estudios de esta naturaleza. Algunos ejemplos: el autor utiliza una notación simplificada para la transcripción de las vocales en el capítulo destinado al consonantismo (p. 44, N 29), lo que impide a menudo comprobar si determinadas variantes consonánticas alteran o no, v. gr. la abertura vocálica, como en la secuencia «*r̄* + vocal»²; señala (p. 56, N 51) «que de aquí en adelante» evitará transcribir la dentalización de /s/ ante dental, por tratarse de un fenómeno constante; sin embargo, ya había introducido circunstancialmente dicha práctica con anterioridad (cf. las transcripciones de *angustia*, *basta*, y *justifican* en p. 50, 47 y 28, respectivamente) y aplica, sin explicitarlo, igual criterio para las combinaciones /nt/ y /lt/, en cuya transcripción alternan [nt] ~ [nt̄] y [lt] ~ [lt̄] (V. gr. las transcripciones de *mente* [p. 25], *entonces* [p. 29, N 10] con [nt̄] y las de *diferentes* [p. 28]; *entonces* [p. 58] con [nt]; las de *bulto* [p. 26], *cultura* [p. 63] con [lt̄] y las de *vuelto* [p. 26], *coltura* [p. 38] con [lt]). La inseguridad generada por estos procedimientos se extiende y no permite al lector decidir con seguridad, en casos de mayor importancia, v. gr. si la transcripción [vayɸ] (p. 52) por [báyɸ] corresponde, como ocurre en otras capitales americanas, a la existencia (esporádica) de una articulación labiodental sonora en el mexicano urbano – [v] aparece en la lista de símbolos fonéticos utilizados (p. 18), pero sólo se usa en la ocasión indicada y no se menciona dentro de las variantes de /b/ (p. 47ss.) – o a un error de transcripción del mecanógrafo por influencia ortográfica, como en el caso de [gr̄ɪŋg^os] (p. 31), y [řřegistro] (p. 65) en vez de [gr̄ɪŋg^os] y [řřexiɪstro]. Tampoco nos conforma la confección del cuadro resumen que Perissinotto da del sistema con-

² Esta omisión es tanto más lamentable, cuanto impide precisamente en este caso establecer puntos de contacto con investigaciones experimentales realizadas sobre la materia para otras variedades del español americano. Cf. A. QUILIS y R. CARRIL, *Análisis acústico de [ɸ] en algunas zonas de Hispanoamérica*, *RFE* 54 (1971), 271–316, y L. CARRASCO, *Análisis acústico de la secuencia [ɸ] más vocal en el español de Concepción (Chile)*, *Revista de Lingüística Aplicada* 12 (1974), 5–13.

sonántico mejicano (p. 43), pues resulta incompleto y/o poco coherente. Incompleto, porque incluye sólo en ciertos casos variantes de las unidades fonológicas (*b/b̃; d/d̃; ʔ/y; g/γ*), sin considerar gran número de otras, v. gr. las nasales, laterales y asibiladas. Poco coherente, pues si se pretendió representar fundamentalmente los fonemas con sus variantes básicas, no se entiende por qué se incluyen ciertas variantes y se excluyen otras de mayor extensión e importancia incluso, como [ʀ]. En consonancia con las deficiencias anotadas aparece en general el poco cuidado de la edición española de la investigación de Perissinotto, responsabilidad que suponemos afecta básicamente al traductor y/o a los revisores de la versión mecanografiada de su manuscrito (se trata de una impresión fotomecánica). Por tratarse de errores molestos, que indudablemente restan mérito a los aciertos de contenido de la obra, dejaremos constancia de algunos de ellos relativos a referencias erróneas y a redacción negligente:

- En p. 66 la nota 65 remite a la 62, pareciendo corresponder la referencia a la N 63. Claramente erróneas son las referencias de las notas 85 (p. 76), 108 y 109 (p. 100) que remiten a las notas 41, 84 y 46, debiendo hacerlo a las notas 47, 85 y 47 respectivamente.
- La suma de los porcentajes parciales transcrita de un importante cuadro estadístico de T. Navarro da 110% (p. 68).
- «... sólo he tomado en cuenta ... las combinaciones *ea* ...; *oa* ... y *oe*. De estas *cuatro* combinaciones ...» (p. 84s).
- «[El] fonema /y/ [ocurre] en posición inicial, en posición inicial de sílaba interior y en *posición final absoluta*» (p. 51).
- «... [b̃] se da *en los contextos* excepto en posición inicial y tras nasal» (p. 48).
- «... antes de /l/ o /s/ el fonema /r̃/ ...» (p. 59). Se refiere, en rigor, al fonema /s/.
- El fenómeno de asimilación aparece ejemplificado con una serie de disimilaciones (p. 38), a consecuencia seguramente de la omisión de una o más líneas del texto.
- «La variante ... [r] se encuentra en posición inicial de sílaba, excepto cuando va precedida de /m, l, s/, y en posición final de sílaba ... *ladron, patron, frente, libro* ...» (p. 63). Ninguno de los cuatro ejemplos indicados corresponde a la descripción, incompleta por cierto, de la distribución de esta variante.
- «[El] fonema ... /n/ [ocurre] en posición final de sílaba interior y de palabra ... La variante [ñ] es la más común y aparece al principio, en medio y al final de palabra ...: *nulo, mano* ...» (p. 60). La descripción de la variante contradice la del fonema que realiza.
- «La falta de palatalización de /n/ ante palatales también ha sido notada en la ciudad de México por J. W. Harris» (p. 61) es una de esas construcciones que conmueven a los gramáticos por su adecuación para mostrar que el orden de los elementos oracionales en español no es tan libre como se supone.

La segunda parte de la obra de Perissinotto está destinada, siguiendo el modelo socio-lingüístico de W. Labov, a «analizar la distribución de algunas variantes fonéticas de acuerdo con el sexo, el grupo de edad y la clase socioeconómica de los informantes» (p. 79), lo que «permite observar [no sólo la distribución, sino también] el avance de los cambios y señalar el grupo social que originó o dió impulso a los nuevos fenómenos» (p. 80). La clasificación de los informantes (p. 79s.) origina tres grupos generacionales (GG 1 = 16–32 años; GG 2 = 33–55 años; GG 3 = 56+) y tres grupos socioeconómicos, establecidos según los criterios de educación, profesión, situación económica y conciencia del mundo circundante (GSE 1 = clase baja; GSE 2 = clase media; GSE 3 = clase alta). Perissinotto excluye de sus recuentos a los menores de 16 años por considerar que «su habla estaría bajo la influencia normativa de los maestros y del dialecto hablado por su familia, razón por la cual no representarían un grupo específico» (p. 81s.). No obstante, pensamos que para ciertas cuestiones de pro-

gnosis lingüística y para la mayor comprensión de las relaciones entre proceso escolar y segmentación social de la comunidad es necesario tomar en cuenta también la población infantil. En el caso del mejicano urbano, un problema que habría requerido su consideración por ejemplo es el relativo a la creciente asibilación de /r̄/, de importantes consecuencias fonológicas en el sistema y de compleja estratificación social. El mismo Perissinotto indica v. gr. (p. 82, N 94) que W. Labov, modelo de su investigación sociolingüística (p. 79) recurre para el análisis de ciertos fenómenos a agrupamientos por edad de la población del tipo 8–15; 16–19; 20–39; 40–59; 60+. La clasificación en grupos socioeconómicos «fue hecha por los estudiantes graduados en lingüística del Centro de Estudios Lingüísticos y Literarios de El Colegio de México» (p. 82). Perissinotto la adopta sin discusiones (p. 82s). A nuestro modo de ver, en cambio, no resultan claramente fundamentados el manejo de las variables consideradas y la consecuente descripción de los grupos resultantes. Nos llama la atención que los intelectuales (universitarios de profesión liberal o empleados por el Estado o la industria) no sean mencionados en la clase media, constituida básicamente «por obreros calificados, pequeños comerciantes, burócratas, empleados, etc.», los que «son conscientes sólo de los acontecimientos de nivel nacional». El grupo de las personas que integran la clase alta descrita tampoco parece contener la masa de los intelectuales, aunque se le atribuye intelectualidad a sus miembros: «Ocupan altos cargos en su profesión, son intelectuales y muestran a menudo actitudes cosmopolitas.» Las personas de la clase baja, en cambio, además de su miseria, «casi no tienen conciencia de lo que no experimentan personalmente». La descripción precedente contradice nuestra experiencia de la estructura de clases de otros países hispanoamericanos comparables en este aspecto a México, como Chile y Argentina, donde las clases medias – mucho más que los reducidos miembros de los clanes familiares y financieros de las clases dominantes, en general, retardatarias – incluyen a la gran mayoría de los intelectuales y constituyen un factor de empuje, desarrollo cultural y, por ende, de apertura cosmopolita, y, donde las capas populares se caracterizan por su carácter combativo, el que emana de su profunda conciencia de clase y aguda intuición de los problemas nacionales. Pensamos que es necesario introducir una mayor diferenciación y finura de análisis en esta materia para futuras investigaciones sociolingüísticas en el continente; aun cuando la tripartición parece responder a las representaciones preanalíticas del ciudadano medio (p. 84), es indudablemente demasiado simplista para recubrir adecuadamente la estratificación social y lingüística de nuestras sociedades.

Los fenómenos estudiados por Perissinotto en esta sección son los siguientes: 1. Sinéresis vs. hiato; 2. neutralización de las oposiciones *p/b*, *t/d*, *k/g* en posición final de sílaba; 3. sonorización de /s/ ante consonante sonora; 4. realización bilabial vs. labiodental de /f/; 5. y 6. asibilación de las vibrantes simple /r/ y múltiple /r̄/. La selección de los temas 2–6 es inobjetable, pues su tratamiento permite profundizar la descripción y comprensión del fenómeno característico del consonantismo mexicano urbano: la firmeza y gran tensión articulatoria de sus consonantes. Es lamentable, en cambio, la omisión del análisis sociolingüístico de la relajación vocálica en posición átona. Las conclusiones de Perissinotto sólo ratifican el hecho ya conocido de que el fenómeno «se produce entre muchos hispanohablantes de la ciudad de México» (p. 40) y que ello permite postular «para estos hablantes» (p. 41) un sistema de tres vocales en posición átona; pero, precisamente por tratarse del rasgo característico del vocalismo estudiado, habría sido de gran utilidad saber con mayor precisión de qué hablantes y de cuántos se trata, según sexo, edad y educación social. El tratamiento de 1. sólo contribuye en forma indirecta, por su carácter de fenómeno lateral, a la comprensión sociolingüística del referido problema básico.

También resulta, en nuestra opinión, poco adecuado el análisis de la asibilación de /r̄/ en

cualquier contorno fonético: «en esta sección se estudian las apariciones de /r/ en cualquier contexto, mientras que para /r/ nos limitamos a analizar la posición final absoluta» (p. 110). Ya que en la estadística de la oposición /r/ está incluido el tratamiento de las variantes múltiples asibiladas [ʃr ~ ʃr̄] y no asibiladas [r ~ r̄] en posición final de sílaba, habría sido recomendable analizar sólo la alternancia [r̄ ~ ʃr̄] en posición inicial de palabra y de sílaba interior, es decir, en los tipos *risa* y *perro*, especialmente interesantes para la comparación con otras variedades del español americano. El análisis general de Perissinotto no permite, en cambio, obtener cifras específicas sobre los tipos referidos.

Los recuentos realizados en el estudio sociolingüístico de Perissinotto, aspecto más novedoso de la obra, son de gran interés no sólo para la lingüística, sino también para el profesor de idiomas y para el cientista social. La solución de problemas pedagógicos relativos a la ortografía y a la vagamente denominada «pronunciación culta» se ve altamente favorecida con la investigación de Perissinotto. Los planes y programas de enseñanza de la lengua materna y de lenguas extranjeras deberían considerar el hecho de que muchos fenómenos condenados por la tradición normativa, v. gr. la sinéresis con solución semiconsonántica tipo [tjátro] o la asibilación de vibrantes, han alcanzado un grado enorme de difusión en los diversos grupos generacionales y socioeconómicos, y adecuarse científicamente a la realidad lingüística mexicana.

Ahora bien, justamente por las importantes consecuencias y nuevos aspectos que plantea el tipo de trabajo hecho por Perissinotto lamentamos la impureza metódica con que el autor ha realizado gran parte de sus recuentos. Llama la atención en sus tablas estadísticas el hecho de que el número de casos observados dentro de cada uno de los grupos resultantes de la consideración de una variable es bastante desigual. Perissinotto da la siguiente explicación: «El total de ocurrencias, diferente en cada GG [250 para GG 1; 143 para GG 2 y 74 para GG 3], refleja simplemente un número diferente de informantes y, por lo tanto, de datos en cada grupo. Lo mismo sucede en el resto de la investigación, por lo que no haré referencia a ello de aquí en adelante» (p. 88, N 100). Dicho criterio nos parece altamente cuestionable, pues el grado de validez de un recuento estadístico depende de la comparabilidad de los datos computados, en este caso por ejemplo, de un número análogo de informantes y de una muestra similar para cada grupo del fenómeno analizado. Dado que el autor no indica haber aplicado procedimientos de compensación estadística para establecer la referida comparabilidad, muchos de sus porcentajes no ofrecen la seguridad requerida en una investigación de esta naturaleza, dejando un necesario margen de duda. A este respecto nos parece ilustrativo su análisis de la sonorización de /s/ ante consonante sonora y de la asibilación de la vibrante múltiple en el eje generacional. En el primer caso (p. 97) se consideran 372 ocurrencias en GG 1, 312 en GG 2 y sólo 96 en GG 3, que constituye precisamente el único de todos los subgrupos considerados en los tres ejes (sexo, edad y clase social) en el cual [ʃ] (37,5%) predomina ligeramente sobre [z] (33,4%); en el segundo (p. 111), se consideran 948 ocurrencias en GG 1; 452 en GG 2 y sólo 172 en GG 3, subgrupo que arroja justamente 0% de asibilación frente al 35,8% y 34,5% de GG 1 y GG 2, respectivamente.

En suma, la obra de Perissinotto es un aporte a la lingüística mejicana e hispánica, pues constituye una oportuna síntesis actualizada de la investigación sobre el sistema fónico del mexicano urbano y el primer intento mayor en esta materia de enriquecer y profundizar la descripción de una importante variedad del español con la utilización de métodos sociolingüísticos. Es de esperar que en una próxima edición, que sus novedosos aspectos posiblemente le deparan, se profundice en la discusión de los puntos controvertidos y se superen las deficiencias anotadas.

Nelson Cartagena